



28849, I, G, C









28849, F. G. b

II

Eine Weltreise

um die nördliche Hemisphäre

in Verbindung

mit der Ostasiatischen Expedition

in den Jahren 1860 und 1861.

Von

Wilhelm Heine.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

B





**Eine Weltreise**  
um die nördliche Hemisphäre.

---





# Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre

in Verbindung

mit der Ostasiatischen Expedition

in den Jahren 1860 und 1861.



Von

Wilhelm Heine.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.



Dem Andenken  
unserer Kameraden

vom

Schooner Frauenlob

ist dieses Buch gewidmet

vom

Verfasser.



## V o r w o r t.

---

Die nachfolgenden Blätter sind eine Sammlung von Briefen, geschrieben während meiner zweiten Reise um die Erde.

Ich unternahm dieselbe als Mitglied der von der königlich preussischen Regierung nach Ostasien entsendeten Expedition. Ueber die Wichtigkeit eines derartigen Unternehmens hatte ich die Ehre, am 7. Mai 1859 vor der Geographischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag zu halten, der in kurzen Zügen die wesentlichsten Punkte der Sachlage berührte. Da verschiedene hochgestellte Personen über den behandelten Gegenstand weitere Besprechungen veranlaßten, auch sonst noch weitläufige Erörterungen, Correspondenzen und Verhandlungen dadurch hervorgerufen wurden, so lasse ich den Wortlaut meines Vortrags im Anhang des zweiten Theils

folgen. Es war leider nicht möglich, das mir selbst gestellte Programm in der beabsichtigten Weise auszuführen; die Gründe, warum dies nicht geschah, erhellen aus den Begebenheiten.

Ein Theil der folgenden Briefe ist bereits in der Kölnischen, der augsburger Allgemeinen und der Leipziger Illustrierten Zeitung veröffentlicht worden; bei dem hohen Interesse jedoch, welches die preußische Expedition erregt hat, dürfte die vollständige Sammlung der Briefe, zumal mehrere derselben bisher noch unveröffentlicht geblieben sind, der Lesewelt nicht unwillkommen erscheinen.

Alles ward in seiner ursprünglichen Fassung gelassen; eine umständliche Bearbeitung würde mehr Zeit und Muße erfordern, als mir augenblicklich zu Gebote steht; denn ehe Gegenwärtiges vor das Publikum tritt, werde ich, so Gott will, wieder bei der Unionsarmee sein, die ich verließ, als Invalidität längern Aufenthalt im Felde unmöglich machte und ich mich genöthigt sah, Heilung in Deutschland zu suchen und Gott sei Dank! auch zu finden. Nachdem meine Gesundheit wiederhergestellt ist, halte ich es für Pflicht, sogleich nach dem Kriegsschauplatz zurückzukehren.

Sollten die Schilderungen der Sitten und Gebräuche in China und Japan dürftig erscheinen, so bedenke man,



wie viel in der Neuzeit über diesen Gegenstand geschrieben worden, wozu ich selbst bereits sechs Bände geliefert. Ein wissenschaftliches Mitglied der Expedition (Hr. Dr. Maron) hat diesen Gegenstand in einer sehr schönen und gelungenen Weise behandelt. Aus ähnlichem Grunde unterblieb auch die Beigabe von Illustrationen.

Was meine Stellung in der Expedition betrifft, so ward ich vom Chef derselben „zunächst als Zeichner“ benannt, meine literarische Thätigkeit von ihm „zunächst nicht beansprucht, da die Mitglieder seines diplomatischen Stabes diesem Fach genügen würden“. Auch ward gewünscht, daß ich die Aufsicht über die Arbeiten der Herren Photographen führen sollte, und meine früher in jenen Gegenden gemachten Erfahrungen „nicht vorenthalte, wenn ich danach gefragt würde“.

Ueber den Plan der Expedition belehrt am besten die betreffende Denkschrift des Hrn. Finanzministers; sie ist in einem Artikel der Böß'schen Zeitung vom 18. Febr. 1860, den ich deshalb im Anhang wiedergebe, auszugsweise mitgetheilt worden.

Einer Kritik über die Leistungen der Expedition enthalte ich mich gänzlich, denn der königlichen Regierung ist es vorbehalten, eine ausführliche Schilderung von dem Verlauf dieses wichtigen Unternehmens zu veröffentlichen.

Indem ich Deutschland wieder verlasse, wünsche ich noch eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Ich sage hiermit den hohen Gönnern, die mir vor meiner Abreise so ermuthigende Theilnahme bewiesen, meinen wärmsten Dank, ebenso den Offizieren der königlichen Marine für ihre kameradschaftliche Aufnahme und den übrigen Mitgliedern der Expedition für alle mir erzeugten Freundlichkeiten.

Berlin, den 25. März 1863.

**W. S.**

## Inhaltsübersicht des ersten Theils.

### I. Von Berlin nach Korfu.

Seite

Abreise. Der Lloyd-Dampfer „Kalkutta“. Die Küste Albaniens. Korfu. Korfioten und Arnauten. Stadt und Umgegend. Vegetation. Bauwerke. Trachten und Sitten. Spaziergänge und Ausflüge. Jagd. Abgaben und Verwaltung. Wohlstand. Gastlichkeit . . . . . 1—11

### II. Alexandria.

Weltwunder und Weltskandal. Abreise von Korfu. Zwei andere «ex-pede». Südweststurm. Alexandria. Vor Anker. Der Hafen. Ausschiffung. Das Frankenviertel. Atmosphärische Ungeheuerlichkeiten. Esel-Loomotive. Auswüchse und Ungeheuerlichkeiten. Die Pompejusssäule. Der Mahmudikanal. Mehr Ungeheuerlichkeiten. Landhäuser und Gärten. Die Nadeln der Kleopatra. Alexandria erschöpft 12—26

### III. Kairo.

Der P. u. D. Comp.-Dampfer „Nubia“. Bahnhof in Alexandria. Der See Mareotis und das Nildelta. Die Station an der Nilbrücke. Kairo. Buckelhieroglyphen. Hotel de l'Orient. Die Esbekieh. Musikalische Ungeheuerlichkeiten. Die Citabelle. Die Moschee Mehemed-Ali's. Der Sussufbrunnen. Rundschau. Die Bazars. Curiositätenunfug. Tänzer. Frauen. Der Sommerpalast Schubra. Heliopolis. Die Khalifengräber . . . . . 27—51



## IV. Umgebungen von Kairo.

Seite

Vorbereitungen zu einem Ausflug. Alt-Kairo. Rhoda. Gizeh. Die Fähre und Fährleute. Nach den Pyramiden. Das Nachtlager. Die Nachtwächter. Dialog. Die Sphinx. Ausgrabungen. Besteigung der großen Pyramide. Rundschau. Bakschisch! Bakschisch! Die Königsgräber. Die Gräberfelder. Abschied von der Sphinx. Sakarra. Unter Palmen wandelt keiner ungestraft. Apis-Gräber. Neue Ausgrabungen. Memphis. Ein nasses Lager und trockenes Nachtmahl. Rückkehr nach Kairo. Der Suezkanal. Pro und contra. Die Eisenbahn des Isthmus. Suez. An Bord . . . . . 52—75

## V. Aden, Point de Galle, Colombo.

Aden. Der Hafen. Eine öde Felsenwüste. Die Stadt. Die Insel Sokotura. Point de Galle. Nach Colombo. Eine angenehme Heerstraße. Kokospalmencultur. Fischer und Fischerei. Steuern. Kasinhäuser. Bentotte, Caltura. Zimmetcultur. Ein Banyanbaum. Colombo. Stadt und Bevölkerung. Dr. Keelart. Eine zoologische Sammlung. Elefantenschädel . . . . . 76—94

## VI. Ein Ausflug nach Adam's Peak.

Verschiedene Arten zu reisen. Die Ausrüstung. Der Weg. Vegetation. Agricultur. Halt. Langsam weiter. Spätes Nachtquartier. Der Kru = Ganga. Ein Pinnkammer. Schlangentanz. Ratnapoora. Graben nach Edelsteinen. Nach Gillemalle. Landblutegel. Der Moodliar. In Ungnade entlassen. Palla-Badulla. Schwierigkeiten. Weiter vorwärts. Ein steiler Pfad. Regen. Nacht. Besorgniß. Die verloren Geglauten zurück. Die Sri-pada. Physiognomie der Pflanzenwelt. Rückkehr nach Ratnapoora. Eine glückliche Familie unter den Halbciwilisirten. Den Kaluganga hinab. Maha Saman Dewale. Ein fliegender Hund. Caltura. „Stech' Gold in deinen Beutel“. . . 95—128



## VII. Kandy.

Seite

Die Straße. Der Tempel von Kalany. Physiognomie der Landschaft. Umbepuffe. Verkehr. Kaffeehausfirer. Der Paß von Kabunagawa. Kandy. Der „Pavillon“. Die Stadt. Tempel der Datada. Palast der Könige. Besuch im Tempel. Die Häuptlinge. Das Sanctuarium. Die Karandua. Elefanten und Elefantenjagd. Kaffeecultur 129—158

## VIII. Geschichtliche Rückblicke. Nach Singapore.

Lopez Soarez de Albergaria in Colombo 1517. Erster Krieg mit den Kandyern 1520. Wimola Dharma. Tod des Don Juan Dharmapala 1597. Jaffna erobert 1617. Die Holländer in Batticaloa 1602. Die Dänen in Cottiar 1620. Die Holländer erobern Colombo 1656. Erobern Kandy 1766. Die Holländer übergeben die Insel an die Engländer 1796. Aufstand der Eingeborenen 1797. Desgleichen 1803. Einnahme von Kandy 1815. Letzter Revolutionsversuch 1817. Abschied von Ceylon. Der Dampfer „Ganges“. Pulo Penang. Die Straßen von Malakka. Arkona und Thetis. Der Raja von Johore. Chinesische Theater . . . . . 159—187

## IX. Von Singapore nach Jeddo.

Das Geschwader complet. An Bord. Der erste Gottesdienst. Ein Mann über Bord. Verloren. Haifische. Ein schwerer Sturm. Fusi-Yama. Die Bai von Jeddo. Ausschiffung. Einzug. Instillirt. Akabany, seine Bewohner, Leben und Treiben. . . . . 188—208

## X. Jeddo.

Charakter der Stadt. Wohnungen der Daimios oder Fürsten. Das Schloß des Kaisers. Die Prinzenstadt. Die Tempel. Die Brücken. Niphon-bas. Die Zahl der Einwohner. Straßen und Märkte. Umgegend. Theegärten. Die Bevölkerung in den Straßen. Gründe der Misstimmung gegen Fremde. Ermordung des Gotairo oder Regenten. . . 209—229

## XI. Umgebungen von Jeddo.

Seite

Photographie unter Schwierigkeiten. Sinagawa. Befestigungen. Die Nichtstätte. Das Wirthshaus von Omori. Die Kaisergräber am Klegami. Yunizho. Odzhi. Der Fuchstempel. Pickenickpartien. . . . .	230—264
---	---------

## XII. Oeffentliche Vergnügungen.

Der Kanontempel in Asaya. Spielwerk. Buddhabilder. Gymnasten und Preiskämpfer. Der Haupttempel. Die Asayapferde. Eigenthümliche Schaustellungen. Scheibenschießen en miniature. Gärten. Theater. Gaukler. Reitbahnen. Bogenschützen . . . . .	265—288
--	---------

---

## I.

### Von Berlin nach Korfu.

Abreise. Der Lloydampfer „Kalkutta“. Die Küste Albaniens. Korfu. Korfioten und Arnauten. Stadt und Umgegend. Vegetation. Bauwerke. Trachten und Sitten. Spaziergänge und Ausflüge. Jagd. Abgaben und Verwaltung. Wohlstand. Gastlichkeit.

Alexandria, 17. Mai 1860.

Am 1. Mai waren meine Vorbereitungen für die Reise beendet, und am Abend desselben Tages ward diese angetreten. Der nächste Tag fand mich in Wien, der Morgen des 4. in Triest.

Der Dampfer direct nach Alexandria sollte am 11. segeln, allein es lag nicht in meiner Absicht, ohne weiteres aus der kühlen Frühjahrsstemperatur des nördlichen Deutschland in die Sommerhitze Aegyptens zu gerathen; so benutzte ich den Dampfer vom 5., um bis Korfu zu reisen und dort das Boot vom 11. zu erwarten.

Um Mittag verließen wir den Hafen, der Abend fand uns in blauem Wasser, über welches hinaus nur ein schmaler Streifen niedriges Küstenland mit einzelnen Bergen und



Hügeln in der Ferne sichtbar. Das Boot (Kalkutta) war geräumig, die fünf oder sechs Passagiere der Kajüte fanden ein jeglicher ein Zimmer für sich und waren einander nicht im Wege, der Kapitän gefällig, die Luft angenehm, die See still; so verging der Sonntag ruhig und ohne bemerkenswerthe Ereignisse, und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens fand uns an der majestätischen Küste Albaniens, starr und steil aus der azurblauen Meeresflut aufsteigend, eine schroffe Felsenstirn bietend, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt waren. Nach Süden zu war das sanft anschwellende Hügelland Korfus, bedeckt mit Olivenhainen, überragt von einzelnen Felsenhöhen, auf der blauen Flut aber tanzten leichte Fahrzeuge, Zeugniß gebend, daß die Korfioten seit jener Zeit ihre Neigungen noch nicht geändert haben, wo Homer von ihnen sang:

Denn nichts hält der Phäaken Geschlecht auf Röhren und Bogen,  
Aber Mast und Ruder und gleich hinschwebende Schiffe  
Lieben sie, freudiges Muths grauschimmerndes Meer zu durchsegeln.

Bald tritt man in eine Straße, gebildet von einem Vorsprung des Festlandes auf der einen Seite, und einem andern von der Insel, auf der sich die Trümmer der Festung Kassopo, an der Stelle des altgriechischen Kassiope gelegen, erheben. Gegenüber auf der albanischen Küste zieht sich das Thal von Butrinto hin, wo Aeneas vom Hellenus bewirthet ward, in der Mitte der Straßen auf einem einsamen steilen Felsen aber steht ein Leuchthurm. Da, wo sich die Straßen in ein etwa 6—8 Seemeilen breites Becken erweitern, erblickt man endlich die Stadt und den Hafen von Korfu,



nach Süden zu durch die auf einer Halbinsel gelegene Citadelle, nach Nordosten hin durch die Batterien der besetzten Insel Bido geschützt. Die Häuser säumen den südlichen Theil einer geräumigen Bai, die Schiffe aber ankern zwischen der Stadt und Bido.

Außer zahlreichen kleinen Küstenfahrzeugen lagen zur Zeit nur ein Molyddampfer, zwei englische Linienschiffe und eine dergleichen Fregatte, nebst einem österreichischen Dampfer, auf dem der Herzog von Brabant, der von Konstantinopel auf einem englischen Dampfer angekommen war, seine Reise weiter fortsetzen sollte. Kaum war der Anker der „Kalkutta“ herab, so drängten sich viele Boote an das Schiff, theils Früchte, frische Gemüse und Milch zum Verkauf anbietend, theils ihre Dienste den Passagieren, die ans Land wollen, aufdringend oder neue Passagiere herbeiführend, die nach Griechenland oder Konstantinopel, dem Bestimmungsort des Dampfers, wollen. Unter diesen letztern befinden sich viele grimmig aussehende Arnauten, im malerischen reichgestickten Costüm, das rothe Käppchen mit blauer Quaste auf dem Kopf, um die Lenden die weitsaltige Justanella, einen zottigen Filzmantel über die Schultern geworfen und im Gürtel ein ganzes Arsenal von Pistolen, langen und kurzen Messern und Patronentaschen für die lange, oft reich eingelegte Flinte. Sie ziehen entweder nach Konstantinopel, um dort oder anderswo ihre Kriegsdienste anzubieten, oder sind auch wol von dort zurückgekehrt, um über Korsu nach ihrer Heimat zu reisen, wenn es etwa der sie verwendenden Regierung an dem nöthigen

Geld gefehlt hat, ihre Dienste zu bezahlen, nach dem alten Sprichwort: «Point d'argent, point de Suisse.» Wünscht man einige Tage in Korfu zuzubringen, so landet man an der Douane, gibt daselbst eine schriftliche Erklärung ab, sämtliche ans Land gebrachte Effecten bei der Abreise wieder mit sich nehmen zu wollen, und wird nicht weiter belästigt. Unter den drei oder vier Hotels besserer Klasse ist kein erheblicher Unterschied, d. h. sie sind alle mittelmäßig genug, und der Preis ist gleichfalls derselbe, von 10 Sh. bis zu 1 Pf. St. per diem nach Maßgabe der Zimmer, die man bewohnt.

Es sollte niemand versäumen, sogleich die Citadelle zu besuchen, von der man eine schöne lohnende Fernsicht über die Stadt, die Insel und das weite Meer hat.

Zu jener Zeit, wo die Venetianer, die etwa um das Jahr 1386 Besitz von der Insel ergriffen und dieselbe zu einem Waffenplatz und ihrem bedeutendsten Außenposten erhoben, in Korfu regierten, hatte man für das Pflanzen eines jeden Olivenbaumes einen gewissen Preis ausgesetzt; infolge dieser Maßregel entstanden jene herrlichen Waldungen, die jetzt alle Hügel bedecken, die fruchtbaren Felder und Weingärten der Ebenen umfassend und sich bis gegen die felsigen Gipfel hindehnend. Die Stadt sowie die hier und da verstreuten Dörfer sind meist mit Gärten voll Blumen und Fruchtbäumen umgeben. Dichte Hecken blühender Rosen fassen dieselben ein, Jasmin, Citronen- und Orangenbäume, die zugleich Blüten und Früchte tragen, erfüllen die Luft mit lieblichen Wohlgerüchen und geben der

Landschaft jenen blühenden üppigen Charakter, von dem Naufikaa erzählt:

Dort sind ragende Bäume gepflanzt, mit laubigen Wipfeln,  
 Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,  
 Auch voll grüner Oliven, und rothgesprenkelter Aepfel;  
 Dieser erleidet die Frucht nie Miswachs, oder nur Mangel  
 Nicht im Sommer noch Winter, das Jahr durch, sondern beständig  
 Vom aufathmenden West treibt dies, und anderes zeitigt;  
 Birne reift auf Birne heran und Apfel auf Apfel,  
 Traub' auf Traube gelangt und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.  
 Dort auch prangt ein Gesilde von edelem Weine beschattet;  
 Einige Trauben, umher auf ebenem Raume gebreitet,  
 Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,  
 Andere keltert man schon; hier stehen noch Herlinge vorwärts,  
 Eben der Blüt' entschwellend, und andere bräunen sich mählich.  
 Dort auch zierlich bestellt, sind bunt am Ende des Weinlands,  
 Reich an manchem Gewächs, und stets schön prangend das Jahr durch.

Es findet alles dieses noch heute ebenso gut seine Anwendung wie zu Homer's Zeiten, und es ist kaum möglich, zu viel zu sagen von dem schönen, lieblichen Lande unter dem milden Himmel dieser begünstigten Insel.

Die Citadelle, von deren Höhe man diese Aussicht genießt, nimmt eine kleine Landzunge ein, am östlichen und westlichen Ende von zwei Felskegeln gekrönt, die mit Batterien besetzt und verbunden sind. Auf dem Plateau zwischen beiden sowie auf den tiefer liegenden Abdachungen befinden sich Kasernen, Vorrathshäuser und anderweitige Gebäude. Nach der Landseite trennt ein breiter Graben, künstlich bis zur Meeresfläche vertieft, die Citadelle von der Stadt, und eine einzige schmale Brücke macht den Zutritt



möglich; nach der Seeseite aber sind die Befestigungen schwächer, und man bemüht sich noch immer, diesem durch Terrainverhältnisse erzeugten Mangel abzuhelpfen. Auf der Westseite der Stadt und nahe dem Ufer erhebt sich eine andere steile Höhe, von Befestigungen gekrönt, die von noch größerm Umfang als die Citabelle, und mit derselben durch Courtinen verbunden, die jedoch am südlichen Theil theilweise niedergerissen worden. Die meisten dieser Werke stammen aus der Zeit der Venetianer, und auf den Mauern, über den Thoren und an öffentlichen Gebäuden erblickt man noch häufig den geflügelten Löwen von St. Marcus. Auf der Esplanade, zwischen der Stadt und der Citabelle, steht nach dem Hafen zu die Wohnung des englischen Gouverneurs, am andern Ende aber ist eine verunglückte Nachahmung des Sibyllentempels von Tivoli zur Erinnerung der von den Engländern der Bevölkerung der Ionischen Inseln verliehenen Constitution; etwa in der Mitte zwischen beiden, vor der Brücke, befindet sich eine Bildsäule des Marschalls Schulenburg, der im J. 1716 Korfu mit Erfolg gegen die Türken vertheidigte, die bei jener Belagerung, welche den Venetianern 2000 Mann kostete, gegen 5000 Mann verloren.

Die Esplanade mit den dieselbe umgebenden schattigen Alleen bildet einen Lieblingspaziergang der Einwohner; die besten Wohnungen liegen an derselben, und zweimal wöchentlich spielt hier des Abends die Musik eines Regiments. Die Straßen der Stadt sind eng und winkelig; die Häuser, oft mit Säulengängen nach der Straße zu



versehen, bilden ein wunderliches Architekturgemisch, das aus verschiedenen Reminiscenzen der im nördlichen Italien gebräuchlichen Bauweisen zusammengesetzt ist. Die Verkaufsläden liegen meist offen nach der Straße zu; außerdem aber pflanzen eine Menge ambulanter Verkäufer ihren Kram an den Ecken und vor den Häusern auf, den sie des Abends mit vielen Lampen erhellen, in denen das hier erzeugte Del ein treffliches Licht gibt. Die mit einer regen Menge gefüllten Straßen bieten dann ein belebtes Bild, in welchem die nicht unmalerischen Trachten der Korfioten, bestehend in gestickten braunen Säcken, vorn offen über einer gleichfalls gestickten Weste getragen, dazu blaue weite Kniehosen, rothe Mützen und ditto Strümpfe, sich zum Vortheil zeigen. Die Frauen tragen meist bunte Röcke mit Sammtbesatz, gestickte Mieder, vorn mit silbernen Ketten, woran oft Münzen hängen, weite weiße Ärmel mit bunten Franzen bis über den Ellbogen herab, und den Kopf umhüllen sie häufig mit weißen Tüchern, die, unter dem Kinn über Hals und Busen gezogen, das Gesicht freilassen. Da sie Lasten meist auf dem Kopfe tragen, so ist ihr Gang anmuthig, schwebend. Unter diese bunte Menge mischen sich dann wol auch noch zu Zeiten Arnauten, die vom Festland herübergekommen, um etwaige nöthige Lebensbedürfnisse einzukaufen oder einzutauschen; eine weise Polizei hat jedoch Sorge getragen, daß sie ihre Waffen bei der Ankunft auf der Douane zurücklassen müssen, von wo sie ihnen erst wieder bei der Heimkehr verabsolgt werden. Die englische Garnison liefert gleichfalls ihren Beitrag

an Nothröcken, und da stets mehrere Schiffe des Geschwaders aus dem Mittelmeer hier sich aufhalten, so fehlt es auch nicht an Blaujacken, die am Lande während eines kurzen Urlaubs sich für die Entbehrungen des Seelebens schadlos zu halten und die lange gesparte Löhnung los zu werden versuchen.

Die Stadt nimmt den Raum zwischen der großen Bai und einem andern Arm des Meeres ein, der See Kalichipulo benannt, der, obschon zu seicht für die großen Schiffe der Neuzeit, den Alten für ihre kleinern Galeren leicht zum Hafen gebient haben kann.

Aber sobald zu der Stadt wir hinaufgehn, welche die Mauer Hoch umthürmt, rechts auch und links ein trefflicher Hafen, Aber der Eingang schmal, denn zwiefach rudernde Schiffe Engen den Weg und ruhen auf stützenden Pfählen ein jedes.

Auf der schmalsten Stelle des Isthmus findet man noch einige Mauerüberreste und ein Grab mit altgriechischer Inschrift. Südlich von der Stadt ist die Halbinsel mit Gärten und angenehmen Landhäusern bebaut, an der Spitze, nach dem Eingang des Sees zu, bildet eine alte Batterie, «one gun battery» genannt, den Endpunkt einer angenehmen Promenade, von wo aus man den südlichen Theil der Insel überblickt. Inmitten des Einganges zum See steht ein isolirter Felsen, darauf eine Kapelle mit einem kleinen Kloster und einigen Mönchen. Dieser wird als Schiff des Ulysses bezeichnet, von Poseidon zum Felsen verwandelt.

— — Schon nahte daher das gleitende Meerschiff,  
 Rasch durch die Bogen gestürmt, da trat ihm nahe Poseidon,  
 Schlag mit der Fläche der Hand und schuf zum Felsen es plötzlich,  
 Der fest wurzelt am Boden des Meers, und er kehrte von dannen.

Doch hat dieser Fels einen Nebenbuhler für diesen Ursprung in einem andern an der Westküste, der mit gleichem Namen bezeichnet wird.

Der Ausflüge nach dem Innern sind viele und die meisten davon lohnend. Ein nahe der Mitte der Insel gelegener Berg mit dem Dorf Belleka bietet eine weite liebliche Aussicht, ebenso Santa-Deca weiter nach Süden hin. In der Nähe des letztern Dorfs hatte bis vor kurzem ein Einsiedler in einer in einer Schlucht gelegenen Hütte seine Wohnung aufgeschlagen, wo er von den Gaben der Landleute lebte, bei denen er sich in den Geruch der Heiligkeit zu setzen gewußt hatte. Sein Ehrgeiz trieb ihn an, auch Wunder verrichten zu wollen, er fing an, Experimente mit giftigen Schlangen zu machen, ward aber bei diesen Versuchen von einer Viper gebissen, gerieth dadurch in Lebensgefahr und verlor zu gleicher Zeit seine geistliche Kundschaft. In der Folge hatte er seine Hütte zu verlassen und hält sich jetzt in jenem Kloster am Eingang des Sees auf.

Der höchste Punkt der Insel ist der Berg St.-Salvador, auf dessen Spitze ein Kloster, das in den Tagen vom 6. bis 18. August der Endpunkt zahlreicher Wallfahrten ist. Nicht weit davon liegt das Dorf Signies zwischen schönen Olivenwäldern, und ein daselbst befindlicher Brunnen, unter einem großen, schönen, sehr alten Kastanienbaum, wird



oft zum Ziel von Pickenick-Partien gewählt. Zu dieser Partie wählt man von Korfu aus am besten ein Segelboot, die Bai zu kreuzen, und bestellt sich Wagen oder Reitthiere an den Fuß des Berges. Die Straßen sind in allen Theilen der Insel gut, und da sie meist entweder durch Olivenwälder führen, oder mit Olivenbäumen an den Rändern bepflanzt sind, so bieten sie genügenden Schatten, denn diese, die meist sehr alt sind, wachsen bis zur Höhe von 30 Fuß und darüber; auch hat das Blatt nicht jene dürstige graue Farbe wie im südlichen Frankreich und in Norditalien, sondern ein tieferes fatteres Grün, zwischen dem die schwarzen Pyramiden einzelner Cypressen angenehm abstechen.

Im Herbst ist Korfu oft das Rendezvous zahlreicher Jäger, besonders kehren viele Engländer, die während des Sommers mit ihren Yachten die verschiedenen Häfen des Mittelländischen Meeres besucht haben, hier ein; denn vom September bis November besuchen zahlreiche Schwärme von Becassen und Becassinen die Insel sowie das nahe liegende Festland, letzteres aber bietet noch außerdem zahlreiches größeres Wild, wie Hasen, Hirsche und Wildschweine. Es ist dann gut, in Gesellschaft und mit einiger Vorsicht zu reisen, denn obschon die Arnauten vielleicht selten oder nie mehrere bewaffnete Fremde anfallen, so ist nicht anzunehmen, daß sie völlig gleichgültig gegen eine Gelegenheit sein würden, sich auf leichte Weise den Beutel zu füllen.

Die Korfioten scheinen sich trotz der einmal von ihren Deputirten gefaßten Beschlüsse, die Ionischen Inseln Grie-



chenland einzuverleiben, unter ihrem gegenwärtigen Regiment ziemlich wohl zu befinden. Abgaben, mit Ausnahme der auf importirten Waaren lastenden Zölle, bestehen, soviel ich weiß, nicht; zur Erhaltung der Garnison und der Civilbeamten trägt der Staatschatz nur etwa ein Drittheil bei, und das Aussehen der Bewohner, der Zustand ihrer Felder, Gärten und Wohnungen läßt auf einen ziemlichen Wohlstand schließen, zumal in Jahren einer ergiebigen Olivenernte.

Ich hatte alle Ursache, mit meinem Aufenthalte zufrieden zu sein, denn obschon ein Fremder, und nicht mit Empfehlungsschreiben versehen, ward mir nicht nur von seiten des Hrn. F., preussischen Consuls, und Hrn. L., amerikanschen Consuls, die freundlichste Aufnahme zu Theil, sondern auch im Kreise einiger korfiotischen Familien, deren Bekanntschaft ich machte, verbrachte ich sehr angenehme Stunden und bin Hrn. B. . . . aus Athen, sowie Hrn. D. . . ., Staatssecretär, auf dessen schönem Landsitz in der Nähe von Santa-Deca ich einen Tag im Kreise seiner liebenswürdigen Familie zubrachte, für liebe Rück Erinnerungen dankbar.

## II.

### Alexandria.

Weltwunder und Weltskandal. Abreise von Korfu. Zwei andere «ex-pede». Südweststurm. Alexandria. Vor Anker. Der Hafen. Ausschiffung. Das Frankenviertel. Atmosphärische Ungeheuerlichkeiten. Esel-Locomotive. Auswüchse und Ungeheuerlichkeiten. Die Pompejussäule. Der Mahmudikanal. Mehr Ungeheuerlichkeiten. Landhäuser und Gärten. Die Nabeln der Kleopatra. Alexandria erschöpft.

Kairo, 26. Mai.

„Ein Kleinstädter in Aegypten“ nennt dieses das Land der wirklichen Unmöglichkeit und der unmöglichen Wirklichkeit, der ältesten Weltwunder und des neuen Weltskandals, der alten Heiligthümer und der neuen Affenschaude. Langt man um jegige Jahreszeit in diesem Lande der Pharaonen, des Staubes, des Ungeziefers, des Schmutzes, Lärmens, der Spitzbüberei und des allgemeinen „Bakschisch“-Geschreies an, so erscheinen einem die obenangeführten Paradoxen durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Man kann geographischen, atmosphärischen, politischen, socialen und lokalen

Einflüssen und Zuständen manches zugute halten, allein eine solche künstlich erzeugte Misère, eine solche systematische, grundlose Presserei, Schinderei und Schusterei, eine solche endlose Reihe grenzenloser Ungeheuerlichkeiten gehen über den Siedepunkt des Geduld-Thermometers eines empfindsamen Reisenden.

Aegypten ist der Sitz der alten Weltweisheit, die Pyramide des Cheops das höchste Bauwerk menschlicher Hände, die Sphinx das großartigste Steingebilde und der Nil der allbfruchtendste Strom, auf dem es sich in einer gutausgestatteten Barke während einiger Monate ganz wohl aushalten lassen mag, allein alle diese Thatsachen helfen einem noch nicht über den empörenden Schmutz, die schändliche Lumperei, den abscheulichen chronischen Gestank und den raffinierten, barbarischen Discomfort des modernen Aegypten hinweg. Mit dem Lande und seinen Bewohnern sieht es beinahe aus wie mit seinem civilisation-renommirenden Regenten, bei dem sich die Cultur meist nicht weiter als bis auf die Lackstiefel an den Füßen, die Glacehandschuhe an den Händen und etwas Champagner erstreckt. Kopf und Schweif sehen zum zehnten Theil civilisirt aus, was dazwischensteckt, ist eitel Unflätere, und zehntausend Suezkanäle würden nicht genügen, dieselbe wegzuwaschen. Nehmen wir jedoch die Sachen der Reihe nach, wie sie aufeinander folgen, und wir werden sehen, wie weit dem so ist.

Bis zum 13. hatte ich mir's im Phäakenlande wohl sein lassen, mich des schönen Landes gefreut, war durch Dörfer,



Gärten, Felder und Haine gewandelt, auf Bergspitzen geklettert und in Thäler hinabgestiegen und ließ mir Milch, Wein und Früchte des Landes schmecken, worunter besonders treffliche Erdbeeren waren. Am Abend promenirte man dann durch Felder und Haine zurück und lauschte dem hüpfenden Tanz der Feuerkäfer, von denen Millionen an Millionen die Luft durchschwirrten und mit ihrem hellglänzenden Licht ein Netz feuriger Diamanten über die Landschaft zogen. Am 13. hatte diese Freude ein Ende: der Lloyd-Dampfer „Neptun“ traf um 9 Uhr morgens ein, und einige Stunden später befand ich mich mit Sack und Pack auf dem Wege nach Alexandria. Zwei zur Expedition Gehörige, die Herren v. B. und S., kamen gleichfalls als Passagiere an Bord des „Neptun“, verkündend, daß das Gros der Gesandtschaft mit dem nächsten Boot eintreffen würde; und so segelten wir denn durch den Griechischen Archipelagus, entlang der Küste von Cephalonia und Ithaka. Am ersten Tage hatten wir leichte westliche Winde, die darauffolgende Nacht brach ein heftiger Südweststurm los, die Luft mit dem röthlichen Staub der Sahara füllend, das Meer aus einem schönen azurblauen Spiegel in eine bleifarbigte Wogenwüste peitschend. Außer Hitze und sonstiger Ungemächlichkeit erwuchs uns hieraus noch der Nachtheil einer verlängerten Reise; denn statt am Morgen des 16. kam erst gegen Mittag der Leuchthurm von Alexandria in Sicht.

Aus einem weißen Streifen Sand entwickeln sich allmählich die Gebäude der Stadt, aus denen ein lichter und



ein dunkler Strich emporsteigen. Ersterer ist der Canal oder Leuchtthurm, letzterer die hinter der Stadt befindliche Pompejusssäule. Der Minarets hat Alexandria nicht viele, und diese sind nicht sehr in die Augen fallend. Bald kam der arabische Lootse in einem großen zweimastigen Boot mit Lateinischen Segeln (dreieckige, mit der Hypotenuse an eine lange schrägstehende Maa befestigt) und einer lärmenden, schreienden Mannschaft an Bord und brachte den „Neptun“ um eine lange in westlicher Richtung vor dem Eingang des Hafens sich erstreckende Sanddüne in das geräumige Bassin, wo inmitten eines bunten Gemisches abenteuerlich aussehender levantiner Fahrzeuge sich eine Anzahl von Schiffen westlicher Nationen vorfand. Draußen, wo die englischen Dampfer der P. u. D.-Company und die französischen der Messageries Impériales lagen, ankerten auch wir. Zu unserer Rechten lag ein dichter Haufe von Nilfahrzeugen mit ihren kurzen Masten und langen schräg stehenden Maaen, während zur Linken fünf oder sechs wurmförmig und rostig aussehende Linienfahrer und Freigatten innerhalb eines Steindammes und vor den Waarenhäusern der Regierung ankerten. Diese schweren, plumpen Kolosse bildeten in ihrer Unbeholfenheit ein passendes Symbol der Zustände des Landes.

In der ersten Kajüte befanden sich als Passagiere nur ein englischer Stabsarzt auf dem Wege nach Indien, ein junges Ehepaar und Schwägerin aus Pointe-de-Galle, Ceylon, nebst uns ex-pede Befindlichen, in der zweiten Kajüte und im Zwischendeck einige Handwerker, zwei oder

drei Mönche aus den Klöstern von Jerusalem und dem Sinai, sowie ein Pilger aus Oberösterreich, der mit achtzig Gulden, einem Hemde, einem Paar dickbesohlter Stiefel und einem großen Stock die Heimat verlassen hatte, um das Heilige Land zu durchwandern. Wir blieben so von dem Gedränge und der Verwirrung befreit, die sonst immer eine Ausschiffung begleiten, wo jeder in die Boote springt, als befürchte er, vergessen zu werden, und hatten bald unser Gepäck nebst uns selbst in zwei Barken untergebracht, die uns dann am Werft der Douane landeten. Hier fand der erste Zusammenstoß statt. Kaum berührte das Boot das Ufer, so bemächtigte sich unser ein schreiender, drängender, schmutziger Troß, die Luft mit unverständlichen Gutturaltönen erzittern machend, und versuchend, sich die willkommene Beute zu entreißen. Wir hatten hier den Vortheil, unter uns einen „Aegypter“ zu zählen, Hrn. v. B., der bereits ein Jahr im Lande zugebracht, die Sitten und Sprache desselben verstand, und mittels einiger Redensarten und mehrerer an die richtige Adresse applicirten Hiebe uns selbst Befreiung, das Gepäck aber auf einen Wagen brachte. Kaum war dies geschehen, so erhob sich ein neuer Hexensabbat, denn jeder der beschäftigt Gewesenen wiederholte: „Bakschisch, Bakschisch“, unzähligemal in allen nur denkbaren Modulationen, und hielt einem dabei die schmutzigen Hände verlangend unters Gesicht. Diese Schwierigkeit ward gleichfalls überwunden, und nun blieb nur noch das Zollhaus übrig. Dieses erwies sich für den Augenblick als unübersteigliches Hinderniß, und um

das Oeffnen der Kisten und Koffer, ein lästiges, zeitraubendes Untersuchen, und sonstige Unannehmlichkeiten zu umgehen, begab sich Hr. v. B. auf das preussische Generalconsulat. Von dort aus ward der Kawasch oder Polizist des Consuls abgesandt, der auch bald darauf unser Hab und Gut ohne weitere Belästigung uns zuführte.

Es ist ziemlich gleichgültig, welches von den sogenannten ersten Hotels der Stadt man zum Aufenthalt wählt, sie taugen alle nichts und sind theuer genug, 12 Sch. oder etwas über 4 Thlr. per diem ohne die Extras, die man, ohne sehr extravagant zu sein, beinahe auf ebenso viel anlaufen sieht.

Unsere Wohnung lag im Frankenviertel am großen Platz, der, an beiden Seiten Fahrwege enthaltend, in der Mitte einen breiten Raum für Fußgänger bietet. Man hat neuerdings einen Versuch gemacht, hier Schatten zu erzeugen, indem man zwei Reihen Bäume pflanzte; diese sind zur Zeit noch armselige Skelete mit verschnittenen Aesten, die stumm und traurig ihre verkrüppelten Arme gen Himmel strecken. An beiden Enden dieser Promenade sind Springbrunnen erbaut, die durch eine Dampfmaschine mit Wasser versehen werden sollen, zur Zeit aber noch trocken sind. Diese Schwierigkeit, sich Wasser zu verschaffen, ist das Hauptleiden des Landes: nirgends eine Höhe, woher dasselbe zu leiten, deshalb keine Springbrunnen, die andere Städte des Orients noch erträglich machen, und gegen-



wärtiger Versuch, dasselbe mittels Dampfes zu heben, muß nothwendig mit überaus großen Kosten verknüpft sein in einem Lande, das wenig oder kein Feuerungs-material erzeugt, und wohin man die Kohlen aus Europa bringen muß.

„Wer Eine orientalische Stadt gesehen, hat sie alle gesehen“, ist beinahe zum Sprichwort geworden; Alexandrias Aussehen ist durch die zahlreiche fränkische Bevölkerung etwas motivirt, die dem von ihr bewohnten Viertel ein etwas abendländisches Aussehen verliehen hat. Dieser Theil ist auch um ein Weniges substantieller gebaut als die alte Stadt, die aus etwas Holz, einigem Gestein und viel Lehm und Schmutz zusammengeklebt ist und ein unendliches Wirrsal von Backöfen, Taubenschlägen und Schmutzhöhlen bildet, die enge, winkelige, krumme Straßen und Sackgassen einfassen. Der trockene Boden, die fortwährend im Bau begriffenen neuen Häuser und die ebenso unausgesetzt einfallenden alten füllen die Luft an jedem windigen Tage, und deren gibt es im Jahre etwa 365, mit einem feinen Gemisch von Sand, Kalk, Spreu, Pferde-, Esel- und Kameeldünger. Ist man nicht vorsichtig genug gewesen, seinen Hut mit einem Schleier zu versehen, so muß man die Luft unfiltrirt einathmen. In den meisten Straßen wird gesprengt, d. h. ein Mann mit aus einem Ziegenfell, dessen Oeffnungen zugebunden sind, gebildetem Wasserschlauch auf dem Rücken, geht entlang, den offenen Hals des Felles in der Hand haltend und daraus das Wasser durch kreisförmige Bewegungen umherspritzend; das hilft



aber nur für kurze Zeit, denn bald ist es wieder verdunstet, die Luft in den engen Straßen noch unangenehmer machend, und da, wo der Boden naß ist, wird derselbe so schlüpfrig, daß das Gehen schwierig und lästig ist.

Wer es irgend kann, bedient sich deshalb eines Wagens, bei Einkäufen aber in den engen Straßen der alten Stadt und auch wol bei andern Ausflügen reitet man einen Esel. Es ist ein gewisser Grad von Selbstbeherrschung nöthig, ein solches Pygmäengeschöpf, nicht viel größer als ein Kalb, zu besteigen, und thut man es, so ist man damit noch lange nicht allen Fährlichkeiten enthoben. In Aegypten, gleichwie in manchen andern Ländern, gibt es öffentliche Esel und Privateesel. Letztere sind oft ganz ansehnliche, stattliche Thiere, erstere jedoch einem berliner Droschkenpferde vergleichbar; besonders zeichnen sie sich durch einen unglücklichen Gang aus, auf die Knie zu fallen, und braucht man nicht die Vorsicht, ohne Steigbügel zu reiten, so läuft man Gefahr, öfter, als einem lieb ist, im Staub oder Schmutz der Straßen zu liegen. Es ist rathsam, vor dem Aufsteigen zu untersuchen, ob man auf den Knien des Thieres Spuren solcher Neigungen vorfindet, und für jeden Fall sich auf einen gelegentlichen Sturz vorzubereiten. Bewahrt man dann nur etwas Kaltblütigkeit und springt, sobald das Thier stolpert, über seinen Kopf, was nicht schwer ist, da die Fußspitzen nur einige Zoll über dem Boden hängen, so kann man wol unangenehmen Folgen öfters vorbeugen. Anfangs glaubt man, in den oft gedrängt vollen engen Straßen langsam und mit Vorsicht reiten zu müssen; dies ist

aber nicht nöthig; man lasse nur den hinterdrein laufenden Eselungen getrost aufhauen und den Esel unbekümmert laufen, die Leute machen schon Platz. Höchstens hat man in kritischen Momenten mit einem „Dah! Dah!“ zu warnen.

Der Theil des Frankenviertels, wo der Kleinhandel in Boutiquen getrieben wird, und Restaurants einer untergeordneten Klasse, Wein- oder Kaffeefchenken, und Kneipen aller Art grassiren, ist abschreckender als der entsprechende Theil der erbärmlichsten italienischen Stadt. Diese Auswüchse Alexandrias werden meist von Griechen, Italienern und Franzosen, seltener von Deutschen verwaltet, sind abscheulich schmutzig und füllen die Straßen mit einem unheimlichen Geruch von ranzigem Fett, schlechtem Fleisch, Knoblauch und andern unbeschreibbaren Gerüchen, die sich mit dem Aegypten eigenthümlichen chronischen Gestank vermählen. In der That, man muß an Coleridge's Klein zurückdenken:

I counted seventy different stenches,  
All well defined, and several stinks.

Am Abend ist dann noch in manchen dieser Etablissements Musik, das heißt, einer oder zwei Eingeborene winseln auf jämmerlichen Geigen oder Zithern, die anscheinend nur Eine Saite haben, wenigstens geben sie immer nur den Einen jämmerlichen, wimmernden Ton von sich, und mitunter plärrt auch wol einer auf einer Flöte oder näselst einen melancholischen Gesang heraus. Die von Eingeborenen oder

Griechen gehaltenen Restaurants oder Kaffeehäuser sind wo möglich noch trauriger beschaffen; das Einzige, was in erträglicher Qualität verabreicht wird, ist Kaffee, der nach türkischer Sitte in kleinen Quantitäten gekocht und in diminutiven Täßchen servirt wird; allein auch hier treten oft die schmutzige Gestalt des Dieners und die rußigen ungeschuerten Messingränder, auf denen die Tasse steht, störend in den Weg.

Der Sehenswürdigkeiten gibt es in Alexandria nur wenige, deshalb ward gleich am ersten Morgen das große Wahrzeichen der Stadt, die Pompejus säule, die mit Pompejus nicht in der geringsten Beziehung steht, sondern vom Präfecten Publius dem Kaiser Diocletian gesetzt ward, besichtigt. Diesen schönen Monolith passirt man von der südwestlichen Seite der Stadt dem Mahmudifanal zureitend, wo er auf einer Terrainerhöhung unweit einer türkischen Grabstätte steht. Die schönen Proportionen der Säule zeigen sich am besten, wenn man etwa 150 — 200 Schritt von derselben und etwas tiefer steht; aus sehr großer Ferne sieht der Schaft etwas dick aus. Die ganze Höhe ist nach Prokesch 98 Fuß, wovon 63 auf den Schaft kommen, der oben 7 Fuß 3 Zoll, unten 8 Fuß 4 Zoll im Durchmesser hat und, aus rothem Granit bestehend, von den Katarakten hierher gebracht ward. An der nordöstlichen Seite sind Säule sowol als Capital stark verwittert, und an dem aus lockerem Gestein sehr liederlich aufgeführten Grundbau suchte ich vergeblich nach den Inschriften, die Champollion als Schlüssel zu den Hieroglyphen dienten und von denen



Lepsius das Ironschild des zweiten Psammetich noch vorfand. Es scheint, daß alle Blöcke der äußern Umschalung dieses Fundaments, die ältern Gebäuden entnommen waren, in den letzten Jahren hinweggeführt worden sind; denn das Fundament in seinem jetzigen Zustand erscheint mehr als eine Füllung unregelmäßiger Fragmente und Mörtel, die wahrscheinlich von größern Werkstücken eingeschlossen waren. Statt jener alten Inschriften bedeckt jetzt die eine Seite des Sockels der Name „Thompson“, in großen schwarzen Buchstaben hingepinselt. Der Schreiber war so ängstlich darauf bedacht, seinen Namen in erkennbaren Schriftzügen auf die Nachwelt zu übertragen, daß er das Maß zu groß genommen und deshalb des Namens Schluß um die Ecke schreiben mußte. Ein anderer, von noch größerem Ehrgeiz beseelt, hatte seinen Namen gleichfalls in Riesenschrift an das Capital geschrieben; derselbe ist jedoch nicht mehr lesbar. Um da hinauf zu gelangen, hatte man sich eines Papierdrachens bedient, denselben über die Säule fliegen, dann herabfallen lassen, und an der so über dem Capital liegenden Schnur ein Seil hinaufgezogen, mittels dessen bald die Gesellschaft die Höhe erreichte und dort ein mitgebrachtes Frühstück einnahm. Man sagt, es seien Offiziere eines englischen Schiffes gewesen, die diesen unsinnigen Streich ausgeführt.

Man braucht von der Pompejusssäule die Allee, welche man gekommen, nur ein wenig weiter zu verfolgen, um an den Mahmudikanal zu gelangen, der die Wasserstraße zwischen Alexandria und Kairo abkürzt. Noch vor kurzer Zeit



endete derselbe etwa hundert Schritt vom Hafen, wo die Barken ausgeladen und das Getreide durch Menschen oder auf Kameelen über die schmale Erdzunge weiter nach den Booten gebracht ward, die dasselbe zur Einschiffung weiter führten. Jetzt hat man dieses letzte Hinderniß weggeräumt und läßt die Kanalbarken durch eine Schleuse in den Hafen, um dort ihre Fracht gleich an Bord der Schiffe zu bringen. Der Anfang des Kanals ist fast stets mit Barken bedeckt; plumpe, ungeschlachte, rohe Fahrzeuge, schlecht gezimmert und ungetheert, höchstens sind die Fugen mit Lehm und Dünger verschmiert; zwei kurze Masten tragen jeder ein sehr großes dreieckiges Segel an einer schräg stehenden Maa.

Correspondirend mit dieser maritimen Architektur in Schmutz und Unflätereien sind die Kammerhütten der Fellah am Ufer, abscheuliche Schwalbennester, aus Luftziegeln, Roth und Dünger zusammengeknetet, mit Fenstern nicht viel größer als eine Hand, und Thüren, daß man denkt, die Bewohner kriechen auf allen Vieren hinein. Daneben sitzen oft Frauen mit Körben voll Dünger, den sie auf den Straßen aufgefesen, mit diesem mengen sie etwas Stroh oder Spreu und kneten flache Kuchen daraus, die in der Sonne getrocknet als Brennmaterial dienen. Fehlt es am Boden an Raum zum Trocknen, so kleben sie die Fladen als passendes Ornament an die Wände ihrer Hütten. Und mit welchem Gusto die Leute das Geschäft betreiben! Selbst die kleinen Kinder sitzen schon am Ufer des Kanals oder der Tümpel und klatschen mit den kleinen Händchen

Dreckfuchen zusammen, gleichsam um sich für die spätere höhere Lebensaufgabe vorzubereiten. Und welche Schmutzerei trotz der vom Koran gebotenen mehrmaligen täglichen Abwaschungen! Fast sollte man glauben, die Leute wuschen sich statt mit Wasser mit Schlamm. Dazu kommt, daß viele an Augenentzündung leiden; es fällt aber keinem ein, sich die Fliegen, die das entzündete Organ in dichten Klumpen bedecken, abzuwedeln. Kleine Kinder sieht man auf dem Arm der Mutter von dicker Schmutzkruste umgeben, den Kopf mit Fliegen bedeckt, die dann wieder, sich auf Gesunde setzend, das Augenübel weiter verbreiten. Es ist der Abscheulichkeit und des Ekels kein Ende. Manche, die zur Erreichung specieller Zwecke hierher kommen, oder die auf einer luxuriös ausgestatteten Miethbarke in der schönern Jahreszeit den Fluß hinauffahren, läßt die Begeisterung über das fremde Land, die schönen uralten Kunstwerke diese Misère übersehen, auf mein Los sind bis jetzt mehr von den Schattenseiten als Lichtseiten des Landes gefallen, und ich kann deshalb meine Quote von Information nur auf obige Weise beitragen.

Reitet man den Kanal entlang, so wird die Scenerie freundlicher, denn auf der Nordseite reihen sich freundliche Landhäuser, manchmal umgeben von ausgedehnten Gärten, und statt der schmutzigen Frachtbarken sieht man die größern und schönern Lustbarken, jetzt, da die Saison vorüber und die Reisenden verschwunden sind, beigelegt, bis im nächsten Winter ihre Dienste wieder in Anspruch genommen werden. Selbst während der Sommerhitze und Trockenheit

zeigen die Gärten ein frisches üppiges Grün, denn längs dem Kanal knarren überall Sitteln oder Wasserräder, von Ochsen getrieben, die das nasse Element in einer endlosen Reihe an Stricken befestigter Thonkrüge heraufziehen und in vielen kleinen Kanälen zwischen die Bäume und Blumenbeete entsenden. Wählt man die Kühle des Abends, so findet man längs diesem Kanal einen angenehmen Spazierritt, den man eine halbe Stunde weit verfolgen und dann nordöstlich sich wendend eine Höhe erreichen kann, von welcher man einen Ueberblick über die Stadt genießt. Will man dann noch die Nadeln der Kleopatra besichtigen, so reitet man durch das Thor von Rosette zurück und dann in östlicher Richtung dem entferntern Ende des alten Hafens zu, in dem früher die Christenschiffe zu ankern genöthigt waren, der aber jetzt wegen seiner ungünstigen Lage nicht mehr benutzt wird. Von den Nadeln ist nur eine sichtbar, die andere liegt umgestürzt im Sande vergraben unter Haufen von Ziegeln. Der noch stehende Obelisk ist sehr verwittert, die Hieroglyphen undeutlich, und das Ganze bietet weder einen schönen noch sehr merkwürdigen Anblick. Ich fühlte schon am zweiten Tage, daß ich Alexandria erschöpft habe, und setzte meinen Stab weiter nach Kairo. Daß dieser Brief nicht voll alexandrinischer Weisheit ist, bitte ich den Umständen zugute zu halten; es ist schon zu lange her, daß die alexandrinische Bibliothek und Gelehrsamkeit ein Ende fanden. Das moderne Alexandria bietet wenig zur Begeisterung Entzündendes. Man bezahlt mit wenig Satisfaction seine lange Rechnung, schickt seine



Koffer und Bündel hinaus nach dem Bahnhof und ist froh, den Staub der Stadt mit dem der Wüste zu vertauschen, welcher letztere wenigstens den Vorzug hat, sich im Urzustand der Schöpfung zu befinden, unvermischt mit künstlichen Zuthaten der Menschen.

---

### III.

## Kairo.

Der P. u. D. Comp.-Dampfer „Nubia“. Bahnhof in Alexandria. Der See Mareotis und das Nildelta. Die Station an der Nilbrücke. Kairo. Buckelhieroglyphen. Hotel de l'Orient. Die Esbekieh. Musikalische Ungeheuerlichkeiten. Die Citadelle. Die Moschee Mehemed-Ali's. Der Fuffusbrunnen. Rundschau. Die Bazars. Curiositätenunfug. Tänzer. Frauen. Der Sommerpalast Schubra. Seliopolis. Die Khalifengräber.

An Bord des P. u. D. Comp.-Steamer „Nubia“  
(Rothes Meer), 5. Juni 1860.

Afrika wäre nun glücklich überwunden, und man ist nicht mehr genöthigt, seine Lungen als atmosphärische Filtrirmaschine zu gebrauchen; das Tympanum genießt eine willkommene Ruhe vor dem fortwährend durch jung und alt gewimmerten „Balschisch“, und der ganze äußere Mensch befindet sich wieder von einem gewissen Comfort umgeben, der stark nach Civilisation schmeckt.

Die „Nubia“ ist ein wohleingerichteter Schrauben-

dampfer von 2500 Tonnen mit Einrichtungen für 150 Passagiere erster Klasse; an Bord befinden sich diesmal nicht hundert, deshalb ist die Existenz erträglich. Es fangen bereits einige Reminiscenzen aus Ostindien an aufzutauchen. Die Weinflaschen werden in mit feuchten Tüchern umwickelten Strohgefäßen auf den Tisch gestellt, die Getränke kühl zu halten; im Wasser klappern Eisstückchen auf erfrischende Weise herum; die Hühner und der Reis werden mit „Curry“ aufgetragen, und über den Tischen schwingt sich die „Punka.“ Daß „Curry“ eine angenehme Mischung von spanischem Pfeffer, Safran und verschiedenen andern scharfen Gewürzen ist, die den Magen in heißen Klimaten auf angenehme Weise erwärmen und die Verdauung befördern helfen, weiß jeder Gourmand; denjenigen aber, die nicht wissen, was „Punka“ ist, diene zur Erklärung, daß diese ganz vorzügliche Einrichtung aus einem an einer Stange befestigten, einen Fuß breiten Streifen Segeltuch von entsprechender Länge besteht, der über dem Tisch in passender Höhe aufgehängt, mittels eines Stricks durch Rollen an der Decke hin bis in eine Ecke gezogen, von einem daselbst befindlichen Mann hin- und hergeschwenkt wird und so als großer Fächer angenehme Kühlung erzeugt.

Engländer, auf welchem Theile der Erde sie sich auch befinden mögen, machen stets ihre Nationalität geltend, indem sie ihre Umgebung nach dem ihnen zusagenden Maßstab einrichten, wie dies jene Personen, die sich mit Vermietzung möblirter Wohnungen befassen, schon oft zu ihrem



Leidwesen erfahren haben. Hier und unter gegenwärtigen Umständen ersprießt daraus für den Reisenden der Vortheil, daß man aus dem Schmutz, der Unordnung und dem Discomfort jeglicher Art, durch den sich die ägyptischen Hotels auszeichnen, wieder in eine menschliche Existenz versetzt wird. In Ostindien und China leben die meisten Europäer im Ueberfluß; deshalb ist auch hier die Verpflegung nach einem angemessenen Maßstab eingerichtet. Bei jeder der drei Mahlzeiten ist der Tisch reichlich mit schmackhaften Speisen besetzt; frisches Fleisch und Gemüse, Eier, Milch &c., die auf dem festen Lande zu den Alltäglichkeiten gehören, auf der See aber unter die Luxusartikel gerechnet werden, sind stets in reichlicher Menge vorhanden, und als Getränk hat man die Auswahl unter verschiedenen Weinen und Bieren. Ebenso ist die Beleuchtung hell und reichlich, was dem Salon am Abend ein freundliches Aussehen gibt. Dieses alles sticht auf angenehme Weise gegen viele Dampfer des Mittelmeeres ab, wo trotz hoher Preise alles das Gepräge der Knickerei und Halbheit trägt, der Salon, mit einigen Lampen spärlich erhellt, einer Trauerkapelle gleicht und die Speisen mit saurem Rothwein und lauwarmem Wasser hinabgespült werden. Nur in einer einzigen Beziehung haben jene Dampfer die P. u. D.-Comp. imitirt, darin, daß sie zum Thee nichts als trockenes Brot auf den Tisch stellen, dahingegen die Süßigkeiten weglassen und die verschiedenen Liqueure, die hier während des Abends nebst Eiswasser auf dem Tisch bleiben, durch ein kleines Flacon Rum ersetzen, aus dem derjenige, welcher gewohnt

ist, seinen Thee auf diese Weise zu verderben, einige Tropfen in seine Tasse träufelt. \*)

Revenons à nos moutons, d. h. kehren wir nach Aegypten zurück und zu dem Augenblick, wo der alexandria-müde Reisende sich nach dem Bahnhof begibt, und zwar eine halbe Stunde vor der zur Abfahrt bestimmten Zeit, um das etwas umfangreiche Gepäck wohl zu versorgen. Diese Vorsicht führt nicht zu einem augenblicklichen Resultat; noch ist keiner der betreffenden Beamten zur Stelle, und man verbringt die Zeit, auf einem schmutzigen Divan sitzend, sich die Fliegen abzuwedeln. Endlich erscheint ein gähndes Individuum, ein halbes Duzend zerlumpter Personagen wiegt, ohne sich zu sehr zu beeilen, die verschiedenen Kisten und Koffer, und es wird uns mitgetheilt, daß die 1800 Pfd. Uebergewicht bis Kairo mit 7½ Pf. St. zu bezahlen sind. Dieses wird geleistet, und wenn nach einiger Zeit die Thüren geöffnet sind, nimmt man seinen Platz im Wagen ein, der ursprünglich gut genug gewesen sein mag, jetzt aber, voller Staub und Schmutz, einen unangenehmen Aufenthaltsort bietet. Nun braucht man noch etwas Geduld, denn die Zeit der Abfahrt richtet sich mehr danach, ob die Leute fertig sind, als nach der bestimmten Stunde; einiges Zusammenschachteln und Rücken der Wagen

---

\*) Es gibt auch im Mittelmeer Dampfer, auf denen mancherlei Comfort herrscht, ebenso gleichen nicht alle P. u. D.-Comp.-Dampfer der „Kubia“. Das Obengesagte ist nur eine damals gemachte persönliche Wahrnehmung.

folgt, und endlich schiebt sich der mäßig große Zug auf den Schienen weiter, in der ersten Klasse meist die Durchreisenden, in der zweiten, schmutzigern, meist Griechen und Türken der bessern Klasse nebst einigen fremden Handwerkern, und in der dritten, allerschmutzigsten, das Gros der zerlumpten Landesfinder. Ich glaube, es gibt auch noch eine vierte Klasse, wenigstens habe ich mehrere Wagen, die sonst zum Transport von Vieh oder Waaren benutzt werden, voller Leute gesehen, die standen oder auf den Fersen hockten, je nachdem es die Umstände oder ihre Ideen von Bequemlichkeit erheischten.

Die Bahn liegt im Anfang zwischen dem Mahmudikanal und dem See Mareotis, dessen Ufern sie in einer Parallellinie für einige Zeit folgt. Der hohe Culturzustand dieser Ufer, die uns Herodot beschreibt, beschränkt sich heute auf einige mittelmäßig bestellte Felder; die schönen Landhäuser und Gärten sind nur noch in nächster Nähe von Alexandria zu finden, selbst die früher schön gewesenen Sabarrigärten hat Said-Pascha zum Theil niederhauen lassen, um einen Exercirplatz daraus zu machen; wunderliche Idee in einem Lande, wo rechts und links der Riesboden der Wüste Exercirplätze von vielen hundert Quadratmeilen bietet! Bei der Belagerung von Alexandria im J. 1801 durchstachen die Engländer bei Abukir den diesen See einschließenden Damm, um mit ihren Kanonierschaluppen bis vor die Stadt zu gelangen, das Meerwasser drang herein, und so ist der See salzig geworden. Jetzt waren die seichten Flächen seiner Ufer mit Salz bedeckt, das, von



den Eingeborenen in Körben gesammelt, nach der Stadt gebracht wird.

Im Delta war die erste Ernte nach der Ueberschwemmung eben eingebracht, und der jetzt vertrocknete und verbrannte Boden klappte in weiten Fugen und Rissen, die, tief in die Erde sich erstreckend, Zeugniß geben von der Mächtigkeit des Lagers reiner Pflanzenerde. An wenigen Stellen befindet sich noch Wasser in den Kanälen, die sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, und wo das der Fall, schöpfen die Fellah entweder durch improvisirte Ziehbrunnen oder mittels durch Ochsen getriebener Wasserräder das zur Bewässerung ihrer Felder nöthige nasse Element. Da, wo die Kanäle ausgetrocknet sind, hat man das noch feuchte Bett derselben umgepflügt, um Bohnen oder Gemüse in dasselbe zu säen und so eine zweite Ernte zu gewinnen. Nichts kann der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Landes gleichkommen, wo es möglich ist, demselben das nöthige Wasser zuzuführen, und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß zur Blütezeit Aegyptens, mit einem wohlregulirten Bewässerungssystem, dem Boden die unendlichsten Ernten abgewonnen wurden. Augenblicklich ist der Anblick der Landschaft ein monotoner, selten wird das Gelb der Stoppeln oder das Graubraun der Erde von grünen Stellen unterbrochen, der Bäume sind wenige und auch diese verstreut. Die auf kleinen Terrainerhöhungen gelegenen Dörfer gleichen mehr einem Haufen großer Schwalbennester oder großen Backöfen, als menschlichen Wohnungen. Wie mögen es wol die verschiedenen Eroberer des Landes

angefangen haben, die Ortschaften zu verbrennen, wie war es möglich, diese Schmutzhaufen durch Feuer zu verheeren?

Nachdem man gegen 10 Uhr Alexandria verlassen, gelangt man etwa um 1 Uhr an die Nilbrücke und macht einen Halt von dreiviertel Stunde. Der Fluß, jetzt in seinem niedrigsten Wasserstande, ist nur noch ein schmaler Streifen, der sich durch von hohen Ufern eingeschlossene Sandbänke durchwindet; darauf kommen einige kleine Barken gefegelt oder geschleppt, während größere Fahrzeuge oder Dampfboote beigelegt sind, bis der Fluß, von den in Centralafrika fallenden Regengüssen wieder angeschwollen, die gelbe Flut dahinwälzt und, seine Ufer übersteigend, ringsum das flache Land überflutet. Es ist Sitte, hier ein Gabelfrühstück einzunehmen; wer aber sich an dem ersten für die Durchreisenden gedeckten Tisch niederläßt, wird für seine 5 Sh. eine mittelmäßige Mahlzeit davontragen; wählt er den letzten, entferntesten Tisch, wo sich gewöhnlich die Türken und im Lande anässigen Fremden niederlassen, so kann er auf bessere Bedienung rechnen.

Ist die Fütterung vorüber, so läutet eine zersprungene Glocke, die der respective Bahnbeamte in der Hand hält und mit dem abgedrehten Klöppel in der andern bearbeitet. Nun folgen noch einige Stunden des Staubes und Unbehagens und hierauf die endliche Ankunft in Kairo. Wie lange diese verzögert wird, hängt einestheils vom Belieben des Conducteurs und Locomotivführers ab, andernteils

von andern Umständen. Das eine mal (ich kehrte noch einmal in geschäftlichen Angelegenheiten nach Alexandria zurück) mußte der Zug zwei Stunden an der Nilbrücke liegen bleiben, um einen unterwegs befindlichen Güterzug passiren zu lassen.

Nähert man sich Kairo, so wird die Landschaft interessanter; Bäume sind jetzt nicht blos in nächster Nähe der Ortschaften sichtbar, sondern ziehen sich theils als Alleen die Straßen entlang oder gruppiren sich als Gärten oder kleine Gehölze; besonders Sykomoren oder wilde Feigen, die durch ihre umfangreichen Laubmassen und etwas frischere Farbe dem Auge angenehme Ruhepunkte bieten. Noch ehe man die Minarets der Stadt aus der Masse der näher liegenden Dattelpalmen zu unterscheiden vermag, erblickt man in südöstlicher Richtung die Gruppe der Pyramiden, anscheinend auf niedrigen, langgestreckten, hellfarbigen Sandhügeln ruhend. An heißen Tagen bringt eine Luftspiegelung die Täuschung hervor, als seien dieselben in einem sehr spitzen Winkel erbaut, oft auch scheinen sie ganz in der Luft zu stehen oder beginnen mit einem senkrecht aufgeführten Unterbau. Bald zeigt sich die Citabelle von Kairo, bekrönt von der Moschee Mehemed-Alli's mit ihren Kuppeln und schlanken Thürmen, und endlich schiebt sich der Zug in den Bahnhof.

Hier beginnt nun der Hexensabbat, der den Ankömmling schon bei seiner Landung begrüßte, von neuem. Außer den Agenten für die verschiedenen europäischen Hotels fallen eine Masse von Kutschern, Eseltreibern und Gepäckträgern über



ihn her, die alle ihre Dienste in einem wahrhaft babylonischen Sprachenwarrwarr anbieten, natürlich in der Voraussetzung eines „Bakhsisch“, der jedoch auch beansprucht wird, ohne daß das Individuum irgendwelche Dienste geleistet. Unsere Gesellschaft hatte hier wiederum Ursache, den glücklichen Umstand zu preisen, daß Hr. v. B., bekannt mit dem Lande und seinen Gebräuchen, auch mit dem nöthigen Werkzeug versehen war, sich verständlich zu machen, d. h. mit einer guten Reitpeitsche aus Nilpferdhaut, mittels welches Griffels er seine Wünsche den Leuten in sehr leserlichen Buckelhieroglyphen mittheilte.

Der Gedanke, jemand zu schlagen, ist ein unangenehmer, mehr noch, wenn es ein verhältnißmäßig Wehrloser ist; allein es scheint, daß sich in diesem Lande das Gemüth verhärtet. In der That ist ein kräftiger Jagdhieb oft das einzige Mittel, sich Luft und einem lästigen Ansuchen ein Ende zu machen. Anfangs glaubt man, daß, wenn man die Zubringlichen nicht beachtet, sie zuletzt ermüden und einen in Ruhe lassen werden; weit gefehlt! Diese Leute haben eine Energie im Betteln, die nicht so schnell zu ermüden ist; ebenso wenig soll man glauben, daß eine kleine Gabe die Lästigen entfernen wird; im Gegentheil, die übel angebrachte Großmuth dient nur als Anziehungsmittel für einen ganzen Haufen Begehrender. Zuletzt, mit einiger Selbstüberwindung, entschließt man sich, dem Zubringlichen eins über die nackten Beine zu ziehen, und das hilft augenblicklich; statt unwillig zu werden, lacht er und geht seiner Wege.

Man thut am besten, seinen Bagagezettel an den Agenten eines Hotels abzugeben; denn will man das Gepäck selbst in Empfang nehmen, so ist außer andern Aergerlichkeiten noch ein langer Zeitaufwand unvermeidlich in diesem Lande des Schneefenganges. Von den Hotels sind Shepherd's und das Hotel de l'Orient diejenigen, wo man vielleicht weniger Unbequemlichkeiten findet als anderswo; das will jedoch nicht viel sagen. Dringt man bei Shepherd (jetzt von einem Deutschen, Hrn. Zech, geführt) darauf, ein gutes Zimmer zu erhalten, und nimmt sich einen Dragoman oder Diener für die Zeit seines Aufenthalts an, so ist man für 12 Sh. (4 Thlr.) per Tag erträglich aufgehoben. Im Hotel de l'Orient kann man mitunter erträgliche Zimmer erlangen, damit hat aber auch die Herrlichkeit ein Ende; der Tisch ist mittelmäßig, die Weine sind theuer und schlecht, saurerer Bordeaux die Flasche 4 Sh. (1 Thlr. 10 Sgr.), andere Getränke à proportion. Die Bedienung ist ein Gegenstand, der sich in der Rechnung vorfindet, sonst bekommt man, außer vielleicht bei Tisch, nur wenig davon zu sehen. Es gibt in den Zimmern zwar Klingelzüge, diese scheinen jedoch nur als pro forma angebrachte Immobilien betrachtet zu werden, wenigstens ist mir nicht ein Fall erinnerlich, wo selbst das energischste Bearbeiten derselben zu irgendwelchen praktischen Resultaten geführt hätte; ich hege gerechten Zweifel, daß sich wirklich eine Klingel am Ende des Drahtes befindet. Bedarf man wirklich der Bedienung, so ist es räthlicher, die Sitte des Orients anzunehmen, in den Corridor zu treten und drei-

mal in die Hände zu klatschen. Wird diese Procedur mit einiger Beharrlichkeit wiederholt, so erscheint manchmal jemand, der den Wünschen des Reisenden nach einiger Zeit gewährt. Es scheint, daß das Land auch die in demselben wohnenden Europäer aller Energie beraubt; denn dergleichen Misstände sind durch nichts bedingt.

Alexandria ist fünf Tagereisen von Triest, acht von Marseille, steht mit beiden in wöchentlicher Verbindung; Kairo ist nur sechs Stunden weiter, und dennoch sind in den Hotels kaum die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten zu erlangen, die wir hier an Bord im vollsten Maße haben, wo das Schiff von Point-de-Galle 15 Tage entfernt ist, und auch dort nur einen Theil seiner Bedürfnisse für eine vierwöchentliche Reise erhalten kann, während der Rest erst aus Europa dahin geschickt wird. Selbst solche gewöhnliche Bequemlichkeiten, wie gutes filtrirtes, in der Sonne durch nasse Tücher gekühltes Wasser, gutes Brot und die gewöhnlichsten Anforderungen der Reinlichkeit, lassen die Leute außer Acht.

Hotel de l'Orient sowol als Shepherd's liegen an dem größten öffentlichen Platz, der Esbekieh. Beide dienten zur Zeit der französischen Invasion als Regierungsgebäude; im erstern wohnte der Erste Consul mit seiner Suite, im Garten des zweiten ward General Kleber ermordet. Die Esbekieh ist in den Augen jedes enthusiastischen Reisenden das Paradies auf Erden; jedenfalls ist es der beste, weil der einzige, Spaziergang der Stadt. Ein früher hier befindlicher Teich ward trocken gelegt, auf seine Stelle Ge-



büſche und Bäume gepflanzt, und eine doppelte Allee großer Akazienbäume umgibt denſelben an drei Seiten. An einer davon iſt der Raum unter der innern Allee etwas planirt, vom Fahrweg unter der äußern durch einen Graben voll ſtagnirenden Waſſers getrennt, und hier planirt gegen Abend und nach Sonnenuntergang die ſchöne Welt. Ein halbes Duſend Breterbuden, vor jeder derſelben eine Anzahl Tiſche neſt entſprechenden wackeligen Strohhühlen, ſtellen Kaffeehäuser vor, wo man erträglichen Kaffee à la turque in kleinen Taffen mit dem Saß darin, ſchlechte lauwarme Limonade, Sorbet und verſchiedene andere alles Charakters entbehrende Getränke erhalten kann.

In mehreren dieſer Mißvergnügensorte grunzen und winſeln Muſikbanden; einige davon, nach civilisirten Principien organiſirt, begnügen ſich, mit den gewöhnlichen Geigen, Clarinetten, Trompeten und Baßgeigen Opernmuſik oder Tänze auf unharmonische Weiſe vorzutragen; an zwei oder drei Orten jedoch machen türkiſche Orcheſter den Aufenthalt unſicher. Mit untergeſchlagenen Beinen auf hohen Bänken ſitzend, bringen die Leute ein abſcheuliches Geräuſch hervor; einer oder zwei haben jeder ein großes Hackebret auf den Knien und ſind anſcheinend unausgeſetzt bemüht, daſſelbe zu ſtimmen; einige andere haben vielleicht Guitarren von primitiver Form mit dünnen, ſchwindsüchtig tönenden Saiten; einer oder zwei blaſen auf einem Holz, das einen Klang wie eine Clarinette von ſich gibt, deren Mundſtück geſprungen, und einer wimmert einen kläglichen Geſang dahin, der ſich fortwährend in Viertelkönen zu

bewegen scheint und wozu er vielleicht noch mit kleinen Metallbecken eine Begleitung raffelt. Es ist schwer, den Eindruck dieser Toncaricatur wiederzugeben; würde ein sehr schlechtes Orchester das Finale des ersten Acts von Weber's „Oberon“ so spielen, daß jedes Instrument mit seinem Nachbar um einen Vierteltakt im Widerspruch stände, so könnte vielleicht ein annähernder Effect erzielt werden. Am Abend werden an diesen Plätzen einige eiserne Pfannen aufgepflanzt, welche die bestaubten Bäume röthlich erleuchten. Da sich um diese Zeit auf dem Fahrweg nicht so viele Pferde, Esel und Kameele bewegen als am Tage, so athmet man eine etwas reinere Luft; weht nicht gerade der Chamsin oder Wüstenwind, so ist die Atmosphäre kühler, und gibt es just Mondschein, so kann man mit einigem guten Willen sich in einen schwachen Aufguß orientalisches poetischer Stimmung versetzen.

Man veräume ja nicht, die Citadelle zu besuchen; sie ist in sich selbst merkwürdig, und von ihren Wällen kann man die Stadt sowol als das Niltal hinauf und hinab überblicken. Aus dem „Musky“ oder Frankenviertel muß man erst durch ein unbeschreibliches Wirrsal von engen Straßen, Winkeln und Sackgassen laufen, die oft so enge sind, daß sich die Nachbarn ohne Schwierigkeit über die Straße die Hände reichen können, falls sie Neigung dazu spüren sollten. Früh am Tage ist das Gedränge nicht groß, und man erreicht ohne Collision das andere Ende der Stadt, wo ein breiter gewundener Weg durch ein gewaltiges Thor auf das Plateau vor der großen Moschee

Mehemed-Ali's führt. Hier läßt man seinen Esel und begibt sich in dieselbe; denn der gläubige Muselman erlaubt heutzutage dem unreinen Christen den Zutritt ins Allerheiligste, zieht ihm aber an der Thür über seine keizerischen Stiefel ein Paar große orthodoxe Bastschuhe, für welchen frommen Act er natürlich ein „Bastschisch“ beansprucht.

Die Dimensionen der Moschee sind gewaltig, der Eindruck großartig, der Stil ein vermischter, die Details geschmacklos; denn die zum Theil europäischen Werkleute haben verschiedene übel angewandte Fragmente abendländischer Architektur einschlüpfen lassen. Schade, daß das schöne Material — ein bräunlich gelber Marmor — nicht besser verwandt worden ist. Aus einem großen Vorhof, auf drei Seiten von Säulengängen umgeben, während die vierte von der Moschee gebildet wird, und in dessen Mitte sich ein Kiosk befindet mit weitausragendem, von Säulen getragendem Dache, das den darunter befindlichen Brunnen beschattet, tritt man in eine gewaltige, von einer hohen Kuppel überragte Halle, in deren Mitte in großem Kreise Tausende von Glaslampen hängen. Am entgegengesetzten Ende befindet sich die kleine Moschee, in der gewisse Gebete verrichtet werden; zur Rechten, nahe der kleinern Säulenhalle, steht die Kanzel, auf welcher der Koran gelesen wird. In der Ecke rechts vom Eingang und nicht weit von demselben entfernt steht das von reichen Teppichen bedeckte, noch mit einem besondern reich vergoldeten und bunt bemalten Bau überragte Grab Mehemed-Ali's. Schließt man die Augen halb, so daß man weder die geschmacklosen



Details noch die barbarische Farbenzusammenstellung genau unterscheiden kann, sondern nur den gewaltigen Bau mit seinen mannichfachen verworrenen Formen erblickt, so ist der Eindruck ein wunderbarer; zumal muß es einen sonderbar märchenhaften Anblick gewähren, wenn die Tausende Lampen ein ungewisses, schimmerndes Licht auf die unter ihnen kniende dicke betende Menge werfen und der Muezzin mit bebender Stimme sein: „Allah il Allah, Gott ist Gott, Mohammed sein Prophet, Beten ist seliger als Schlafen!“ ausruft.

Jenseit der Moschee gelangt man auf ein zweites Plateau, daran ein kleiner Garten mit einem Gebäude, mehrere Säle enthaltend; dicht vor demselben ist das Parapet der Festung nur etwa vierzig Fuß hoch, und ein schräg abgeflachter Schutthaufen deckt die weiter unten befindlichen Felsen. Auf dieser Stelle sprengte bei der Ermordung der Mamluken ein einzelner Reiter sein Pferd über die Mauer und entkam ins Freie. Weiterhin gegen die Ostseite liegen um einen großen Platz noch eine Menge Gebäude, der oberste Gerichtshof, die Münze, Kasernen und andere Baulichkeiten, darunter eine verfallene sehr schöne Moschee, deren Gewölbe auf eleganten byzantinischen Säulen ruhen. In der südöstlichen Ecke befindet sich der Josephs- oder Jussufbrunnen, nach Jussuf Saladin, der denselben erbaut oder erweitert haben soll, so genannt, 250 Fuß tief in den Felsen gehauen. Eine Reihe übereinander angebrachter Schöpfträder bringen das Wasser aus der Tiefe; ein schneckenförmig gewundener Gang führt in dieselbe hinab.

Hat man sich aus dem großen Wirrsal von Neubauten und Schutthaufen, welche das Plateau der Citadelle bedecken, herausgewunden und wiederum die Westseite erreicht, so genießt man eine schöne, weite Uebersicht der Stadt und des Landes. Zu Füßen liegt der Kumeblehplatz, dicht an demselben die schöne, große Hassanmoschee mit ihren unvergleichlichen erhabenen Hallen und zierlichen Thürmen; nach Süden hin gruppiren sich die Mamlukengräber, eine Reihe von größern oder kleinern Moscheen, mit Gebäuden von anspruchslosern Dimensionen und einzelnen kleinen Gräbern dazwischen, eine ausgedehnte Todtenstadt bildend; auf der Nordseite füllen die Khalifengräber einen gleich großen Raum; gen Westen aber dehnt sich die Stadt mit ihren engen Straßen, kastenartigen Häusern und Hunderten von schlanken Minarets und runden Kuppeln, zuletzt in einem Labyrinth von Gärten, Orangen- und Palmenhainen sich verlierend, bis der Nil, jetzt nur als dünner Silberfaden dahinschlängelnd, der sich um die grünende Insel Rhoda windet, dem Weichbild ein Ende setzt und am jenseitigen Ufer die weite Fläche grünender Felder Zeugniß gibt, wie weit der allbefruchtende Strom jedes Jahr seine Fluten entsendet. Zuletzt, weithin am Horizont, dehnen sich die gelben Streifen der Libyschen Wüste, und über derselben erheben sich die gewaltigen Dreiecke der Pyramiden, die einzigen Menschenwerke, welche der Zerstörungswuth der Eroberer, die zu verschiedenen Zeiten Besitz vom Lande ergriffen, durch Jahrtausende erfolgreich widerstanden, — räthselhaft, geheimnißvoll, unergründlich.

Ehe man von der Citabelle zurückkehrt, ist schon der Tag etwas vorgeschritten, Straßen und Plätze sind belebt, die Verkaufsläden offen, und hat man Lust dazu, so kann man in den Bazars noch einiges Sehenswerthe auffchnappen. Hat man einen besonders geriebenen Dragoman oder Eselungen angenommen (beide Klassen verstehen sich gleich gut darauf, die „Howadjis“ oder Fremden zu übervorthellen), so trägt derselbe vor allen Dingen Sorge, den Ankömmling mit ägyptischen Antiquitäten zu versehen. Der Handel in diesem Artikel ist seit einiger Zeit streng untersagt; manchmal, wenn ein Scheikh etwas Seltenes oder Kostbares gefunden und an Fremde verkauft, setzt es sogar heftige Bastonnaden und Gefängnißstrafen ab; nichtsdestoweniger hat fast jeder Curiositätenhändler dergleichen feil. Die Läden, wo man dergleichen findet, liegen im Frankenviertel oder in der Nähe desselben und werden meist von Italienern oder Griechen gehalten. Im Vordergrund paradiren arabische Waffen, persische Teppiche, Shawls, Schnitzereien, Pfeifen und allerhand Krimskrams. Hat man diese Gegenstände eine Zeit lang inspicirt, ohne ein Verlangen zu zeigen, etwas davon zu kaufen, so zieht der Händler mit geheimnißvoller Miene eine Schnur hellblauer Perlen, die schmutzige Lederschürze einer Nubierin oder vielleicht einen Ring mit einem Scarabäus aus den Busenfalten seines Gewandes, und einen in die Ecke winkend, theilt er auf geheimnißvolle Weise mit, daß er unter dem Versprechen strengster Verschwiegenheit und gegen gute Bezahlung sich von diesen Schätzen trennen wolle. Zeigt man



noch keine Lust, zu kaufen, so werden neue Vorräthe herbeigeschleppt; nun erscheinen Halsbänder, Ohrringe, kleine Figuren der Isis, Miniaturmumien aus grünlichem verglastem Thon, vielleicht sogar die geräucherte Hand einer Mumie, mit einem oder einigen Ringen daran. Bleibt man noch gleichgültig, so fallen die Preise, bis zuletzt der Verkäufer ärgerlich wird und entweder anbietet, einem alles zu schenken, womit es jedoch keineswegs ernstlich gemeint ist, oder in stiller Verachtung seinen ganzen Kram einpackt. Kann man dergleichen Curiosa für eine geringe Summe erlangen, so ist es ein unschuldiges Vergnügen, seinen Koffer mit denselben zu füllen, jedenfalls sind sie in Aegypten gekauft worden; sollte man jedoch nie so weit reisen, so kann man auch in Venedig recht gute Mumienproben erlangen, und in Suhl, Mehlis und andern Städten, die Stahlwaaren fabriziren, werden recht gute lange arabische damascirte Flintenläufe, Säbelflingen, Streitärte, Messer und sonstige Curiosa verfertigt, die dann hierher importirt werden, und die, nachdem sie gehörig zugestugt sind, ganz respectabel aussehen.

Beschränkt man sich darauf, solche Artikel zu kaufen, wie die Eingeborenen selbst gebrauchen, so ist man dem Betrug weniger ausgesetzt. Manche dieser Artikel werden allerdings auch in England, Frankreich oder Deutschland verfertigt, allein bei denen, welche man im täglichen Gebrauch sieht, ist die Imitation meist nicht gut, auch sind sie billiger als die von den Eingeborenen angefertigten Waaren, die nicht um so vieles vollkommener sind, um

den Preisunterschied zu rechtfertigen. Anscheinend ist in gegenwärtiger Zeit im Orient jener erfinderische, schöpferische Geist erstorben, der nie zufrieden war, alte Formen nachzuahmen, sondern stets neue zu erfinden suchte und dadurch jene ewig schönen und denkwürdigen Kunstwerke von Architektur, Waffen, kostbaren Geräthen und Stoffen erschuf; deshalb ist es gleichgültig, ob ein solches neues Machwerk von einem Franken oder einem Orientalen gefertigt worden ist. Es ist auch möglich, schöne orientalische Kunstwerke zu erlangen; diese aufzufinden, erfordert aber Zeit, Ortskenntniß und einen geläuterten Geschmack, und man muß einen hohen Preis für dieselben zahlen; denn meist befinden sie sich in den Händen von Leuten, die ihren Werth ganz wohl kennen.

Meine Einkäufe beschränkten sich auf wenige Artikel: eine graue doppelte Decke, die ich bisher nicht von gewünschter Farbe und Textur erlangen konnte, eine Tabackspfeife, möglichst billig, mit kurzem Rohr, Glasspitze, denn Bernstein hätte ich in Deutschland besser und billiger haben können, und eine „Oka“, etwa zwei Pfund, Taback; denn selbst wenn man das Rauchen nicht sehr liebt, kann man es hier vorziehen, seine Lungen mit einem schützenden Ueberzug von Tabacksfasche zu umgeben.

Ich war mit meinen Einkäufen zufrieden; sie erfüllten sämmtlich den Zweck, um dessentwillen ich ihren Besitz wünschte, und überstiegen insgesammt die Summe von 4 Thln. preuß. Cour. nicht, folglich konnte ich nur um ein Geringes übervortheilt sein. Man muß sich bei derartigen

Einkäufen einen kleinen Zeitverlust nicht verdrießen lassen, auch keinen Anstand nehmen, den dritten Theil vom ursprünglichen Kaufpreis zu bieten, man erhält dann vielleicht  $33\frac{1}{3}$  Procent Abschlag und zahlt also nur ein Geringes mehr als der Eingeborene. Der Taback war gut und diente nicht nur meinen Lungen als Schutzmittel gegen Unrath, sondern gewährte auch einen gewissen Genuß beim Rauchen.

Die Handwerker arbeiten oft auf sehr primitive Weise; so bohrt z. B. der Drechsler das Pfeifenrohr, indem er den Bohrer an eine Spindel schraubt, die mittels eines Fidelbogens mit der rechten Hand gedreht wird, während der Mann das Rohr in der linken hält und den Bohrer mit dem rechten Fuß, zwischen dessen Zehen er ihn klemmt, dirigirt. Am angenehmsten ist ein Spaziergang, resp. Spazierritt, durch jene Bazars, wo Stoffe, feine Kleidungsstücke und Luxusartikel verkauft werden.

Die Kaufleute sind dort größtentheils respectabel aussehende Türken, die Straßen sind sauber gefegt und besprenkt, den Staub von den offen liegenden Waaren fern zu halten, und wo nicht die sich fast berührenden Häuser den nöthigen Schatten gewähren, sind Tücher über die Straße gespannt. Das Publikum, welches sich hier bewegt, ist gleichfalls ein besseres, drängt nicht so sehr und spricht nicht so laut, sodaß man die oft sehr schönen und theuern Waaren sich mit Muße betrachten kann.

Der Curiositätenhandel wird außerdem noch durch Unterhändler betrieben, meist den Dragoman oder den



Eselungen, den man für die Dauer seines Aufenthalts angenommen hat. Dieser erscheint dann von Zeit zu Zeit im Zimmer und zieht den einen oder andern Gegenstand aus dem Gewand, welchen zu kaufen er einen zu beschwätzen sucht. Auch wenn man in einem der Kaffeehäuser der Esbekieh sitzt, erscheinen oft Individuen in derselben löblichen Absicht; doch wählen sie meist die Dämmerstunde zur Betreibung ihres Geschäfts, haben auch im allgemeinen eine Abneigung, ihre Waaren genauer inspiciren zu lassen.

Manchmal erscheinen Tänzer, die zum Geräusch einer Flöte und Trommel ihre Vorstellung geben. Es sind dies meist Männer, als Frauen verkleidet und verschleiert, die eine Reihe der wunderlichsten, abscheulichsten Bewegungen und unsaubersten Gesten aufführen. Auch eingeborene Frauen promeniren gegen Abend häufig auf der Esbekieh, die einen sorgfältig verschleiert, daß man nur die mit schwarzen Ringen von „Kohl“ bemalten dunkeln Augen durch einen schmalen, offenen Ritx des dichten Schleiers sieht, über dem manchmal noch ein großer Ueberwurf von schwarzer Seide getragen wird. Andere sind totaliter verschleiert, die Hülle ist aber von so durchsichtigem Stoff, daß oft die nicht unschönen Gesichter sowie ein großer Theil der übrigen oft sehr leichten Toilette durch die pro forma getragenen Schleier sichtbar sind. Ist es wegen der weiten hauschigen Beinkleider oder aus andern Gründen, der Gang der meisten dieser Schönheiten ist ungraziös und wackelig.

In der Nähe der Stadt befindet sich ein, irre ich nicht, von Mehemed-Ali erbauter Sommerpalast, Shubra. Ein Ritt von einer halben Stunde durch eine schöne Allee von Akazien führt zum Eingang der denselben umgebenden Gärten an den Ufern des Nil, welche zu betreten es einer Eintrittskarte bedarf, die man durch die diversen Consulate erlangen kann. Ob dieselben sogleich respectirt werden, hängt dann immer noch von der Laune des Aufsehers ab, der wie jeder andere bedeutende Absichten auf die Börse des Fremden hat. Die Gärten sind ziemlich ausgedehnt, doch nicht besonders merkwürdig, weder durch Seltenheit und Pracht der Pflanzen, noch durch große Entwicklung von Geschmack. Möglich auch, daß sie zu einer andern Jahreszeit schöner sind; denn in der Hitze und dem Staub des Sommers sieht alles dürftig und verkommen aus. Nicht weit vom Eingang stehen zwei noch unfertige Gebäude; im Hintergrund der Anlagen befindet sich das Sanctuarium des Harems.

Ein sehr großes Bassin aus weißem Marmor, in dessen Mitte eine Plattform mit Balustraden und Springbrunnen, wasserspeienden Krokodilen und Löwen, wird auf allen vier Seiten von geräumigen Säulengängen umgeben, unter denen Divans zur Ruhe einladen. An jede Ecke stößt ein Pavillon, von denen einer als Staatsgemach oder Empfangszimmer dient, ein zweiter die Billards enthält und die beiden andern zu beliebigen Zwecken zu dienen scheinen. Die Architektur, obschon nicht mit den Meisterwerken alt-arabischer Baukunst zu vergleichen, macht einen gefälligen



Gesamteindruck. Die Verzierungen und Malereien sind manchmal geschmackvoll, die vier Eckpavillons aber mit außerordentlichem Luxus decorirt und meublirt. Im Staatszimmer, dessen Fußboden mit kostbaren Hölzern reich eingelegt ist, stehen mehrere Geschenke europäischer Fürsten, ein Paar schön gearbeitete silberne Candelaber, mit Löwen, Straußen, Gazellen und Pferden verziert, ein großer Kronleuchter und mehrere sehr schöne große berliner Porzellanvasen, mit Blumen bemalt. Wenn ich nicht irre, überbrachte sie Lepsius als Geschenk des Königs von Preußen an den Vicekönig. Die übrigen Verzierungen sind etwas barbarischer, sinnlicher Natur. Im Billardzimmer sind Bildnisse von Mehemed-Ali und Ibrahim-Pascha, beide sehr mittelmäßig ausgeführt, besser gelungen hingegen einige Landschaften von einem französischen Künstler. Das Orchester der Eunuchen, das sonst auf der Plattform spielte, die Odalisken, die sich hier badeten oder in den kleinen Nischen umherfuhren, werden nicht gezeigt; das Ganze scheint schon seit geraumer Zeit nicht mehr benutzt zu werden und geht dem Verfall entgegen.

Ein anderer Ausflug, den man, gestatten es Zeit und Umstände, nicht unterlassen sollte, ist nach den Ruinen von Heliopolis, dem On der Bibel, wo Joseph seine Frau Asnath, die Tochter eines Priesters, nahm, wo im Sonnentempel die gelehrteste Priesterschaft nächst der von Theben wohnte und Moses seine Studien begann. Die Stätten, wo man sonst die Ruinen fand, werden jetzt von Haufen Schutt und Scherben bedeckt, und in einem Garten ein



einzigem Obelisk, ganz mit den Zellen von Mauerbienen bedeckt, die nur an Einer Seite die Hieroglyphen etwas durchscheinen lassen, zeigt die Stelle an, wo sonst vielleicht der Tempel des Horus stand. Ehe man diesen Ort erreicht, unweit des Dorfes Matarieh, passirt man einen Brunnen, der, von schattigen Bäumen gegen die Sonnenstrahlen geschützt, ein außerordentlich klares, frisches Wasser enthält; dicht dabei in einem Garten steht ein uralter Sykomorenbaum, unter dem, der Legende nach, Maria mit dem Christuskind geruht haben soll, denn hier befinden wir uns an der Grenze jener gesegneten Landschaft Gosen, aus der Moses sein Volk nach Kanaan zurückführte. Es ist schwer zu bestimmen, ob der Baum wirklich achtzehn Jahrhunderte alt sein kann, noch läßt sich nachweisen, auf welche Weise die Stelle bekannt wurde, wo die heilige Familie, zu jener Zeit arme Flüchtlinge, sich aufgehalten; doch ist die Sage eine zu poetische, die Stelle, an welche sich dieselbe knüpft, eine zu liebliche, um lange über den Sachbestand zu grübeln. Ich trank von dem klaren Wasser, ruhte in dem kühlen Schatten und pflückte mir beim Fortgehen einige Blätter zum Andenken.

Auf dem Heimweg besuchte unsere Gesellschaft die Khalifengräber, schöne Ueberreste einer phantasiereichen arabischen Architektur, mit weiten Hallen, Höfen, Kuppeln und allerhand Reliquien, darunter zwei Abdrücke vom Fuß des Propheten in Stein. An einigen Stellen bedecken Mosaikarbeiten von überraschender Zartheit die Wände, welche leider zum Theil unter dem Hammer der Touristen

verschwunden sind. In einer Moschee zeigte uns ein Schulmeister, der in der Eingangshalle ein Dutzend Kinder unterrichtete, die Curiosa. Als wir weggehen wollten, fühlte der Pädagoge seinen Ehrgeiz rege werden, er ließ seine kleine Heerde aufstehen und befahl ihr, zu lesen. Sie standen auf, kamen auf uns zu, streckten die Hände aus, und statt eine Stelle des Koran zum Besten zu geben, schrien alle unisono: „Basschisch, Basschisch“, in das zuletzt der Mentor auch mit einstimmete.

---

#### IV.

### Umgebungen von Kairo.

Vorbereitungen zu einem Ausflug. Alt-Kairo. Rhoda. Gizeh. Die Fähre und Fährleute. Nach den Pyramiden. Das Nachtlager. Die Nachtwächter. Dialog. Die Sphinx. Ausgrabungen. Besteigung der großen Pyramide. Rundschau. Bakschisch! Bakschisch! Die Königgräber. Die Gräberfelder. Abschied von der Sphinx. Sakarra. Unter Palmen wandelt keiner ungestraft. Apis-Gräber. Neue Ausgrabungen. Memphis. Ein nasses Lager und trodenes Nachtmahl. Rückkehr nach Kairo. Der Suezkanal. Pro und contra. Die Eisenbahn des Isthmus. Suez. An Bord.

An Bord des P. u. D.-Comp.-Steamer „Kubia“,  
Straße von Bab-el-Mandeb (Rothes Meer),  
9. Juni 1860.

In Kairo sein und einen Ausflug nach den Pyramiden vernachlässigen, heißt nach Rom reisen und St.-Peter oder das Coliseum nicht sehen. So beschloß denn auch unsere Reisegesellschaft, die Woche, die bis zum Abgang des nächsten Dampfers von Suez übrig blieb, zu einer Excursion in die Umgegend zu verwenden. Ein Koch ward gesucht und gefunden, Zelt, Kochutensilien und Vorräthe auf Eseln



vorangeschickt, und am Nachmittag, nachdem die Hitze etwas weniger drückend geworden, brach unsere Gesellschaft auf.

Unser Weg führte durch Alleen und Gärten nach Alt-Kairo. Hier, eine kurze Strecke, nachdem wir eine gewaltige Wasserleitung, im Spitzbogenstil erbaut, in welche das Wasser erst aus dem Nil mittels Wasserräder gehoben und dann nach der Stadt geführt wird, besichtigt, stiegen wir die Ufer des Nil hinab, um uns nach Gizeh übersetzen zu lassen. Nach einigem Widerstreben von seiten unserer Esel befanden wir uns am Bord einer kleinen Barke, und mußten, nachdem wir die obere Spitze der Insel Rhoda passirt, des niedrigen Wasserstandes wegen einen langen Umweg zwischen Sandbänken und seichten Stellen machen. Auf der Insel, deren Ufer sich jetzt hoch über den Flußspiegel erheben, reihte sich Garten an Garten, einige Sommerresidenzen verschiedener Paschas, und ein oder zwei dergleichen waren im Bau begriffen. Die Leute scheinen ein Vorurtheil dagegen zu haben, einen Palast zu bewohnen, den ihr Vorgänger gebaut. Ueberall sieht man unvollendete Gebäude vorzeitig in Trümmer zerfallen, und auf oder neben den Schutthaufen beginnt man neue, die vielleicht ihre Erbauer nie vollendet sehen werden.

Wie überall, wo es sich um Bezahlungen handelt, machte auch nach unserer Ankunft in Gizeh unser Fuhrmann Einwendungen gegen den von uns gezahlten Preis, trotzdem derselbe die Taxe um mehr als das Dreifache überstieg. Da er uns dabei das Geld fortwährend vor-

hielt, so ward ihm alles, was mehr als der festgestellte Tarif war, wieder abgenommen, worauf er zwar etwas verwundert dareinschaute, sich aber schließlich beruhigte. Es scheint beinahe unmöglich zu sein, die Leute selbst durch die reichlichste Bezahlung zufriedenzustellen; sie schreien immer noch mehr! mehr! Selbst wenn sie mit dem Preise für einen geleisteten Dienst anscheinend zufrieden sind, strecken sie hinterdrein noch die Hand aus und rufen „Bakschisch, Bakschisch“; man kann deshalb nichts thun, als ihnen eben so viel geben, als man denkt, daß sie verdient haben; und kümmert sich dann nicht weiter um ihr Geschrei. — Aus den Gärten des Dorfes Gizeh ins Freie gelangend, bekommt man die Pyramiden in Sicht, hat aber noch einen langen Weg vor sich, ehe man sie erreicht. Groß und gewaltig sehen diese Steinkolosse in der Ferne aus; je mehr man sich ihnen aber nähert, desto kleiner erscheinen sie, bis man, am Fuß angelangt, kaum meinen sollte, vor den höchsten Bauwerken zu stehen, welche Menschenhand jemals errichtet. Man wird nur dann zur gehörigen Schätzung ihrer Größe zurückgeführt, wenn Menschen auf denselben stehen und kaum so groß wie Mücken aussehen. Zur Zeit der Ueberschwennung muß man einen weiten Umweg auf einem der Dämme machen, welche die Ebene durchschneiden; in gegenwärtiger Jahreszeit kann man sein Ziel in gerader Richtung verfolgen, muß jedoch auch auf den betretenen Pfaden bleiben, denn über ein Stoppelfeld zu reiten ist fast unmöglich. Die weiten und tiefen Ritzen, welche den ausgetrockneten fetten Boden nach

allen Seiten durchfurchen, bilden eine Oberfläche voll spitzer, harter Erdklumpen, auf denen Pferde und Esel fortwährend straucheln und in die Risse schlüpfen. Dieser Umstand mag den Franzosen in den verschiedenen Schlachten, welche im Nilthal gefochten wurden, keinen unerheblichen Vortheil gegen die Cavalerie der Türken und Mamluken gegeben haben, die hier strauchelnd die unbeweglichen Schlachtenvierecke zu erreichen suchten, an deren fester Masse sich ihr Ungestüm brach.

Die Sonne war bereits untergegangen, als wir bei unserm Zelt anlangten, das zwischen der Sphinx und der großen Pyramide aufgeschlagen war, in der Nähe eines Grabes, von welchem der Koch Besitz ergriffen und unsere Mahlzeit bereitete, während ein anderer Theil den Eseln als Stallung diente. — Schon in dem am Rande des Thales liegenden Dorfe hatten sich verschiedene Beduinen zu uns gesellt, deren Zahl sich stets vermehrte; sodaß das Zelt bald von vielleicht dreißig Personen umgeben war, die sich anschickten, die Nacht mit uns zuzubringen. Unter Mehemed-Ali war ein Beduinenstamm hier angesiedelt, der berechtigt wurde, als Führer zu dienen und von allen die Pyramiden besuchenden Fremden eine Taxe zu erheben; dafür übernahm der Scheikh die Verantwortlichkeit, die Reisenden zu schützen. Nun drängen sich aber stets möglichst viele herbei, um einen Bakschisch zu erlangen. Nach genossenem Mahl und nachdem die nöthigen Vorbereitungen für die Nacht vollendet, saßen wir vor dem Zelt, im Halbkreis um uns aber lagerten eine Menge Beduinen, von denen ein alter, mit einer



breiten Nase und das Gesicht voller Pockennarben, sowie ein etwas jüngerer, mit verschmitztem Gesicht, der von verschiedenen europäischen Sprachen etwas aufgeschnappt hatte, die Wortführer machten und sich dabei italienischer, französischer, englischer und manchmal auch deutscher Ausdrücke bedienten. Unser vorsichtiger Mentor v. B. wünschte sogleich alle Ideen auf die Erfüllung übertriebener Ansprüche zu zerstreuen, und begann deshalb die Unterhaltung folgendermaßen:

v. B.: Warum sind so viele von euch gekommen? Wir brauchen keine Wache, können uns selbst schützen.

Beduin mit dicker Nase: Wir sind gekommen um unser selbst willen, wenn den Reisenden Unglück widerfährt, werden wir bestraft.

v. B.: Wenn uns Räuber angreifen, so lauft ihr doch davon oder verkriecht euch hinter uns.

Beduin mit verschmitztem Gesicht: Als Lepsius hier beraubt wurde, mußte unser Dorf den Schaden bezahlen; wir sind arme Leute.

Meine Wenigkeit: Das ist euch recht geschehen; ihr seid damals davongelaufen wie die Hasen; ich hoffe, daß die Bastonnade euch gut gethan hat.

Beduin mit dicker Nase: Inshallah, Lepsius war großmüthig, er gab uns von unserm Gelde zurück.

v. B.: Wenn ihr glaubt, daß morgen ein jeder von euch „Balkschisch“ erhält, so täuscht ihr euch; ich zahle nur einem einzigen Mann für die Wache, den Rest brauche ich nicht.

Beduin: Monsieur le Baron ist reich; wir sind nicht hier des Geldes wegen, wir bleiben umsonst.

Damit endete die Unterhaltung für den Abend. Natürlich verlangte am nächsten Morgen ein jeder „Bakschisch“.

Noch in der Dämmerung besuchte ich die Sphinx, von der unser Zelt nur wenig entfernt, und saß noch auf einem Sandhügel vor derselben, lange nachdem die Nacht zu dunkel geworden, um mehr wahrnehmen zu können als die Umrisse des gewaltigen Hauptes gegen den klaren Himmel. Am nächsten Morgen ward der Besuch wiederholt, und ob schon Ansichten von allen Seiten genommen und auf jede denkbare Weise vervielfältigt worden sind, so konnte ich dennoch nicht umhin, eine Skizze davon zu machen. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber, der an die Stelle fesselt, in diesem Riesenbildwerk, das trotz aller Zerstörung durch Zeit und Verstümmelung durch Menschen einen unbeschreibbaren Ausdruck erhabener Ruhe und stiller Majestät bewahrt hat, dessen Zweck und Bedeutung aber bis jetzt noch nicht ergründet worden. Selbst Lepsius, nachdem er alle Conjecturen erschöpft, schließt: „Wann und von wem ist der Kolos errichtet, und was war seine Bedeutung? Wir müssen die Beantwortung glücklichern Nachfolgern überlassen, — — — noch fehlt der rechte Oedipus für diesen König aller Sphynge.“ Da, wo selbst die Gelehrten so im Dunkeln tappen, ist es dem Nichtgelehrten um so eher zu verzeihen, wenn er sich von allen Theorien diejenige zur Erklärung wählt, die mit dem Eindruck des Ganzen am besten harmonirt. Nehmen wir nach der Bezeichnung

«Har-em-chu», „Horus im Horizont“ an, daß es ein Bildniß des Sonnengottes sei, so haben wir eine Bedeutung, die genügen kann, bis etwas noch Positiveres gefunden worden ist. Betrachtet man die ruhigen, kolossalen Züge des Morgens, wenn sich der östliche Himmel zu färben beginnt, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß das Riesenbild die hoffnungsvolle Erwartung ver sinnlichen soll, mit der die ganze Natur dem Erscheinen der leuchtenden Tagesgöttin entgegensieht, und so überwältigend ist der Eindruck, so harmonisch sind die Züge, selbst in ihrer Entstellung, daß man meint, die vollen, theils zerstörten Lippen müßten sich zu einem Lächeln verziehen, das kalte, glanzlose Auge sich noch einmal in verjüngtem Feuer entzünden. Der Gedanke, einen großen Felsblock zu diesem gewaltigen Bildwerk zu gestalten, ist imponirender als selbst die Pyramiden, an denen überall sichtbar ist, wie Tausende und Tausende von Menschen sich abgemüht gleich Ameisen, um einen Stein auf den andern zu thürmen, und zuletzt nur einen Haufen Ruinen erzeugt, etwas größer als die übrigen, während hier nichts als die große Form sichtbar ist, eine zu Stein gewordene Idee, gleichsam ohne mechanische Einmischung des Menschen entstanden.

Die Ausgrabungen, welche Lepsius am vordern Theil der Bildsäule vorgenommen, wurden entweder von ihm selbst wieder zugeschüttet, um den zwischen den Tagen befindlichen kleinen Tempel oder die „Stele“ gegen Zerstörung zu schützen, oder sie sind zugeweht. Kürzlich hat



ein Franzose, Hr. Mariette, im Auftrag des Paschas verschiedene Ausgrabungen vorgenommen, darunter auch eine an der Seite der Sphinx, wo, wenn ich nicht irre, Caviglia schon im J. 1818 bedeutende Forschungen gemacht. Jetzt war genug Schutt und Sand weggeräumt, um eine Idee von den Dimensionen des Kolosses zu bekommen. Da das Felsenlager, aus dem das Bild gehauen, nicht überall gleich festes Material bot, so sind einige Theile viel schneller verwittert als der Rest; an manchen Stellen sah man sich vielleicht auch schon beim Bau genöthigt, weiche Theile durch Mauerwerk festerer Blöcke zu ergänzen, die man dann zur nöthigen Form umgestaltete. Von dem Eingang zu dem an der nördlichen Seite und zum Theil in der Sphinx gelegenen Tempel konnte man eben den obern Theil der Oeffnung sehen, doch nicht durch denselben hineingelangen.

In südöstlicher Richtung von der Sphinx und einige hundert Schritte von derselben entfernt hat Hr. Mariette einen andern Tempel von ziemlich beträchtlichem Umfang ausgegraben, der aus gewaltigen Granitblöcken erbaut ist, Hallen, parallel nebeneinander, in sich schließt und nicht so sehr zerstört wurde, um nicht deutlich die ganze Anlage zu erkennen. Es wurden hier einige werthvolle griechische Sculpturen gefunden; doch sind dieselben entweder wieder verdeckt oder entfernt worden. An den Säulen und Wänden waren weder Hieroglyphen noch andere Inschriften sichtbar.

Die ersten Morgenstunden wurden zur Besteigung der

großen Pyramide benutzt. Die Stufen, aus denen dieselbe besteht, sind nahe der Basis etwa 4 Fuß hoch, nach der Spitze hin werden sie etwas niedriger. Zwei Araber nehmen einen bei den Händen, und indem sie zuerst die nächste Stufe besteigen, ziehen sie einen wie einen Waarenballen nach, wobei manchmal noch ein dritter von hinten nachschiebend hilft. Beim Hinabsteigen springen sie voraus, und man stützt sich dann auf ihre Schultern, eine Hülfe, die ganz willkommen ist, wenn man einigen Respect für seine Bekleider hat und eine Reise nicht als eine Turnfahrt betrachtet. Wünscht man nur den Genuß der Anstrengung zu haben, so kann man sich denselben überall erzeugen, wenn man 150 mal auf einen hohen Tisch steigt und dann wieder herabspringt.

Die obern Steinlagen der Spitze fehlen; deshalb kann auf der so gebildeten Plattform eine Gesellschaft von fünfzehn oder zwanzig Personen mit Bequemlichkeit ausruhen. Jede sich dazu eignende Stelle ist mit Namen bedeckt; denn selbst wenn man vielleicht den oft zur Ausrüstung eines modernen Reisenden gehörenden Meißel und Hammer nicht mit sich führt, so sind die begleitenden Araber bereit, gegen eine geringe Vergütung die Schriftzüge, welche man ihnen vorzeichnet, in den Stein zu hauen.

Die Aussicht von dieser Höhe ist selbst in jetziger Jahreszeit erhaben, obschon der Hauptzug der Landschaft fehlt, der gewaltige Nilstrom, der, rechts und links über seine Ufer tretend, das ganze weite Thal in einen gewaltigen See verwandelt. Wir befinden uns hier bei den

Anfangskapiteln menschlicher Culturgeschichte; wahrscheinlich sah Abraham diese gewaltigen Bauwerke, Moses führte sein Volk von dem Frondienst hinweg, der dazu dienen sollte, mehrere andere zu errichten, Joseph, Maria und das Christuskind, im fremden Lande Zuflucht suchend, wandelten hier, Cambyses und seine Perser versuchten ihre Zerstörungswuth an ihnen, Alexander mit seinen Macedoniern und Rom mit seinen Legionen herrschten einst hier, und selbst in diesem Jahrhundert gelang es einem Häuflein kecker Abenteurer, sich das ganze gewaltige Land zu unterwerfen, nachdem sie den herrschenden Stamm der Mamluken angesichts ihrer eigenen Stadt geschlagen. Zu jener Schlacht stehen jedoch die Pyramiden in keiner andern Beziehung, als daß sie eben den Namen geliefert haben; das Schlachtfeld liegt mehrere Meilen davon an den Flußufern, unterhalb des Dorfes Gizeh.

Hat man etwas geruht, so erbietet sich gewöhnlich einer der Araber, innerhalb zehn Minuten vom Gipfel der Pyramide, auf der man sich befindet, den der zweiten zu erreichen, wofür er eine halbe Guinee oder nach Umständen auch eine ganze verlangt, sich aber auch mit einigen Schillingen begnügt, wenn man eben nicht mehr geben will. Er führt dann seinen Theil der Vorstellung mit großer Behendigkeit innerhalb der gegebenen Zeit aus, indem er, um den Apex der zweiten Pyramide zu erreichen, sich in den Steinrizen festklammert; denn die obersten Lagen sind hier nicht stufenförmig, sondern schräg abgeflacht. Sieht man den Mann so an der Steinwand hinaufklimmen, so



erhält man einen Maßstab für die gewaltigen Dimensionen der Pyramiden.

Beim Hinabsteigen beginnen die Araber gewöhnlich einen Gesang in freien Reimen, die sie nach den Umständen extemporiren und variiren; der Refrain scheint aber immer derselbe, und ohne ein sehr gelehrter Orientale zu sein, kann man verstehen, daß er von dem „Basschisch“ handelt, den sie erwarten. Je weiter man hinabkommt, desto lauter und deutlicher wird derselbe wiederholt, dabei aber allerhand Insinuationen fallen gelassen, daß der Scheikh ein sehr habfüchtiger Mann sei, alles Geld, welches die Leute für ihre Führerdienste erhalten, ihnen abnehme, und wenn man ihnen nicht heimlich noch etwas gebe, sie ganz umsonst gehandelt hätten. Hier gilt es nun, ein standhaftes Gemüth zu bewahren; läßt man sich von Schwachheit übermannen und gibt auch nur Einem etwas, so hat man bald den ganzen Haufen hinter sich.

Man wählt zum Hinabsteigen meist die Nordseite, denn hier befindet sich der Eingang zu den Königsgräbern, in geringer Höhe vom Boden und in der Mitte der Basis. Ein Theil der Stufenreihen ist weggebrochen, wodurch ein Mauerwerk, aus gewaltigen Blöcken bestehend, bloßgelegt ward. Zwei dieser Blöcke, in schräger Richtung sich aneinander stützend, überdecken den Eingang, und der zur Rechten enthält die Inschrift, welche Lepsius als Gedenktafel der preussischen Expedition, deren Chef er war, hier zurückließ. Dieselbe ist in Hieroglyphen und nach Art derselben gehauen, von der Farbe jedoch, mit der sie, wie

Lepsius' Briefe uns mittheilen, bedeckt wurden, konnte man nichts sehen. Da, wo die großen Blöcke, die den Eingang umgeben, beginnen, liegen die Schichten nicht mehr waagrecht, sondern in einem steilen Winkel nach innen geneigt, und der ins Innere führende 4 Fuß hohe Gang folgt demselben Winkel abwärts.

Hat man nach einiger Mühe, in gebückter Stellung hinabgleitend, das Ende desselben erreicht, so stößt man auf einen gewaltigen Granitblock, der hier früher weitere Fortschritte hemmte; man hat die weichern Steine zur Rechten weggeräumt, und so das Hinderniß umgehend, gelangt man in einen zweiten, sehr hohen, in steilem Winkel aufsteigenden Gang, in dessen Seiten sich ein bankartiger Vorsprung hinzieht. Das Grab des Königs liegt am obern Ende, am Anfang aber befindet sich der Eingang in einen zweiten Gang, der zu dem unter der vorerwähnten Grabkammer befindlichen Grab der Königin führt. Um den obern Gang zu erreichen, muß man auf den nur 18 Zoll breiten, durch vielen Gebrauch sehr glatt gewordenen Bänken weiter klettern, und hat dann, trotzdem man hier sich aufrecht bewegen kann, immer noch ein hartes Stück Arbeit, bis man zur Grabkammer gelangt. Das Bewußtsein, sich nahe der Mitte der Pyramide zu befinden, ist beinahe aller Lohn für die gehabte Mühe; ein mäßig großes viereckiges Gemach enthält an seiner Westseite die Ueberreste eines Sarges, welcher unter den Anstrengungen der Curiositäten sammelnden Reisenden zu immer kleinern Dimensionen reducirt wird. Die Mauern und die Decke

dieses Gemachs sowie die überragenden Seitenwände des zu demselben führenden Ganges sind geschwärzt; Hitze oder Staub, schwer drückende Atmosphäre und das röthliche Licht der Fackeln oder Kerzen erhöhen den düstern, unheimlichen Eindruck, und ruft oder spricht man, so hallt die Stimme dumpf und klanglos. Ein Besuch der zweiten Grabkammer verlängert den Aufenthalt und vergrößert die Mühe, bringt aber keine entsprechende Belohnung, denn es sind weder Sculpturen noch Inschriften, noch irgendetwas zu sehen als nackte, geschwärzte Wände von mäßigen Dimensionen, und man begrüßt endlich das Tageslicht mit einem frohen Gefühl der Erleichterung.

Man thut wohl, seine Thiere an den Eingang der Pyramide zu bestellen und die weiterhin liegenden Gräberfelder zu besuchen, ehe die Mittagshitze den Weg zu heiß macht. Die theils von Rosellini und Champollion, in viel größerem Umfang aber von Lepsius aufgedeckten Gräber dehnen sich beinahe nach allen Richtungen des Kompasses, gegen Nordwesten hin aber liegt eins der interessantesten Felder. Viele dieser Gräber erkennt man nur aus den großen Steintafeln, welche ihr Dach bilden und häufig über den Sand hervorragen, sodaß man die ganze Anlage erkennen kann; die meisten Ausgrabungen sind entweder vom Wind oder von Menschenhänden wieder zugeschüttet, um die Bild- und Bauwerke vor Zerstörung zu schützen, die unter denen, welche noch zugänglich sind, immer mehr überhandnimmt. Wenn die Araber nicht das Ganze einreißen, um die Steine anderweitig zu verwenden, so hämmern und klopfen müßige



Hände unausgesetzt daran herum, um Stückchen Farbe oder sonst irgendein bedeutungs- und zweckloses Memento abzubreckeln. Lepsius ist seinerzeit oft, und nicht selten mit wenig Mäßigung, deshalb angegriffen worden, daß er einen so großen Theil der alten Kunstschätze dem Grund und Boden entrückte, auf welchem sie entsprungen. Alles, was damals die Expedition mitgenommen, kommt dem nicht gleich, was in einem einzigen Jahre hier muthwillig zerstört wird; das Resultat aber jener Arbeiten war eine Sammlung, die ein vollkommeneres, faßlicheres Bild der ägyptischen Cultur- und Kunstgeschichte gibt als selbst die reichern Museen von Paris und London, in der That dem Gelehrten und Forscher vielleicht besseres Material liefert als selbst das Aegypten der Gegenwart. Die schönen Sculpturen und Malereien in den jetzt zugänglichen Gräbern sind so entstellt, daß sich manchmal kaum erkennen läßt, was sie eigentlich vorstellen sollen.

Unsere Gesellschaft besuchte die Umgebung aller drei großen Pyramiden, und ließ sich, als die Hitze drückend ward, das im Zelt unser wartende Frühstück wohlschmecken.

Ehe wir nach Sakarra aufbrachen, stattete ich der Sphinx noch einen letzten Besuch ab. Selbst in der nüchternen Realität eines glänzend hellen ägyptischen Tageslichts machte das Riesenbild doch einen erhabenen, großartigen Eindruck. Außer einem Theil der Wangen, einem Stückchen Ohr und in Theilen des Kopfsputzes ist die Oberfläche verwittert. Die Nase ist abgeschlagen, Ohren, Lippen und Augen sind verstümmelt, eine parallel mit und theil-

weise durch den Mund laufende Steinrize entstellt denselben, und trotzdem blickt das Niesenhaupt mit einem Ausdruck von Ruhe und Macht in die Ferne, wie ich ihn noch nie in einem andern Bildwerk gefunden. Ich verweilte wiederum lange und trennte mich nur zögernd von demselben.

Unser Zelt hatten wir gleich nach dem Frühstück nach Sakarra, unserm Nachtquartier, vorausgeschickt, am Nachmittag folgte die ganze Gesellschaft. Es war ein heißer, mühseliger Weg durch den Sand der Wüste oder über die aufgerissenen Felder, und wir waren froh, endlich unser Nachtlager zu erreichen, das am Eingang des Dorfs unter einigen Dattelpalmen aufgeschlagen war. In einigen Gräben und Löchern war noch etwas Nilwasser zurückgeblieben, aus denen wir jetzt, da die Brunnen hier nicht gut waren, unser Trinkwasser entnahmen; allein da Duzende von Schöpfern den ganzen Tag beschäftigt gewesen, die Felder aus diesen Tümpeln zu bewässern, und Büffel, bis an die Schnauze darinliegend, den Schlamm aufgestört hatten, so war unser Getränk kein sehr labendes; selbst im Kaffee oder Thee machte sich der unangenehme Geschmack bemerkbar. Ein oder zwei Skorpionen wurden im Zelt getödtet, und an anderm Ungeziefer fehlte es auch nicht. „Unter Palmen wandelt keiner ungestraft.“

Am nächsten Morgen besuchte unsere Gesellschaft die großen Grabfelder in der Nähe von Sakarra. Von den Apisgräbern waren nur etwa dreißig sichtbar, der Gang, welcher die übrigen enthielt, war verschüttet. Die Särge

dieses heiligen Thiers, aus ungehauenen Porphyrblöcken gearbeitet, befinden sich in Nischen zu beiden Seiten eines langen, unterirdischen, in Felsen gehauenen Ganges. Bei der Ausgrabung dieser Bauwerke fand man mit einer einzigen Ausnahme die Särge erbrochen und ihres Inhalts beraubt; um den einen noch unverletzten zu öffnen, war man aber genöthigt, Schießpulver zu brauchen. Welche mechanischen Mittel mögen wol angewandt worden sein, um diese gewaltigen Steinblöcke in einem Raum fortzubewegen, der nicht viel größere Dimensionen hat als ihr Durchmesser! Erregt es schon Erstaunen, wie die gewaltigen Steinhäufen der Pyramiden zusammengetragen wurden, und die ungeheure Bildsäule des Memnon zur Stelle gebracht ward, um wie viel schwieriger mußte es nicht sein, diese großen, Hunderte von Centnern wiegenden Steinkästen in engen, abgeschlossenen Räumen fortzubewegen, wo auf jeder Seite nur wenige Fuß Raum für Arbeiter und Werkzeuge übrig blieb und keine complicirten Maschinen, keine langen Hebel angewandt werden konnten!

In nicht zu großer Entfernung vom Serapeum hat Hr. Mariette kürzlich ein Grab mit einem kleinen unvollendeten Tempel aufgefunden, das ein Meisterwerk vollendeter Details ist und ein interessantes Bild gibt von den verschiedenen Arbeitsprocessen seines Baues. Die Gruft, von mäßigen Dimensionen, etwa 25 × 12 Fuß, wird durch zwei Pfeiler, welche die Steinplatten des Daches tragen, in zwei gleiche Hälften getheilt, und am westlichen Ende jedes derselben befindet sich eine kleine Stele. Die Säulen,



aus Kalkstein bestehend, aber so gemalt, daß sie Granit vorstellen, enthalten auf jeder ihrer vier Seiten Reihen von Hieroglyphen, in denen Anfang- und Ende der Colonne von denselben Zeichen gebildet werden, wahrscheinlich die Legende des Todten enthaltend. Die Wände sind mit verschiedenen Darstellungen des Ackerbaues und der Jagd bedeckt. Der Stein ist hier ein sehr feinkörniger, deshalb sind die Sculpturen in hohem Grade ausgeführt, die Farbe aber ist gleich auf den Stein aufgetragen, ohne daß man genöthigt war, eine Decke von Mörtel oder Gips darüberzubreiten; deshalb haben sich alle Bilder außerordentlich frisch erhalten. Die Darstellungen sind höchst lebendig, in einer Wasserjagd auf Nilpferde, Krokodile u. s. w. sind die Thiere ungemein getreu wiedergegeben. Sieht man die Darstellungen der Berrichtungen des Ackerbaues an, so erkennt man leicht, wie wenig in diesen Tagen die modernen Aegypter von denen der Vorzeit abweichen. Dieselben Werkzeuge werden gebraucht wie vor 2000 Jahren, der Acker wird auf dieselbe Weise bestellt, die Frucht ebenso eingebracht, gedroschen, aufbewahrt, und selbst die Packthiere werden auf dieselbe Weise beladen wie ehemals. Eine kleinere Grabkammer befindet sich neben dieser ersten, und ein Corridor führt zu derselben durch einen kleinen Tempel oder ein Atrium. Letzteres scheint nie vollendet worden zu sein. Die Steine sind nur abgeseilt und vorbereitet, die Sculpturen zu empfangen, während im Corridor dieselben bereits ausgehauen sind, aber noch die Malerei fehlt.

Hr. Mariette hat zwischen den Gräbern ein Haus bauen

lassen und bewohnt dasselbe manchmal mit seiner Familie und seinem Personal; denn die Ausgrabungen werden noch immer fortgesetzt; zur Zeit war er jedoch abwesend.

Am nächsten Abend campirten wir in der Nähe der Ruinen von Memphis, dessen Lage sich leicht durch die Schutthaufen seiner Mauern bestimmen läßt; außer einer einzigen kolossalen Figur, die halb im Schutt begraben liegt, und einigen verstreuten Fragmenten ist wenig zu sehen, was darauf schließen läßt, eine glänzende Königsstadt habe einst hier gestanden. Auch hier hatte Hr. Mariette Ausgrabungen begonnen; allein noch waren keine Resultate sichtbar. Diese Ruinen sind nicht im Sande begraben, sondern erstrecken sich über eine Reihe niederer Hügel inmitten des Niltbals, die jetzt mit Dattelpalmen bepflanzt sind, unter denen mehrere arabische Dörfer angelegt wurden; deshalb ist es sehr schwierig, die alten Ruinen zu erreichen, ohne Bäume und Wohnungen umzustürzen. Wir verweilten hier nicht lange, sondern brachen beizeiten auf, um vor Einbruch der Dunkelheit den Fluß zu passiren und in der Nähe von Tura zu übernachten, dessen Steinbrüche wir am nächsten Morgen besichtigten. Im Laufe des Tags hatten Hr. v. B. und ich sieben Wildenten und mehrere Duzend Tauben geschossen. Letztere gestalteten sich in den Händen des Kochs zu schmackhaften Suppen; erstere waren mager und hatten einen unangenehmen, ranzigen Geschmack.

Wegen des niedrigen Wasserstandes hatten wir zwei leichte Arme des Flusses zu passiren, ehe wir die Fähre erreichten; die Folge davon war, daß, indem einige unserer

Esel sich niederlegten, zwei von der Gesellschaft und unsere Mundvorräthe durchnäßt wurden; unser Nachtmahl bestand deshalb in Thee, kalt aufgegossen, etwas arabischem Durra- brot und Ziegenkäse, die der Koch im Dorfe gekauft; sie schmeckten wie eine Mischung von Pfeisenthon und grüner Seife, stillten jedoch den Hunger.

Am nächsten Morgen hatten wir eine mehrstündige Wanderung durch die Steinbrüche, aus deren gewaltigen Höhlen das Material zum Bau der Pyramiden genommen ward, kehrten am Nachmittag zur Stadt zurück und beschlossen die Genüsse des Tags, indem wir auf der Esbekieh dem Gewinsel der türkischen Musik zuhörten und dabei in lauwärmer Limonade schwelgten.

Die Zeit der Abfahrt des nächsten Dampfers nach China näherte sich nun, und am Morgen des 4. Juni begab ich mich per Eisenbahn nach Suez.

---

Im Indischen Ocean, 18. Juni.

Ich versprach Ihnen, solche Nachrichten über den Fortschritt des Kanalbaues von Suez mitzutheilen, als sich mir bieten würden. Der Vorstand der Compagnie hat in seinem jährlichen Bericht Sorge getragen, alles zu erwähnen, was gethan worden ist; deshalb bleibt mir wenig hinzuzufügen. Ich beabsichtigte, wenigstens einen Theil der Kanallinie zu sehen, gab aber diesen Plan auf, nachdem ich mich überzeugt, daß ich wenig mehr sehen könnte, als was



bereits zur Genüge bekannt. Nach aller Information, die ich mir über diesen Gegenstand verschafft, sind es nicht die Terrainschwierigkeiten, die der Ausführung des Unternehmens im Wege stehen; in der That ist vielleicht der Bau des Kanals selbst bei weitem nicht ein so riskantes Werk, als es scheint. Die Berichte und Controversen pro und contra stellen zur Genüge fest, daß der höchste zu durchschneidende Punkt des Isthmus nur 17 Fuß über der Meeresfläche liegt, der Grund an einigen wenigen Stellen Felsen, meist aber ein guter, solider, widerstandsfähiger, dabei jedoch leicht zu bearbeitender Kiesboden ist; darin einen Graben von gehöriger Breite und Tiefe herzustellen, ist kein unausführbares Unternehmen; selbst mit den wenigen Arbeitskräften, die das Land bietet, läßt sich durch Hülfe passender Maschinen, von denen einige bereits in Thätigkeit sind, viel erreichen. An die alten Fabeln über die Verschiedenheit des Niveau zwischen dem Rothen und dem Mittelmeer glaubt niemand mehr, und daß die Ebbe und Flut nur zwei Fuß steigt und fällt, ist eher ein Vortheil als ein Nachtheil. Selbst passende Häfen ließen sich vielleicht an beiden Enden künstlich errichten und mit dem nöthigen Aufwand von Geld und Vorsicht wenigstens für geraume Zeit gegen das Versanden sichern.

Hiermit sind aber die Hindernisse bei weitem noch nicht beseitigt. Wenn der Kanal vollendet ist, wird ein lebhafter Verkehr nöthig, um das bedeutende Kapital zu verzinsen, und dieser Verkehr hat auf der Südseite das Rothe Meer zu passiren. Wir leben heute nicht mehr in den Tagen,

wo Salomon seine Schiffe nach Ophir schickte und eine Reise von Thor nach Ceylon ein Unternehmen war, welches auszuführen Jahre kostete, bei dessen Anfang niemand wußte, ob ihm jemals eine Rückkehr beschieden sei. Die gefahrbringenden Riffe und Sandbänke des Rothen Meers sind genügend bekannt, und Dampfschiffe können mit vollkommener Sicherheit in sechs Tagen von Suez die Straße von Bab-el-Mandeb erreichen. Dies genügt jedoch nicht für einen billigen Verkehr. Augenblicklich sind Frachten und Passagen hier sehr theuer; der Kanal — wird er jemals vollendet — wird sie nicht viel billiger machen, denn Feuerungsmaterial wird stets aus weiter Ferne herbeigeschafft, das Personal der Schiffe hoch bezahlt werden müssen, um Leute für den unangenehmen Dienst in dieser heißen Gegend zu gewinnen. Segelschiffe werden stets eine schwierige, langwierige und gefährliche Fahrt haben, selbst wenn alle Gefahren durch Leuchtthürme bezeichnet werden, deren Errichtung und Unterhaltung die Kanalcompagnie nicht unterlassen darf, in ihrem Kostenanschlag zu bedenken.

Unter den günstigsten Umständen jedoch und nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten wird sich der Verkehr immer nur auf die Küstenländer des Mittelländischen Meers mit jenen des Indischen Oceans beschränken; alle Häfen nördlich von Gibraltar, welche Schiffe weiter als nach Singapore senden wollen, finden einen kürzern und sicherern Weg um das Cap der guten Hoffnung. Der Weg von irgendeinem englischen Hafen oder von den Häfen der Nord- und

Ostsee bis Alexandria ist ein langer und schwieriger, das enge Rothe Meer zu durchschneiden, für ein Segelschiff unter den günstigsten Umständen mit großem Zeitaufwand verbunden. Seit aufmerksame Beobachtung und ernste Forschungen uns mit den zu jeder Jahreszeit in den verschiedenen Theilen des Oceans herrschenden Winden bekannt gemacht, kann eine Reise aus der Nordsee bis Singapore mit ziemlicher Gewißheit in weniger als hundert Tagen vollbracht werden. Es wird schwierig sein, dies mit einem Segelschiff durch den Suezkanal in kürzerer Zeit zu thun, die Kosten des Zolls und das vermehrte Risiko nicht in Anschlag zu bringen. Ob aber Dampfschiffahrt allein einen solchen Verkehr herbeiziehen kann, ist zweifelhaft, auch der Vortheil, die ganze Reise in demselben Schiff zu machen, nicht so groß als bei einem Segelschiff, wo, wenn die Verladung einmal erfolgt, nicht mehr Kohlen eingenommen oder vielleicht die Maschine reparirt zu werden braucht.

Die Unterzeichnungen von Kapital für die Compagnie sprechen ein Urtheil hierüber aus. Mit Ausnahme von vielleicht ganz unbedeutenden Summen sind alle Actien in Frankreich untergebracht oder in den Händen des Vicekönigs von Aegypten. Hoffentlich wird es nun keinem der Actieninhaber an Geldern fehlen, das volle Kapital und vielleicht darüber einzuzahlen, was besonders von Said-Pascha zu wünschen ist, der außer den 80 Millionen Fr. seiner ursprünglichen Unterzeichnung nun auch noch die 15 Millionen übernommen hat, welche das Directorium in großmüthiger Weise der europäischen Handelswelt überlassen wollte, nach-



dem Frankreich mit 100 Millionen bedacht worden war, welche Großmuth jedoch von besagter Handelswelt nicht genügend geschätzt wurde, um durch Unterzeichnungen darauf zu antworten. Es ist jedenfalls ein gewaltiges Zeugniß für französischen Unternehmungsgeist, auf einmal zwei Unternehmungen in die Hand zu nehmen, welche jede einzeln auszuführen alle übrigen Nationen sich nicht stark genug gefühlt hatten: ich meine Hrn. v. Lesseps' Suezkanal und Hrn. Felix Bellh's Nicaraguakanal.

Es ist ein gutes Ding, nichts halb zu thun, so auch hier. Wenn man einmal am Weltbeglücken ist, muß man es auf durchgreifende Weise thun, und jeder wohlmeinende Weltbürger kann allen derartigen Unternehmen nur den besten Erfolg wünschen; jedenfalls bieten sie der Nation, die sie in die Hände genommen, eine gute ernsthafte Beschäftigung, und diese kann nie verfehlen, auf den Nationalcharakter einen günstigen Einfluß zu üben.

Sollte jemals eine Wüstenreise mir beschieden sein, so würde ich vorziehen, dieselbe per Eisenbahn zu machen, statt auf einem Kameel. Die Luft, welche man einathmet, ist ganz herrlich und rein, und die Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahinrollt, erzeugt einen angenehmen kühlen Luftzug, der die Sonnenhitze weniger fühlbar macht. Die Beschreibung des Wegs von Kairo bis Suez ist bald gethan. Sobald man die Stadt verlassen und die Gärten von Heliopolis zur Linken aus dem Gesicht verloren, kommt zuerst eine Ebene, mit rundlichen Kieseln mäßiger Größe bedeckt, dann einzelne Strecken von Sand, bald in Flächen, bald

als kleine Hügel verstreut, später einige felsige Berge, gen Süden, längs der Bahnlinie in angemessener Entfernung einige kleine Schmutzhäuschen, als Stationen dienend, und zuletzt eine sich sanft neigende Ebene, an deren Ende blaues Wasser und daran Suez sichtbar wird. Voilà tout. Dort wartet man einige Stunden in einem geräumigen Hotel, denn die 20 Häuser der Stadt zu besehen, erfordert nicht viel Zeit, und erfreut sich in einer schattigen Veranda sitzend mit der Aussicht auf den Hafen der kühlen Seebrise. In Anbetracht, daß der Ort an einer unfruchtbaren Küste liegt, selbst von Kairo durch 60 Meilen Wüste getrennt, kann man das Hotel gut nennen, wenigstens ist es geräumig, die Speisen gut, die Preise nicht höher als anderswo, die Bedienung (meist Hindus) aber bedeutend besser und aufmerksamer.

Um 4 Uhr nachmittags schiffte man sich an Bord eines kleinen Dampfers ein, der, gedrängt voll, zuerst die Passagiere für Mauritius und Australien an Bord des auf sie wartenden Dampfers brachte, während wir andern später an Bord der „Nubia“ gebracht wurden. Wie wohl ich mit diesem Schiff zufrieden war, habe ich bereits weiter oben gesagt und noch nicht Ursache gefunden, meine Ansicht zu ändern. Die Promptheit des Schiffsdienstes, die Aufmerksamkeit und Höflichkeit des Kapitäns, die schnelle und gute Bedienung und Bewirthung sind dieselben geblieben.

---

## Aden, Point de Galle, Colombo.

Aden. Der Hafen. Eine öde Felsenwüste. Die Stadt. Die Insel Sofotura. Point de Galle. Nach Colombo. Eine angenehme Heerstraße. Kokospalmencultur. Fischer und Fischerei. Steuern. Kaffehäuser. Bentotte, Cultura. Zimmetcultur. Ein Banyanbaum. Colombo. Stadt und Bevölkerung. Dr. Keelart. Eine zoologische Sammlung. Elefantenschädel.

Point de Galle, 3. Juli 1860.

Sollten meine Reiseepisteln sich bisher als zu trocken erwiesen haben, so wäre dies nicht zu befremdlich in einem Lande, wo es nur selten regnet. Diese Entschuldigung läßt sich jetzt nicht mehr vorbringen, in der nassen Jahreszeit dieser feuchten Insel. Die Regenzeit ist dieses Jahr ungewöhnlich spät eingetreten, daher sind Stürme und ein oder zwei Regengüsse im Lauf des Tags eine gewöhnliche Sache, und die Gesichter der Kaffeepflanzer, die ob der Trockenheit und Besorgniß für ihre Ernten schon sehr lang zu werden anfangen, nehmen wieder eine runde Form an.

Die Ankunft der „Nubia“ ward um einen Tag verzögert, da am Eingang in die Straße von Bab-el-Mandeb ein



Zapfen in der Maschine brach, man deshalb während der Nacht und eines Theils des Tags beilegen mußte und so erst am Sonntag früh Aken erreichte, wo das Schiff bis Montag früh 8 Uhr liegen blieb.

Welch ein wunderliches, verbranntes Stück von Gottes Erdboden, auf welchem diese Stadt erbaut worden ist! Die Küste besteht aus steilen, sterilen, schwarzen Felsen, an denen sich eine heftige Brandung wild bricht; darüber ragen krause, zackige Bergspitzen, und hat man endlich den geräumigen, wohlgeschützten Hafen erreicht, so sieht man sich vergeblich nach der Stadt um; denn die einzelnen verstreuten Häuser und Hütten, die man erblickt, können unmöglich dieselbe vorstellen. Da das Schiff hier Kohlen einnimmt, so sind in den untern Räumen die Luken geschlossen, und die Hitze ist drückend, auf dem Deck aber der Kohlenstaub zu dick, und deshalb benutzt man eins der zahlreichen Boote, bemannt von magern schwarzen Wollköpfen, deren Ruder aus einer Stange besteht, an welcher unten ein rundes Stück Bret befestigt ist, um ans Land zu gehen. Inmitten einer Menge hoch aufgeschichteter Kohlen betritt man das Ufer, sucht aber bald den Schutz eines Hauses zu gewinnen, den einzigen Schatten außer dem eines Sonnenschirms, den man hier findet; denn die fast senkrecht stehende Mittagssonne hat den aus verwitterter Lava bestehenden Boden so erhitzt, daß man selbst mit dickbesohlenen Schuhen nicht bequem geht. Ein Hotel, unweit des Kohlendepots der P. u. D.-Comp. gelegen, bietet einen Zufluchtsort, doch keine Erfrischung; denn da just das Eis ausgegangen, so waren

Wasser oder andere Getränke lauwarm. Ein Trupp kleiner ebenholzfarbiger Jungen hängt sich an die Fersen eines jeden, und einer von ihnen beginnt alsbald, einen aus Stroh geflochtenen Fächer zu schwingen; gibt man ihm aber aus Erkenntlichkeit für genossene Kühlung „Bakschisch“, so verschwindet er sogleich, und ein anderer nimmt seine Stelle ein, der bald darauf auch eine Belohnung beansprucht.

Die Briefpost liegt einige hundert Schritte weiter am Ufer, und um diese sowie die etwa 3 Miles weiter gelegene Stadt zu erreichen, sucht man unter den mittlerweile vor der Thür versammelten Eseln und Maulthieren eine Wahl zu treffen. Eine traurige Versammlung von Langohren ist dies, in Magerkeit miteinander wetteifernd, so daß ihre Brüder in Kairo im Vergleich mit ihnen muthigen Streithengsten ähneln. Trotz aller Thierfreundlichkeit aber muß hier die Stimme des Mitleids vor der Pflicht der Selbsterhaltung schweigen, und man vertraut sich ihrem Rücken an, der augenscheinlich nur dem Gewicht der mageren Araber gewachsen zu sein scheint.

Eine vortreffliche Straße führt dem Meeresufer entlang, an einer Batterie vorüber, durchschneidet einen Hügel, wo sich ein Wachtposten eingeborener Polizei befindet, und man erreicht eine geräumige Ebene, an deren Ende ein Dorf von mehreren hundert hölzernen Hütten liegt. Auf diesem ganzen Wege erblickt man keinen Baum, keinen Strauch, ja nicht ein Hälmlchen Gras oder grünes Moos, nichts als Felsen, Steinbrocken und Geröll. An der hohen Felswand zur Rechten deuten lange weiße Streifen von Guano

an, daß dort in der Höhe viele Seevögel nisten, und ehe Men von den Engländern zu einem ihrer Seehäfen gemacht, waren diese in ungestörter Einsamkeit vielleicht die einzigen Bewohner.

Am Ende der Ebene zieht sich die Felswand nach der See zu, dort in eine Spitze, die sich einige hundert Schritt ins Wasser erstreckt, auslaufend; der auf diese Weise versperrte Weg aber führt nun einige hundert Fuß aufwärts, dann aber plötzlich durch eine tiefe, enge, künstlich angelegte oder wenigstens erweiterte Schlucht, die durch ein vor derselben befindliches befestigtes Thor verschlossen wird. Auf den Höhen rechts und links stehen einige Thürme und Batterien, welche entweder isolirt oder durch crénelirte Mauern miteinander verbunden sind; die Schlucht selbst aber ist von einer hoch in der Luft schwebenden Brücke überspannt. Diese wunderliche, ausgedehnte Felsenfestung mit ihren sonderbaren, malerisch gelegenen Thürmen bietet schon hier einen außergewöhnlichen Anblick, wunderbarer aber und fast märchenhaft erscheint die Stadt selbst. Die kurze Dämmerung war schon angebrochen, als Dr. L. und ich den Ausgang jener engen Schlucht erreichten. Hier öffnete sich plötzlich ein weites Thal, von hohen Felsen nach allen Seiten eingeschlossen, und inmitten desselben reihte sich Haus an Haus, die weißen steinernen Gebäude mit flachen Dächern von Minarets und einer christlichen Kirche überragt, dazwischen aber Bäume und sogar der Versuch zu Gärten, durch deren Grün die Lichter freundlich schimmerten. Weiter hinauf an den Hügeln standen noch



vereinzelt die Wohnung des Gouverneurs, ein Meßhaus für die Offiziere der Garnison und zwei oder drei andere Gebäude. Es schien wie ein Wunder aus Tausendundeine Nacht, in dieser Einöde eine große Stadt mit zahlreicher Bevölkerung zu finden.

In der Dunkelheit ritten wir noch etwas in den Straßen umher, sahen den Bazar an, wo Waffenschmiede, Schuhmacher, Sattler und Händler in allen möglichen Artikeln emsig bei der Arbeit saßen oder Geschäfte trieben, fanden im Markte Datteln, Feigen und sogar frische Orangen zum Verkauf ausgebaut, besuchten bei einem Parfen den innern Menschen mit lauwarmem Sodawasser und kehrten nach dem Hafen zurück. Am nächsten Morgen um 8 Uhr segelte die „Nubia“.

Zwei Tage später kamen wir in Sicht von Sokotura, einer öden, gebirgigen Felseninsel, ohne solche Vegetation, die sich in der Ferne wahrnehmen läßt; der südwestliche Monsun, dessen Region hier begann, blähte unsere Segel auf angenehme Weise, und am 19., nachmittags, hatten wir Ceylon in Sicht. Am Abend vorher war an Bord noch eine theatrale Vorstellung des Schiffspersonals, an der einige Passagiere theilnahmen, das erste mal, daß ich auf offener See Theater spielen sah; auf Kriegsschiffen wartet man damit, bis man im Hafen ist. Um 4 Uhr ankerten wir im Hafen von Galle und nahmen vom Kapitän Th. Abschied, indem wir ihm herzlich dankten für seine persönliche Aufmerksamkeit, die sein Schiff in so guter Ordnung hält und seinen Passagieren eine angenehme Reise

bereitete. Hr. B., der schon vor vierzehn Tagen hier eingetroffen, war so freundlich gewesen, uns Zimmer in einem guten Gasthause zu bestellen, und so saßen wir denn am Abend in einer geräumigen, lustigen Veranda bei einem guten Mahl mit Südfrüchten, Karry, Pankha, Lampen unter großen Glasschirmen, Dienern mit braunen Gesichtern, langen Frauenhaaren und Unterröcken, und allem übrigen Zubehör indischen Comforts.

Einen weitentlegenen Ort, den man vor langer Zeit besucht hat, ohne an eine einstige Rückkehr zu denken, wiederzusehen, erregt wunderliche Empfindungen; seltsame, ungewohnte und doch lange vorher gekannte Formen und Gegenstände begegnen dem Auge, und fragend sieht man sich unter den fremden Gestalten um, als sollte man welche von ihnen wiedererkennen, bei der Hand fassen und fragen: „Nun, wie geht's, alter Bursche?“ Die Stadt hatte ihr Aussehen in nichts verändert; die wunderlichen alten Mauern mit ihren altmodischen Geschützpforten, beschattet von schönen alten Bäumen, spiegelten sich so ruhig im Wasser wie früher. Die alte holländische Kirche zeigte ihre Spitze wie vordem. Die engen doppelten Canots mit ihren orangefarbigem Rudern tanzten über die Wogen, schlanke Palmenstämme bedeckten das Ufer, soweit das Auge reichte, die Schiffe in dem wenig geschützten Hafen rollten und schaukelten nicht weniger als ehemals, und das alte gewölbte Thor, durch welches man die Stadt betritt, blickte so finster und düster darein wie immer. Nur zwei ungewohnte Gegenstände sah ich im Hafen: das Haus des Agenten der

P. u. D.-Compagnie, auf einem Felsen am östlichen Ufer kürzlich errichtet, nicht weit davon aber ragten die Masten und die Esse des Dampfers „Malabar“, der Lord Elgin nach China bringen sollte, aber auf einen Felsen rannte und sank.

Gewöhnlich tritt die Regenzeit in Ceylon mit Anfang des Monats April ein, und im Juni wird das Wetter klarer, mit einem gelegentlichen Regenschauer am Nachmittag. Dieses Jahr hatte es in der Umgegend von Galle noch wenig geregnet, auch jetzt war das Wetter trocken; deshalb beschlossen wir beiden Fragmente der Expedition, Hr. B. und meine Wenigkeit, mit Dr. L., der eben aus Marokko kam und nach China ging, um während des dort zu erwartenden Krieges seine Erfahrungen als Arzt zu erweitern, einen Ausflug nach Adam's Peak zu machen. Bis Colombo fährt man mit der Stage-Coach; da dieselbe aber nur fünf Plätze hat, die am Tage nach der Ankunft des Dampfers alle belegt waren, so mußten wir bis zum 21. warten, an welchem Tage um 5 Uhr des Morgens wir in einen leichten Wagen stiegen, gezogen von zwei Hengsten, die sich im Geschirr nicht behagten, sondern allerhand Extratouren ausführten und gelegentlich über die Stränge schlugen. Die Entfernung bis Colombo beträgt 65 Miles, und man wechselt die Pferde achtmal; dadurch legt man bei der sehr guten Straße in 10 Stunden den ganzen Weg zurück.

Die Gegend, durch welche diese Straße führt, ist voller Reiz und bietet des Interessanten viel. Fast auf der ganzen



Länge genießt man den angenehmen Schatten der Bäume, zwischen denen, mit geringer Unterbrechung, sich die Hütten der Eingeborenen reihen, hier und da unterbrochen von malerisch gelegenen Tempeln und Kapellen oder den substantiellern Wohnungen der wohlhabendern Klasse, die, nach dem Muster der Landhäuser aus der Zeit der Holländer erbaut, mit ihren Ziegeldächern und dem Weiß ihrer Wände einen angenehmen Contrast gegen das üppige Grün des Laubwerks bilden. Brotfruchtbäume mit ihren schön gezeichneten großen Blättern bilden hier und da imposante Gruppen, gegen die das zartere, lichtere Grün der langen und breitblättrigen Bananenpflanzen sich hell lossetzt, und Millionen von Kokospalmen bilden einen fortlaufenden Wald, der sich zur Rechten weiter erstreckt, als das Auge sehen kann, während durch den leichtern Wuchs zur Linken oft die grünliche See mit ihren Felsenufeln und ihrer weißschäumenden kochenden Brandung sichtbar wird. An vielen Stellen deckt ein üppiger grüner Rasen die Erde, an andern erheben sich große Massen röthlicher Felsen und schieben sich weit in die See vor. Vögel mit glänzendem Gefieder, buntfarbige Schmetterlinge und schnell dahingleitende große und kleine Eidechsen beleben die Scenerie, dazwischen aber wandeln die bronzefarbenen Eingeborenen mit ihren grazios geformten Gliedern und anmuthigen Bewegungen. An einem sonnigen Morgen durch diese fast ununterbrochene Allee zu fahren, die den Weg beschattet, ist in der That ein hoher Genuß.

Wenig Bäume werden wol in allen ihren Theilen auf

eine so mannichfache Weise benutzt als die Kokospalme: die Stämme dienen als Bau- oder Feuerungsmaterial, die Blätter, ineinander geflochten, zur Bedachung der Häuser und Boote, oder zur Einzäunung von Feldern, die Früchte entweder als Speise, während das darin enthaltene Wasser ein kühlendes, angenehmes Getränk bildet, oder im reifen Zustand wird aus dem Kern das wohlbekannt vortreffliche Del gepreßt; die harte Schale dient zur Verfertigung von allerhand Geräthschaften, aus der äußern haarigen Hülle aber verfertigt man sehr haltbare Stricke.

In keinem Theil der Erde sind wol die Lokalverhältnisse günstiger für die Kokospalme als hier; ein leichter lockerer Boden, reichliche Sonnenwärme, und die von dem Sprühregen der Brandung ein wenig feucht gehaltene Luft, der sich die Gipfel der meisten Bäume zuneigen. Deshalb ist auch vielleicht in keiner Gegend der Erde die Zahl der Bäume so groß, und längs dem Wege hat man häufig Gelegenheit, die verschiedenen Weisen zu sehen, wie dieselben benutzt werden. In allen Flüssen, oder wo sonst frisches Wasser zu finden ist, befinden sich kleine Einzäunungen, in denen die äußern Schalen der Kokosnüsse weichen, um die Fibern voneinander zu lösen, an andern Stellen sind Leute beschäftigt, dieselben zu klopfen, die gewaschenen Fasern zu hecheln und in Fäden zu spinnen, während andere die Blätter der Länge nach spalten und dann flechten. Auch ein spirituöses Getränk wird aus dieser Palme bereitet, indem man die Enden der Blütenstengel zerquetscht, den herausquellenden Saft in einem darunter aufgehängten



Gefäß auffängt und ihn entweder frisch trinkt oder destillirt, wo ein dem Arak ähnlicher Spiritus gewonnen wird. Ein großer Theil des Besitzthums der Singhalesen besteht in Kokospalmen, die Gärten, welche dieselben enthalten, bilden das Erbtheil der Familie, und ein Versuch im J. 1797, eine Steuer auf die Nüsse zu erheben, rief einen Aufstand hervor. Bei Erbschaften wird manchmal der Besitz dieser Palmen so oft getheilt und wieder vertheilt, daß, wie uns Sir Emmerson Tennent in seinem vortrefflichen Werk mittheilt, vor nicht gar langer Zeit im Kreisgericht von Galle ein Proceß vorkam, der sich um den Besitz des 2520. Theils von 10 Kokospalmen handelte.

Noch mehrere Miles von Galle aus werden viele der Hütten längs der Straße von Handwerkern bewohnt, die, meist der sogenannten Chaliafaste angehörend, sich als Weber, Tischler und Holzschnitzer, oder mit Flechten zierlicher Korbbwaren beschäftigen, während die Geschäfte des Kleinhandels meist von Mauren betrieben werden, vor denen man bei Einkäufen ganz wohl auf seiner Hut zu sein hat, denn es sind geriebene Gäste. Die Nähe von Galle, jetzt bereits ein bedeutender Zwischenhafen, wo Dampfschiffahrts-Linien zwischen Suez, Indien, China und Australien, wo ein reger Handel erblüht, der ihnen einen willkommenen Markt für ihre Waaren bietet, hat diese Leute hierher gezogen.

Weiterhin an der Küste sind die Wohnungen der Fischer in überwiegender Zahl, deren Kaste, Karawe genannt, wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfällt, je nach der Art, wie sie den Fang betreiben. Die Madell und Baroodell



fischen mit Netzen, die Daudus mit der Angel, die Droos aus Booten, und die Gode Kawoolo zwischen Felsen, während die Kisbais nur Schildkrötenfang treiben. Der sociale Unterschied zwischen diesen verschiedenen Unterabtheilungen ist so groß, als ob sie verschiedenen Kasten angehörten, und soll sich so weit erstrecken, daß Heirathen nur zwischen Leuten der gleichen Klasse stattfinden. Zur Zeit der Portugiesen ward eine Steuer vom vierten Theil des Ertrags auf den Fischfang gelegt, und so ergiebig war derselbe, daß selbst unter dieser harten Beschränkung kein Mangel unter der Bevölkerung eintrat; die Holländer behielten den Gebrauch bei, als jedoch die Engländer in Besitz der Insel kamen, schaffte man dieselbe ab und wollte dafür eine geringe Geldsteuer auf die Boote einführen. Dieser Versuch scheiterte, indem die Fischer lieber ihr Geschäft aufgeben, als von dem alten Herkommen lassen wollten, und nach verschiedenen vergeblichen Versuchen sah man sich genöthigt, zum Alten zurückzukehren, wodurch eine Einnahme von 7389 Pf. St. (etwa 43000 Thlr.) im J. 1833 erlangt ward. Im J. 1834 ward die Taxe auf ein Sechstel, im J. 1837 auf ein Zehntel herabgesetzt und endlich 1840 gänzlich abgeschafft, außer einer Abgabe, welche die römisch-katholischen Priester der verschiedenen Kirchen an der Küste von ihren Befebrten erheben. Merkwürdigerweise hat die Abschaffung der Taxe den Fischfang nicht gehoben; die Fischer, jetzt nicht so sehr zu außerordentlichen Anstrengungen getrieben, wurden träge, die Zahl der Fischerboote nahm ab, und der Preis der Fische ist jetzt doppelt so hoch, als er in den

Zeiten war, wo diese hohe Steuer erhoben ward. Die vorerwähnten Kirchen verpachten jetzt alljährlich den Ertrag ihrer Fischsteuer an einzelne Personen, die dann die Mühe des Eintreibens übernehmen. Die ganze Verhandlung beruht auf freiwilligem Uebereinkommen, mit dem die Regierung nichts zu thun hat.

Ich erkundigte mich mehrfach nach der Art, in welcher die Eingeborenen besteuert werden und wie hoch; man sagte mir, daß eine Einkommensteuer von 2 Procent nach Abschätzung existire; Personen, welche keinen Grundbesitz oder kein nachweisbares Einkommen haben, sind verpflichtet, sechs Tage im Jahr an den öffentlichen Straßen zu arbeiten, doch kann diese Arbeit für die Summe von 4 Sh. abgelöst werden. Bei weitem lästiger sind verschiedene sehr hohe Steuern auf Einfuhr von Reis und Getreide, Monopole von Salz, Destillation von Spirituosen, Steuern auf den Reiskbau, die Gärtnerei und verschiedene Privilegien.

In angemessener Entfernung die Straße entlang sieht man kleine Hallen als Ruhepunkte für Fußreisende oder Karrenführer, dazwischen befinden sich aber noch an den vorzüglichsten Punkten größere Gebäude, von der Regierung angelegt, welche als Kastrhäuser für wohlhabendere Reisende dienen und in denen Verpflegung und Nachtlager zu finden ist; diese letztern sind ein großer Comfort in einem Lande, wo es, mit Ausnahme von den größern Städten Galle, Colombo und Kandy und einigen Boardinghäusern in Nuera-Ellia, keine Hotels gibt. Gegen bestimmte, tarifmäßig festgestellte Preise erhält man überall gute und reich-



liche Mahlzeiten und in den meisten auch Betten nebst solchen Luxusartikeln wie Bier, Wein und Spirituosen. In Bentotte, ungefähr auf halbem Weg nach Colombo, befindet sich eins der angenehmsten dieser Häuser, auf einem Felsenvorsprung nahe der See gelegen, geräumig, kühl und in guter Ordnung gehalten. Hier langt man gegen 10 Uhr an und frühstückt, wobei sich stets Fische der trefflichsten Art, welche hier in reicher Menge gefangen werden, sowie Austern auf dem Tisch befinden; letztere haben einen etwas weichlichen Geschmack, sind klein und in dieser Jahreszeit nicht sehr gut, sodas die angenehmen Reminiscenzen, die ihr Anblick erweckt, den größten Theil des Genusses bilden.

Der nächste Punkt von Interesse, welchen man erreicht, ist Caltura, an der Mündung eines ziemlich bedeutenden Flusses, des Kaluganga, gelegen, der bis Ratnapoora, eine Entfernung von über 60 Miles, für große Boote schiffbar ist. Wegen seiner gesunden Lage, der erfrischenden Nähe der See und der angenehmen Umgebung ward dieser Platz schon seit den Zeiten der Holländer oft zu einem temporären Aufenthalt von Personen gewählt, die Erholung suchten; erst in neuerer Zeit, wo das hochgelegene Thal von Nuera-Ellia zugänglicher geworden, hat sich das Publikum in jene Gegend gewandt, um die heißen Monate der trockenen Jahreszeit dort zuzubringen. An der Flußmündung stehen die Ueberreste eines Forts, von schattigen Bäumen überragt, das wol schon lange seine kriegerische Bestimmung gewechselt und jetzt als Wohnung von Civilbeamten der Colonie dient.



Von Bentotte bis hinter Cultura sieht man oft auf den Kokospalmen von Gipfel zu Gipfel Seile gespannt. Es wird besonders hier der Saft gewonnen, um Arak zu destilliren, und auf diesen Seilen laufen die Leute von Baum zu Baum, um die bereits gesammelte Flüssigkeit in ein größeres Gefäß zu gießen und an einem Strick hinabzulassen, wo alsbald der so gewonnene Toddy, in Fässer gefüllt, nach den Destillirhäusern gebracht wird.

Nachdem man den Kaluganga bei Cultura und weiterhin einen Arm des Sees Volgodde bei Pantura auf Bootbrücken passirt, gelangt man in der Nähe von Morottu in die Gegend der Zimmtcultur. Weiter, bis Colombo, etwa 9—10 Miles, und dieselbe Entfernung darüber hinaus führt der Weg mit wenig Unterbrechung durch weitläufige Pflanzungen, in denen dieses kostbare Gewürz gewonnen wird. Die Zeiten, wo Ceylon fast ausschließlich die Welt mit diesem Artikel versorgte, sind vorüber, eine missverstandene Monopolpolitik hat auf der einen Seite eine nöthige Entwicklung dieses Zweiges der Agricultur verhindert, auf der andern Seite die Preise so hoch gehalten, daß später, als man fand, daß Indien, Java, China, Mauritius, Guiana und Martinique sich gleichfalls zum Zimmbau eigneten, ein geringeres Product die kostbare Rinde von Ceylon aus dem Markt verdrängte.

Vor etwa hundert Jahren wurden diese berühmten Gärten von den Holländern angelegt, und zur Zeit der Blüte derselben gab es Plantagen von 15—20 Miles im Umfang. Nachdem sich das längere Fortbestehen des

Monopols als unmöglich erwiesen, verkaufte die englische Regierung im J. 1832 die Plantagen, und die Kaufleute von Colombo und Galle begannen jetzt die Ausfuhr zu betreiben, wofür sie einen Zoll von 3 Sh. für das Pfund zahlten; als auch diese Steuer zu drückend gefunden wurde, reducirte man dieselbe auf 1 Sh. und schaffte sie später gänzlich ab; allein der Handel hatte bereits seinen Todesstoß erhalten, denn auch Cassia begann jetzt als Concurrnz im Markt zu erscheinen. Heute wird nur noch grober Zimmt erzeugt, der geringen Preis bringt, denn von 5 Sh. per Pfund, die im J. 1840 in London dafür bezahlt wurden, ist derselbe jetzt auf 1 Sh. 6 Pence gefallen. Die Pflanzungen selbst bieten jetzt einen traurigen Anblick dar, die Büsche, die nur als junge Sprossen das feine Gewürz liefern, sind jetzt vernachlässigt, schießen wild empor und sind von reichwuchernden Schlingpflanzen überwachsen, an andern Stellen aber kaum mehr sichtbar in der dichten Dschungle, die zwischen ihnen aufgeschossen ist.

Eine kurze Entfernung von Colombo steht an der Straße ein schöner alter Banyanbaum (*Ficus Indicus*), der, ob schon der zweite der Insel in Umfang, dennoch in Form der schönste von Ceylon ist und, soviel mir bekannt, nur noch von einem andern in Indien übertroffen wird. Derselbe hat seine Wurzeln von den Aesten auf beiden Seiten der Straße so gesenkt, daß sie dieselbe gleich einer Laube überspannen.

Nach 3 Uhr hielt der Wagen vor dem Galle-Face-Hotel, einem geräumigen, anständigen Hause mit erträglichen Ac-



commodationen, dieſſeit der großen Esplanade gelegen, welche ſüdlich von Colombo eine zu der Stadt führende ſchmale Landzunge bedeckt. Dieſes Hotel gehört Hrn. Wiſcardy, einem Sohne Sir Hudſon Lowe's, der von St.-Helena als Gouverneur nach Ceylon verſetzt ward. Da Hr. W. noch einen Laden und ein anderes Hotel im Fort von Colombo beſitzt, ſo ruht die Verwaltung zum Theil in den Händen ſeiner Diener, und dies macht ſich zum Theil auf unangenehme Weiſe fühlbar. So iſt z. B. bei Tiſch nicht jene Opulenz in Früchten, Fiſch ꝛc. bemerkbar, die man ſonſt hier findet, und obſchon man dieſe Sachen nicht in großer Quantität genießt, ſo iſt doch der Anblick derſelben ein ſo angenehmer, der Preis ein ſo billiger, daß Sparſamkeit in dieſem Punkt eine ſehr miſverſtandene Oekonomie iſt, die den Genuß des Aufenthalts in dieſem ſonſt ſo angenehmen Hauſe ſehr ſchmälert. Die Lage des Hauſes, in einem Palmehain, dicht am Meeresufer, iſt vorzüglich, und in einer ſchönen Mondnacht in der Veranda ſitzend, dem Donner der Brandung zu lauſchen und die erfriſchende kühle Seeluft zu genießen, verursacht ein ſeltenes Wohlbehagen.

Die Lage von Colombo, als Hauptſtadt und vorzüglichſter Ausfuhrhafen der Inſel, iſt nichts weniger als günſtig gewählt. Der Hafen iſt nichts als eine offene Rbede, der ganzen Wogenwucht des Indischen Oceans bloßgeſtellt, die Schiffe ſind durch nichts auf ihrem Ankergrunde geſichert, und können nur bei ſehr ruhigem Wetter Ladungen einnehmen, welche in Lichtern oft eine Miſe vom



Ufer gebracht werden müssen. Jedenfalls wurden die Holländer zur Wahl dieses Orts durch seine centrale Lage im Zimmbidistrict bestimmt, sowie durch die Leichtigkeit, mit der sich das fast isolirt gelegene Fort vertheidigen läßt, — Gründe, welche heute kein Gewicht mehr haben, wo der Besitz von Colonien und deren Sicherstellung von der Organisation einer achtungsgebietenden Seemacht abhängig ist. Die Befestigungen selbst erhöhen die Vortheile der natürlich starken Position, die durch einen See auf einer Seite und die Seeküste auf der andern gedeckt ist; sie bestehen aus vier Bastionen mit den nöthigen Verbindungswerken nach der Landseite und sieben Batterien nach der See zu, und die weiße Bevölkerung benutzte fast sämmtliche Gebäude im Fort. Die Häuser haben ein gefälliges Ansehen, die Straßen sind geräumig und, wie überall, wo die Holländer sich angesiedelt, genügend mit schattigen Bäumen versehen; das Ganze hat einen Anstrich von behäbigem Wohlleben und macht einen angenehmen Eindruck. Die Eingeborenen bewohnen Kalantotta, jenseit des Flusses, von dem die Stadt ihren Namen hat, diese wird aber jetzt einfach mit dem Spitznamen Black-town (schwarze Stadt) bezeichnet.

In frühern Zeiten, wo nur ein schmaler Küstenstrich in den Händen der Europäer war, wagte sich niemand weit vom Schutz der Kanonen des Forts, später, als friedlichere Verhältnisse den Aufenthalt sicherer machten, entstanden überall Landhäuser; viele der Kaufleute von Colombo haben nur ihre Geschäftslokale in der Stadt und bewohnen Sommerhäuser oft mehrere Miles von der Stadt entfernt.

Man sieht deshalb des Morgens und Abends die Straßen gewöhnlich mit Reitern oder kleinen leichten einspännigen Wagen belebt, und viele der wohlhabendern Eingeborenen fahren in leichten, zweiräderigen Karren, von kleinen munter dahintrabenden Deckslein gezogen. Auf Slave-Inland sind besonders viele oft sehr elegante Landhäuser, meist mit schönen Gärten umgeben, in denen nicht nur die reiche Flora der Insel, sondern auch viele exotische Pflanzen des Indischen Archipelagus und Australiens cultivirt werden.

Es ist eine bunte, gemischte Bevölkerung, die sich hier bewegt. Nächst den Engländern bildet die eingeborene Nachkommenschaft der Holländer und alten englischen Colonisten, oft gemischt mit singhalesischem Blut, die einflußreichste Klasse, die meist den großen Grundbesitz innehat. Die Nachkommen der Portugiesen befinden sich selten in so guten Umständen, viele der Handwerker gehören dieser Klasse an. Unter den Kaufleuten sind viele Parsen, und die Mauren sind entweder Steinschneider oder Kleinhändler. Die Malaien werden entweder Soldaten, Constabler oder Diener, und die Singhalesen meist Handwerker, Feldbauer, Fischer oder auch Köche und Diener. Unter diesen letztern ist der Kastengeist so mächtig als irgendwo in der Welt, und nicht nur ist die Scheidung zwischen den verschiedenen Kasten die strengste, sondern das, was von den Unterabtheilungen der Fischerkaste bereits gesagt worden, findet auch in allem Uebrigen seine Anwendung.

Hr. B. überbrachte einen Brief Prof. Schmarða's, der vor einigen Jahren mehrere Monate hier zugebracht, an

Dr. Keelart\*), Stabsarzt in Colombo, der uns freundlichst aufnahm und eine in seinen Händen befindliche zoologische Sammlung zeigte, welche die Fauna Ceylons ziemlich umfassend umschloß. Hier sah ich zum ersten mal einen Elefantenschädel in der Mitte durchgeschnitten. Die Masse von Knochen, die das nicht mehr als  $8 \times 10$  Zoll messende Gehirn umgeben, ist erstaunlich und läßt nur zwei Stellen übrig, wo eine Verwundung durch eine Büchsenkugel möglich ist. Die eine ist dicht hinter der Oeffnung des Ohrs, etwa 6 Zoll im Durchmesser, die andere auf der Stirn, etwa ebenso groß. Der Stirnknochen hat sich hier zu einem Zellengewebe von beinahe einem Fuß Durchmesser entwickelt; da jedoch die Zellen groß sind und alle rechtwinkelig gegen die Stirn laufen, so kann eine Kugel durch dieselben ins Gehirn dringen, wenn der Schuß rechtwinkelig gefeuert wird. Dies geschieht meist in Fällen, wo der Elefant auf den Schützen loskommt und den Kopf tief hält.

---

\*) Bekannt durch seine werthvollen Beobachtungen der Mollusken Ceylons. Starb wenige Monate später während einer Reise nach England am Bord des Schiffes.



## VI.

### Ein Ausflug nach Adam's Peak.

Verschiedene Arten zu reisen. Die Ausrüstung. Der Weg. Vegetation. Agricultur. Halt. Langsam weiter. Spätes Nachtquartier. Der Kru-Ganga. Ein Pinnkammer. Schlangentanz. Ratnapoora. Graben nach Edelsteinen. Nach Gillemale. Landblutegel. Der Moobliar. In Angnade entlassen. Palla-Badulla. Schwierigkeiten. Weiter vorwärts. Ein steiler Pfad. Regen. Nacht. Besorgniß. Die verloren Geglauhten zurück. Die Sri-pada. Physiognomie der Pflanzenwelt. Rückkehr nach Ratnapoora. Eine glückliche Familie unter den Halbcivilisirten. Den Kaluganga hinab. Maha Saman Dewale. Ein fliegender Hund. Cultura. „Sted' Gold in deinenbeutel.“

Point de Galle, 5. Aug. 1860.

Außer der Postverbindung zwischen Galle und Colombo bestehen dergleichen nur noch von Colombo nach Kandy und von dort nach Nuera-Ellia, alle übrigen Reisen muß man mit solchen Transportmitteln unternehmen, als man sich verschaffen kann. Dies sind auf guten Straßen kleine einspännige Wagen für zwei bis drei Personen; da aber ein Pferd in diesem heißen Klima nicht mehr als vielleicht 8 Meilen weit gebraucht werden kann, so ist man genöthigt,

Relaispferde vorauszuschicken, was diese Art zu reisen sehr theuer macht. Ein anderes Locomotionsmittel sind kleine zweiräderige Ochsenkarren mit einem großen Dach von Kokosblättern. Diese halten entweder eine Gepäckladung von 1000—1500 Pfd. oder können von zwei Personen benutzt werden, um auf Matratzen darin zu liegen und einen kleinen Mantelsack nebst Flinten und sonstigen Reisebedürfnissen unterzubringen. Diese sind nicht so theuer als Wagen, allein langsam. Die Ochsen machen durchschnittlich 2 Miles die Stunde und legen besonders, wenn sie schwer geladen haben, nicht mehr als 20 Miles täglich zurück; da man aber ziemlich bequem in diesen Karren schläft, wenn der Weg nicht zu schlecht ist, so kann man auf ebenen guten Straßen des Nachts reisen und den Tag dann an irgendeinem angenehmen Ort zubringen.

Die dritte Art zu reisen ist in der Dschungel oder in gebirgigen Gegenden zu Fuß, und das Gepäck wird von eingeborenen Lastträgern (Kulis) getragen. Der Palankin wird hier nicht oft gebraucht.

Unsere Gesellschaft war eifrig bemüht, Erkundigungen einzuziehen über die Entfernung von Colombo nach Ratnapoora, den Zustand des Weges dahin und inwieweit man sich auf die in den am Wege liegenden Rasthäusern zu erwartende Verpflegung verlassen könne. Trotz aller angewandten Mühe blieb die erlangte Information eine äußerst magere, nicht einmal die Entfernung wußte jemand mit Genauigkeit anzugeben. Einen Wagen und die nöthigen Relaispferde zu finden, war gleichfalls schwierig, darin aber

zugleich unser Gepäck unterzubringen, unmöglich. Ein Eingeborener, der zuletzt sich bereit erklärte, Wagen und Pferde zu stellen, sagte, die Straße sei nur bis Anivisavella fahrbar, von dort müsse man auf einem Dschungelpfade zu Fuß weiter reisen; um die nöthigen Relais voranzusenden, brauche er jedoch Zeit, und so wurden wir zwei Tage, bis zum Montag früh, in Colombo aufgehalten, nachdem wir unsere Betten, Koffer 2c. nebst einer Kiste mit Kochgeschirr und den nöthigen Provisionen am Samstag auf einem Ochsenkarren vorausgeschickt. Der Preis für den Wagen war 4 Pf. St., für den Ochsenkarren 2 Pf. St., was eine Summe von über 40 Thlr. Pr. Ort. für eine Entfernung von angeblich 36 Miles ausmachte, von der wir noch 16 Miles zu Fuß gehen sollten. Am Montag den 24., 5 Uhr morgens, traten wir unsern Ausflug an, eingezwängt in das enge Wägelchen, auf dem Bock neben dem Kutscher unser singhalesischer Diener „Shamyl“, der sich zur römisch-katholischen Kirche bekannte; der Koch war schon am Samstag vorher mit dem Ochsenkarren abgegangen und sollte uns in Anivisavella erwarten, allein 8 Miles vor diesem Ort überholten wir ihn auf der Straße und mußten dann bis Nachmittags 3 Uhr warten, ehe wir unsern Weg fortsetzen konnten.

Hier fanden wir, daß es nach Ratnapoora nicht 16, sondern 27 Miles, folglich unmöglich sei, noch am selben Tage zu Fuß dahin zu gelangen; allein der Weg war kein Dschungelpfad, sondern eine gute schöne Straße, wie irgendwo in der Insel. Uns des Wagens länger zu bedienen, war



nicht möglich, der Besitzer hatte, statt die Relaispferde am Samstag vorauszuschicken und ihnen einen Tag Ruhe zu gönnen, dieselben bis zum Sonntagabend in der Stadt behalten, um dort durch ihr Vermiethen noch einigen Nutzen zu ziehen; die Thiere hatten in der Nacht den weiten Weg gemacht und waren jetzt nicht im Stande, weiter gebraucht zu werden, überdies ging das letzte lahm. Der Karrenführer lamentirte gleichfalls und verlangte Zeit zum Füttern seiner Ochsen; es ward ihm eine Stunde bewilligt, und wir gingen zu Fuß voraus, nach dem nächsten Kasthause, 15 Miles entfernt.

Die Straße windet sich von hier aus durch Hügel-land und manchmal über kleine Anhöhen, bewaldet mit schönen majestätischen Bäumen und zwischen denselben oft eine un-durchdringliche Dschungel der üppigsten tropischen Pflanzen-welt. In dem Maße, wie man sich von der Küste entfernt, werden die Pflanzungen von Kokospalmen spärlicher, doch hörten dieselben nie gänzlich auf, soweit menschliche Woh-nungen reichten; ebenso war in der Nähe der Hütten und Felder überall die Arecapalme zu finden, von der die Betel-nuß gewonnen wird, welche die Eingeborenen mit solcher Leidenschaft kauen. Die Niederungen der Thalgründe sind meist zu Reisfeldern umgebrochen, an einzelnen Stellen liegen sie auch vielleicht als Wiesengründe brach. An den Seiten der Hügel bemerkt man manchmal große Strecken, die früher scheinbar urbar gewesen, jetzt wieder von dichter Dschungel überwuchert werden. In einigen Fällen sind dies frühere Kaffeepflanzungen, die wieder eingegangen, in an-

dern jedoch wurden derartige Stellen benutzt, um den sogenannten Hügelreis zu bauen. An mehreren Orten sahen wir das frisch urbar gemachte Land, von welchem in der trockenen Jahreszeit die Vegetation niedergebrannt war; in den so bloßgelegten, durch Asche gedüngten fetten Boden ward dieser Reis gesäet, der zwar wenig Wasser, aber dennoch fruchtbares Land verlangt; nach eingebrachter Ernte wird der Acker während 10—12 Jahre der Ruhe überlassen und ist bald von neuem mit Vegetation bedeckt, die im Lauf der Zeit wieder niedergebrannt wird, um einer spätern Ernte Platz zu machen. Der Ueberfluß von unbenutztem Land macht es den Leuten möglich, ihre Aecker so lange brach liegen zu lassen. Die Bevölkerung war hier viel dünner als an der Küste, nur in langen Zwischenräumen traf man kleine Gruppen von Hütten, öfter aber noch lagen dieselben einsam und im grünen Laubwerk versteckt; manchmal ahnte man ihr Vorhandensein nur durch den Anblick der Kokospalmen, welche ihre gefiederten Häupter über dem dunkeln Grün des Waldes erheben und nur da erscheinen, wo sie künstlich gepflanzt werden. Von Wild ließen sich keine Spuren entdecken, doch sagten die Leute, daß in den weiter zurückliegenden Hügeln Hirsche seien und wilde Schweine oft des Nachts in ihre Reisfelder brächen, was sie nöthigte, Wache über denselben zu halten. In der That waren auch überall inmitten der Felder kleine, auf Pfählen errichtete Hütten für die Wächter sichtbar.

Wir waren auf diese Weise 6 Miles gegangen und machten bei einigen Häusern Halt, um unser Gepäck herau-



kommen zu lassen; allein Stunde auf Stunde verging, und dasselbe erschien nicht. Der Eigenthümer des größten dieser Häuser hatte in demselben einen Laden, in welchem billige Stoffe, Messer und Lebensmittel, so wie die Eingeborenen sie brauchen, zu verkaufen waren; da wir keinerlei Proviant bei uns hatten, so erwies sich eine Schüssel mit gesotteneu Eiern, welche später erschien, nicht unwillkommen. Die Nacht kam heran, unser Gepäck jedoch nicht, und Shamyl ward abgesandt, sich danach umzusehen; er ging „und ward nicht mehr gesehen“. Länger zu warten, wurde langweilig, ohne das Gepäck weiter zu gehen, war nicht rathsam, deshalb faßte man nach gehaltenem Kriegs Rath den Beschluß, vorläufig zurückzukehren, bis der Wagen gefunden sei. Glücklicherweise, noch ehe die erste Meile zurückgelegt, machte sich das Anarren der Räder und das «dâ dâ», mit dem der Führer seine Ochsen antrieb, auf willkommene Art hörbar. Nun folgte ein Strafgericht, dem der Ochsentreiber Entschuldigungen entgegensezte: daß seine Ochsen müde seien, Zeit zum Füttern gebraucht hätten &c. &c.; eine gelinde Zurechtweisung durch Wort und That folgte, und die Reise ging weiter.

Im langsamen Schritt hinter einem Ochsenkarren herzutrabem in finsterner Nacht und im Regen, der jetzt zu fallen begann, ist nicht angenehm; nach gemachter Erfahrung wieder voranzugehen und das Gepäck ohne Aufsicht zu lassen, war nicht anzurathen, das nächste Kasthaus noch 8 Miles entfernt und zweifelhafter Beschaffenheit; so ward beschlossen, daß Hr. B. und Dr. L. vorausgehen, ich aber



beim Wagen bleiben sollte. Beim Schein einer kleinen Laterne ging nun die Reise weiter und schien in ihrer langsamen Weise gar kein Ende nehmen zu wollen. Ich versuchte, im Wagen Zuflucht zu finden, doch vergeblich; das langsame Gehen war überaus ermüdend, und zwei Eingeborene mit Fackeln, welche, vom Rasthause uns entgegengeschickt, um halb 3 Uhr des Morgens erschienen, wurden als willkommene Friedensengel begrüßt. Die beiden andern Herren waren in der Dunkelheit (der Mond ging noch vor Mitternacht unter) mehr als eine Meile über das Rasthaus, das etwas seitab von der Straße lag, hinausgelaufen, hatten an einem Meilenstein, an dem sie die Nr. 46 mit den Fingern heraustasteten, ihren Irrthum entdeckt, dann umkehrend einige Hütten gefunden, und ein Eingeborener führte sie zum Rasthause. Sehr ermüdet angelangt, wurden sie auf angenehme Weise durch ein „Tischlein deck dich“ erfreut, dessen Teller und Gläser sich bald mit etwas zu essen und gutem East India Ale füllten. Als ich nach 3 Uhr anlangte, lagen beide im tiefsten Schlaf in erträglich guten Betten und waren unempfindlich gegen alle äußern Eindrücke, ich selbst aber zu müde, um an Essen oder Trinken zu denken, und da nur zwei Betten im Hause waren, so lag ich bald auf einer Setee in ebenso tiefem Schlaf, wie die andern. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als unsere Aufmerksamkeit sich wieder dem Reich der Wirklichkeit zuwandte, und beim Frühstück theilten wir uns gegenseitig die Erlebnisse der verflossenen Nacht mit.

Es war bereits 9 Uhr, als wir von Puzell, so hieß das auf einem Hügel gelegene Kasthaus, aufbrachen; die Sonne brannte bald heiß hernieder, und nach einem kurzen Marsch von 3 Miles machten wir am Ufer des Kruganga Halt. Dieses kleine Flößchen war jetzt noch zu furten, während, wenn es durch die Regengüsse auf 15 oder 20 Fuß angeschwellt, eine große Fähr, mit Seilen an beiden Ufern befestigt, zwischen denselben hinüber- und herübergezogen, die Reisenden befördert. Die Ochsen und der Wagen gingen durch die Furt, ein kleines Floß, bestehend aus zwei Rähnen, mit einer Plattform aus Bambusrohr zwischen denselben, brachte uns und unser Gepäck hinüber. Jenseits, auf einer kleinen Wiese dicht am Ufer, sahen wir ein großes, bequemes Zelt aufgeschlagen und einige Soldaten um dasselbe. Es war dies die Escorte eines Goldtransports, der nach Ratnapoora ging, und da der Unteroffizier uns den Gebrauch des Zeltes anbot, so beschloßen wir, hier die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen.

Unweit des jenseitigen Ufers waren wir an einem Ort vorübergekommen, wo man eben eine religiöse Festlichkeit beging — in einem großen, aus Bambusrohr zum temporären Gebrauch errichteten Tempel, innen sowol wie außen mit den Blättern der Kokospalme geschmückt, aus denen man die verschiedenartigsten Ornamente gebildet hatte, zwischen welchen Flaggen aus bunten Stoffen aufgehängt waren. Inmitten des einzigen großen Raumes und unter einem kuppelartigen Bau, der denselben überdeckte, lagen auf einem Stuhl ein Büschel von Kokosblüten und etwas



von der faserigen Hülle der Nuß; eine Menge Menschen war versammelt und schien sich mit nichts Besonderm zu beschäftigen, sondern sie standen oder hockten in kleinen Gruppen umher, kauten Betel und unterhielten sich miteinander, während einige kleine, helltönende Trommeln und Kesselpauken von andern kräftig bearbeitet wurden. Eine andere Gesellschaft hatte ein Modell dieses Tempels, etwa 6 Fuß hoch und in ähnlicher Weise ausgeschmückt wie das Gebäude, auf eine Tragbahre gesetzt, die, von Priestern mit geschorenen Köpfen, in gelbe Gewänder gekleidet, gefolgt, auf den Feldern und in den Gärten umhergetragen wurde. Das Ganze wird, wie ich später in Ratnapoora erfuhr, Pinfammer genannt und trägt einestheils den Charakter eines Erntefestes, anderntheils gleicht es den im Süden der Vereinigten Staaten so häufigen Campmeetings. Jrgendeiner, der sich vom Geist dazu getrieben fühlt, veranstaltet unter seinen Nachbarn eine Subscription, um die Kosten des Festes zu decken; hat er eine genügende Summe aufgebracht, so ruft er Priester aus einem der vielen buddhistischen Tempel herbei, die die Werkleute, welche die nöthigen Vorbereitungen treffen, dirigiren; sie liefern auch das nöthige Quantum von Trommeln, den etwa nöthigen Gefäßen, Geräthen und Büchern und leiten dann die Ceremonien. Der Urheber des Festes, bei dem die Trommelei, Verlesen von Gebeten und Almosengeben die Hauptingredienzien bilden, trägt dann meist Sorge, daß die Subscription reichlich genug ausfalle, daß auch er für die gehabte Mühe belohnt werde.



Auch einen sogenannten Schlangentanz sahen wir unweit jenes Tempels. Ein Mann mit einer etwa 5 Fuß langen Brillenschlange begegnete uns auf der Straße und erbot sich, dieselbe tanzen zu lassen. Er begann damit, das Thier, welches er in ein Tuch eingewickelt trug, vor sich auf die Erde zu legen und ihm den Rücken zu streichen, wie ein Magnetiseur zu thun pflegt, wobei er den Schwanz der Schlange zwischen der großen und der zweiten Zehe festhielt, um sie am Entschlüpfen zu verhindern. Bald darauf drehte sich die Schlange gegen ihn und erhob züngelnd ihren Kopf. Nun zog er ein Instrument hervor, bestehend aus einem Flaschenkürbis mit einem Clarinettenrohr am untern Ende, ähnlich, wie die Pfeifen an einem Dufelsack angebracht sind, mit dem auch der Ton einige Ähnlichkeit hatte, und begann eine einfache, etwas monotone Melodie zu spielen. Dabei bewegte er das rechte Knie wackelnd vor der Schlange auf und nieder, die der Bewegung mit dem Kopfe folgte und sich dabei mit dem Körper etwa 2 Fuß von der Erde aufrichtete, den Hals nahe dem Kopf flach und breit zusammenquetschte und fortwährend bereit schien, nach ihm zu schnappen. Wenn immer das Thier müde ward oder entfliehen wollte, strich er ihm wieder den Rücken, und schnappte es nach ihm, so ließ er es in das Tuch beißen, schien sich auch sonst sehr vor dem Biß in Acht zu nehmen. Als die Vorstellung einige Minuten gewährt, machte er einen tiefen Salaaam, hängte die Schlange um den Hals und verlangte ein Geschenk. Dieses erhielt er, und damit war die Vorstellung zu Ende. Ob

der Schlange die Giftzähne ausgezogen waren, konnte ich nicht entdecken.

Bei der Weiterreise gebrauchten wir die Vorsicht, fortan den Wagen mit dem Gepäck voranzuschicken; in Folge dessen fanden wir dasselbe im Kasthause von Ratnapoora, wo wir um 8 Uhr anlangten; unser Koch aber, den wir seit Colombo noch nicht erblickt, war auch hier nicht zu finden. Das Haus enthielt, wie die meisten andern, drei Räume, mit zwei Betten und einigen Setees und bot die nöthigen Bequemlichkeiten.

Dr. Keelart war so freundlich gewesen, uns an Hrn. Power, Regierungsbeamten für den District Ratnapoora, zu empfehlen; dieser Herr unterstützte uns mit seinem Rath und durch Beschaffung der nöthigen Lastträger für unser Gepäck, denn der weitere Weg zu Adam's Peak ist wenig mehr als ein Dschungelpfad und muß zu Fuß zurückgelegt werden.

Ratnapoora ist ein Dorf mit einer einzigen Straße, bestehend aus einigen Duzend Häusern, meist Verkaufsläden enthaltend, und ein kleines Fort beherrschte in frühern Zeiten die Stellung. Jetzt ist dasselbe nicht garnisonirt, sondern dient nur, um in den darin befindlichen Gebäuden Gerichtssitzungen und andere amtliche Verrichtungen vorzunehmen; ebenso befindet sich in demselben eine kleine Bibliothek mit einem Lesezimmer, in welchem einige Duzend englischer Zeitungen liegen, die viel von den bessern Klassen der Eingeborenen benutzt werden. Hr. Power mit seiner Familie bewohnt ein anderes geräumiges Gebäude, unweit



des Forts unter schattigen Bäumen mit einem hübschen Garten freundlich gelegen. Es macht einen angenehmen Eindruck, inmitten der fremdartigen Bevölkerung und in fremdartiger Umgebung eine Familie mit solchem Comfort umgeben zu sehen, wie die Engländer in den meisten Fällen Sorge tragen für ihre Frauen und Kinder zu finden, und die großen lustigen Räume, die offenen Verandas machen den Aufenthalt jedenfalls sehr angenehm.

Die Umgegend von Ratnapoora, besonders in südöstlicher Richtung nach Ballangobde zu, enthält den größten Theil jener Orte, in welchen Edelsteine gefunden werden, besonders Rubine, Saphire und Topase. Hr. P. zeigte uns dicht hinter seinem Garten ein Stück Land, in welchem mehrere kostbare Steine entdeckt worden waren, allein da der Besitztitel dieses Grundeigenthums nicht klar erwiesen, so machten mehrere Proceffe, jetzt im vollen Gange befindlich, es unmöglich, die Arbeiten weiter fortzusetzen. Eine kurze Strecke davon hatte man in einem andern Felde Versuche gemacht, ohne Resultate zu erlangen. Man gräbt, ebenso wie in den Goldwäschereien von Californien und Australien, in den Betten von Flüssen. Die obern neuern Kiesschichten werden bis zu einer Tiefe von 10—20 Fuß weggeschafft, bis man auf eine Schichte einer eigenthümlichen Art erhärteten Lehms, vermischt mit Kieseln, stößt, von den Eingeborenen Mellan genannt. Diese, einer ältern Periode angehörend, liegt unter dem gegenwärtigen Bett der Flüsse und wird von dem Kies derselben durch eine verhärtete Kruste, Kadua genannt, getrennt, die einige Zoll



dick, dem Material nach, Luftziegeln gleicht. Der Kellan führt oft zu einer beträchtlichen Tiefe, liegt in den Thalgründen meist horizontal, nur an den Seiten der Hügel sanft ansteigend. Gelegentlich kommen große Brocken von Granit oder Gneis in diesem vor, und unter oder neben denselben findet man nicht selten die Edelsteine, die wahrscheinlich vom Wasser dahin gewaschen wurden. Das meiste Graben findet in den Monaten December bis März statt, wo es selten regnet und die Flüsse niedrig sind. Hat man den Kellan erreicht, so wird derselbe in Körben nach dem nächsten Wasser getragen, um dort von Sand und Erde durch Waschen befreit zu werden, und unter den übrig bleibenden Kieseln sucht man dann nach den edlern Steinen.

Verschiedene Steine, die ich in Ratnapoora sah, hatten rundliche abgeschliffene Formen und waren augenscheinlich vom Wasser weit fortgeführt worden. Jedenfalls müssen in den höhern Gebirgen, aus welchen diese Flüsse ihren Ursprung haben, große Lager vorkommen, die dergleichen enthalten. Sir Emerson Tennant gibt uns im ersten Theil seines Werks die Ansichten von Dr. Gygox über diesen Punkt folgendermaßen: „Ich fand in Hema Pohura, am südöstlichen Abhang der Pettigalle-Kanda, etwa auf halber Höhe ein Stratum von grauem Granit, in welchem außer Eisenpyriten und Molybdän eine ungeheuere Menge von verwitterten Rubinen,  $\frac{1}{10}$  — 1 Zoll im Durchmesser haltend, vorkamen. Es ist dies nicht ein isolirtes Bett, sondern ein regelmäßiges Stratum, das sich wahrscheinlich ebenso weit und tief erstreckt als die übrigen Granit-

formationen. Ich folgte demselben so weit als möglich, um es genauer zu untersuchen, allein im untern Theil des Thals war das Gestein so verwittert, daß sich der Hammer in den Felsen senkte, die Rubinen gespalten waren, in Staub zerfielen und selbst Bambusrohr darauf wuchs. Auf dem höher gelegenen Terrain, in der Nähe von einigen kleinen rundlichen Hügeln, die sich hier befinden, waren die Rubinen in braunes Corundum verwandelt; auf den Hügeln selbst aber verlor sich jede Spur, und statt eines Stratum fand ich hier nur ein wildes Chaos großer Brocken gelben Granits. Ich untersuchte alle Mineralien, aus welchen dieses Stratum besteht, auf das sorgfältigste (Feldspath, Mica, Quarzmolybdän und Eisenphriten) und fand alle denjenigen vollkommen ähnlich, welche ich früher an ungeschliffenen Rubinen hangend gefunden, die man mir in Colombo zum Verkauf angeboten. Ich bin überzeugt, daß aus solchen Straten die Rubinen Ceylons herkommen, und daß diejenigen, welche man in Ballangodde und Ratnapoora findet, nur secundären Depositen angehören, und es scheint mir, daß sich diese über die ganze Insel erstrecken, obschon oft durch Lager von gelbem Granit unterbrochen oder verschoben.“ Hieraus läßt sich vermuthen, daß, wenn man das Suchen dieser Edelsteine auf regelmäßige bergmännische Weise betriebe, vielleicht erhebliche Resultate zu erlangen wären; da dies aber nicht ohne bedeutendes Kapital unternommen werden könnte, dessen Verinteressirung eine ungewisse, jedenfalls von vielen Zufälligkeiten abhängende sein würde, so haben Kapitalisten



bisher vorgezogen, andere, gewissere Arten einzuschlagen, um ihre Gelder anzulegen.

Die Eingeborenen, welche sich mit Suchen der Edelsteine beschäftigen, haben oft ganz wilde Ideen vom Werth derselben. Meistens verkaufen sie dieselben nur in Augenblicken großer Noth, und ziehen es vor, sie mittlerweile zu verstecken. Jemand, der Ratnapoora besuchte, als just die Zeit des Waschens ihre Höhe erreicht hatte, bot den Gräbern 1 Pf. St. für einen Korb Erde, dabei das Risiko übernehmend, ob derselbe etwas von Werth enthalte oder nicht; allein trotzdem Korb nach Korb gewaschen und gehaltlos gefunden wurde, fand sich niemand bereit, das Anerbieten anzunehmen, wahrscheinlich fürchteten die Leute auf diese Weise ihr Glück zu verkaufen.

Mittwoch den 29. Febr. um 12 Uhr erschienen etwa 20 Kulis, von Hrn. P. gesandt, im Kasthause, und aus diesen suchten wir die 12 Stärksten als Lastträger für unsere Excursion aus. Diese Leute werden gewöhnlich mit 9 Pence oder etwa  $7\frac{1}{2}$  Sgr. den Tag bezahlt; allein der sehr strapaziöse Weg sowie die drohenden Regentwolken, welche in den letzten Tagen die Berggipfel umhingen, trugen Schuld, daß sie nicht unter einer Bezahlung von 9 Sh. oder 3 Thlrn. Preuß. Ort. für die ganze Excursion gehen wollten. Da die Summe von 36 Thlrn. für den Transport des Gepäcks auf einer Fußtour von höchstens drei Tagen uns zu hoch schien, so versuchten wir davon abzuhandeln, allein vergeblich. Die Leute erklärten die Anstrengungen dieser Besteigung für so bedeutend, daß sie



lieber die ganze Last nach Colombo und wieder zurücktragen wollten. Wir beschloffen endlich, das Gepäck nur bis zum letzten Hause mitzunehmen, dann den Gipfel allein zu besteigen, und kamen für den Preis von 5 Sh. oder 1 Thlr. 20 Sgr. per Kopf für die Excursion mit ihnen überein. Um 4 Uhr brachen wir auf und erreichten gegen 7 Uhr Gillemalle, wo wir beschloffen, die Nacht zuzubringen.

Die Entfernung von Ratnapoora bis Gillemalle beträgt etwa 7 Miles. Auf der Länge der ersten Mile ist eine gute breite Fahrstraße angelegt, die man bis zum Fuß der großen Gebirgskette, welche von Adam's Peak bekrönt wird, fortsetzen will, der Rest der Entfernung ist aber jetzt noch ein schmaler Pfad, entlang den Ufern des Kulaganga führend, auf welchem die Gesellschaft einer hinter dem andern zu gehen hatte. Wir befanden uns jetzt in einer Region, welche als wildreich bezeichnet wird, allein außer einigen Tauben sahen wir keine jagdbaren Vögel und konnten ebenso wenig Spuren von größerem Wild entdecken. Auf halbem Wege wurden wir mit einer kleinen Fähre, ähnlich der auf dem Kruganga, vom rechten auf das linke Ufer übergesetzt, und da nur einige Personen auf einmal auf derselben Platz fanden, so verstrich einige Zeit, ehe dies vollbracht war. Bei diesem Aufenthalt machte sich eine der unangenehmsten Landplagen Ceylons, die Landblutegel, auf unangenehme Weise bemerkbar.

Diese höchst lästigen Thiere kommen selten in den Ebenen vor, wo es ihnen zu trocken ist, allein in der mit dichter Vegetation bedeckten feuchtern Region am Fuß der

Hügel schwärmen sie und fügen Menschen und Vieh mancherlei Ungemach zu. Sir E. Tennant citirt im ersten Bande seines Werks, S. 302—303, folgende Beschreibung Bosc's, die so charakteristisch ist, daß eine andere nicht besser sein würde.

„*Haemadipsa Ceylanica* ist rund, etwas abgeplattet an der innern Oberfläche, und an dem hintern Ende etwas dicker als am vordern. Die Saugwarze am Anus besteht aus vier Ringen, und ist im Verhältniß etwas weiter als bei den andern Specien. Seine Farbe ist hellbraun mit einem gelben Streifen längs beiden Seiten und einem grünlichen auf seinem Rücken. Der Körper besteht aus 100 Ringen, und die fünf Paar Augen sind auf dem Hintertheil des Kopfs befindlich. Die ersten vier Paar befinden sich in aufeinander folgenden Ringen, die zwei nächsten Ringe sind frei, und das fünfte Paar sitzt im siebenten Ringe. Der Mund ist gleich dem eines gewöhnlichen Blutegels, die drei Zähne oder Zahnreihen sägenförmig mit deutlich ausgedrückter Muskulatur. Die Zahl der einzelnen Zähne in jeder der drei Reihen 70—80.“

Diese Thiere suchen nie das Wasser der Flüsse oder Teiche auf, und ich habe sie von der Länge eines Zolls und so dünn wie eine Nähnadel bis über zwei Zoll groß gesehen und so dick wie ein Federkiel. Auf den Steinen des Wegs, unter dem Grase und den Blättern am Rand desselben lauern sie auf ihre Beute. Es ist interessant, wahrzunehmen, wie scharf ihr Instinct ist. Unsere Gesellschaft verweilte einige Minuten auf einer mit Kies bedeckten

Stelle, welche ganz frei von diesen Thieren war. Schon nach wenigen Secunden kamen sie von allen Seiten herankrochen, und ehe wir weiter gingen, waren schon Duzende da, welche fortwährend neue Verstärkungen erhielten. Sie standen gewöhnlich, mit dem Anus auf der Erde festgesaugt, fast senkrecht empor und bewegen sich weiter, indem sie den Körper bogensförmig krümmen, sich mit dem Kopf auf der Erde feststemmen, dann den Körper nachziehen und dasselbe Manöver mit unglaublicher Schnelligkeit wiederholen. Ebenso ist es interessant, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit sie sich einem an die Fersen heften. Der Bruchtheil einer Secunde genügt ihnen, um den Fuß, der den Stein, auf welchem sie vielleicht lauern, flüchtig berührt, zu erfassen und sich daran festzusetzen. Ist ihnen dies gelungen, so kriechen sie schnell herum, bis sie eine Oeffnung gefunden, um sich festzufangen, und die kleinsten Maschen eines Strumpfes, das kleinste Loch in einem Stoff genügt ihnen, um sich durchzuzwängen. Eine Lieblingsstelle, sich festzusetzen, sind die Knöchel an den nackten Füßen der Eingeborenen, allein sie kriechen auch am ganzen Körper herauf, bis an den Hals und die Schläfe, wo sie sich dann die zartesten Stellen aussuchen. Wir sahen sie manchmal in großen Klumpen an den Füßen der Lastträger, von denen das Blut herabrannte, und keiner von uns entkam mit heiler Haut, trotzdem wir die Enden der Hosen in die Strümpfe steckten, die Stiefel darüber heraufzogen und von Zeit zu Zeit nachsahen, ob wir welche von diesen ungebetenen Gästen bewirtheten. Die Pflanzer tragen lange, bis ans Knie



reichende wollene Samaschen, welche sie in gewissem Grade gegen die Angriffe der Landblutegel schützen.

In Gillemalle angelangt, empfing uns der Moodliar oder eingeborene Vorsteher des Orts, und wir fanden in einem geräumigen Hause, auf einer kleinen Terrasse gelegen, ein ziemlich gutes Unterkommen; man brachte später Betten aus geflochtenem Bambusrohr herbei, auf denen wir vorzüglich schliefen, und einige Hühnereier, ja sogar Milch, ein nicht sehr gewöhnlicher Luxusartikel, da die Singhalesen gewöhnlich ihre Kühe nicht melken, ließ der Moodliar herbeibringen, sich dabei entschuldigend, daß er geglaubt habe, wir würden die Nacht in Balla-Badulla, 4 Meilen weiter, zubringen, wo er bessere Anstalten zu unserer Bewirthung getroffen habe; denn Hr. P. war so freundlich gewesen, einen Boten vorauszuschicken, welcher unsere Ankunft angezeigt hatte. Als wir bei Tisch saßen, erschien plötzlich unser Koch, als Grund seiner Abwesenheit angehend, daß er unterwegs krank geworden sei; da er aber, trotz erhaltener Weisung, sich nicht vom Wagen zu entfernen, immer allein gegangen war, und wir mittlerweile in Ratnapoora einen andern Koch angenommen hatten, so ward schnelle Justiz geübt und er in Ungnade entlassen, ein Exempel, welches später vortheilhaft auf die Disciplin unserer Leute wirkte. Den Vorschuß von 10 Sh., den er in Colombo erhalten, ließen wir ihm, um seine Reisekosten auf dem Heimweg zu bestreiten. In der Nacht fielen heftige Regengüsse, wie sie nur in den Tropen vorkommen, und machten allerhand

unangenehme Befürchtungen über den weitem Verlauf unserer Excursion in uns wach.

Der Regen währte bis zum nächsten Morgen gegen 7 Uhr, und wir brachen deshalb erst spät auf. Das Thal erweitert sich hier, und sein geräumiger Kessel wird theils zum Reisbau, theils als Wiesengrund benutzt, durch welchen sich der Weg fortschlängelte, nachdem wir dicht hinter Gille-malle, doch abermals auf einer Fähr, über den Fluß gesetzt waren. Man geht noch einige Zeit am Fuß der Hügel hin und beginnt dann, dieselben zu besteigen. Bis Palla-Badulla scheint das Hauptgestüt und irdische Paradies der Blutegel zu sein; denn nirgends sah ich diese Thiere in so ungeheuern Schwärmen wie in dieser Lokalität. Wir wurden von Zeit zu Zeit durch reichliche Regenschauer erfrischt, und als wir Palla-Badulla erreicht hatten, trieb ein gewaltiger Gewitterguß alle unter Dach. Die Quantität von Wasser, welche ein solcher tropischer Regen auf die Erde schüttet, ist ganz erstaunlich; demselben bloßgestellt, ist man in weniger als einer Minute bis auf die Haut durchnäßt und kein Baum dicht genug, um Schutz zu gewähren; Wege sind in wenigen Minuten in Gießbäche umgestaltet, und ein Nachregen verwandelt manchmal die Reisfelder und Wiesengründe des Thals in einen See.

Palla-Badulla ist ein Tempel mit einer Art von Kloster dabei, in welchem Pilger nach Adam's Peak, von denen alljährlich in der trockenen Jahreszeit Tausende die Wallfahrt machen, aufgenommen werden. Eine Zeit lang bewahrte man hier den heiligen Zahn des Buddha, der jetzt

in Kandy ist; ein kleines metallenes Modell von dem goldenen Baldachin, der früher den Fußtapfen auf der Spitze des Berges bedeckte, befindet sich noch hier, und der Platz steht im Geruch großer Heiligkeit. Eine Anzahl von Priestern in gelben Gewändern trägt Sorge für den Tempel, der ein unbedeutendes kleines Gebäude ohne irgendwelche merkwürdige Charakteristik ist, und verpflegt die Pilger, welche dann durch Opfergaben die Kosten der Anstalt decken.

Um 1 Uhr, nachdem der Regen etwas nachgelassen und wir gefrühstückt, brachen wir auf, allein nicht ohne vorher einige Schwierigkeiten mit unsern Lastträgern gehabt zu haben, welche der Ansicht waren, dies sei das letzte Haus, und sie brauchten nicht weiter zu gehen. Mit Hülfe des Woodliar, der uns bis hierher begleitet und der jetzt trotz dem besten Vandrath seine Autorität geltend machte, ward diese Meinungsverschiedenheit geschlichtet, und wir kletterten weiter. Der Weg führte von hier an einen sehr schroffen Hügel hinauf, und man kann sich eine Vorstellung von seiner Steilheit machen, wenn man in Betracht zieht, daß auf der kurzen Strecke von Palla-Badulla bis zum Gipfel oder ungefähr 6 Miles eine Höhe von über 6000 Fuß erklimmen werden muß. Zwei Miles weiter erreichten wir Diebétne, eine Gruppe von einigen Häusern, um eine geräumige Halle liegend, welche gleichfalls zur Bequemlichkeit der Pilger errichtet ist. Hier machten die Kulis neue ernstliche Remonstrationen und erklärten, dies sei das letzte Haus, weiter sei es nicht möglich, Bagage zu tragen. Der



Woodliar ward von neuem herbeigerufen; allein er erklärte es gleichfalls für unmöglich, das Gepäck weiter zu schaffen; oben am Berge seien nur noch einige an allen Seiten offene Schuppen, in denen man nicht schlafen könne, auch sei es dort oben zu kalt, und die Kulis aus der Ebene würden krank werden.

Wir waren entschlossen, noch am selben Tage weiter zu gehen und womöglich in einer kleinen Hütte unweit des Gipfels zu übernachten. Zwei kräftige Kulis, vom Woodliar in Diebètne requirirt, welche uns begleiten sollten, bekamen nur unsere Decken, etwas Schiffsbiscuit, ein wenig Schinken und einige Flaschen Wein zu tragen, und so ging es weiter. Sehr bald wurde es klar, weshalb unsere Kulis das Gepäck nicht weiter schaffen wollten. Der Weg war so steil, daß es uns, auch ohne Lasten zu tragen, schwer genug ward, denselben emporzuklettern. Große Felsbrocken oder Wurzeln von Bäumen bildeten eine Art von Treppe mit gewaltigen unregelmäßigen Stufen; an manchen Stellen, wo man genöthigt war, über einzelne sehr große Blöcke zu klimmen, waren einige Knüppel leiterartig darauf befestigt. Die Erde und die kleinen Steine waren überall von den gewaltigen Regengüssen weggewaschen, und nur langsam konnte man auf dem schlüpfrigen Pfade emporsteigen.

Nach einer und einer halben Stunde erreichten wir die erste jener kleinen offenen Hütten und machten eine kurze Rast. Die Berggipfel waren jetzt von dunkeln Wolken umzogen, die auch uns manchmal einhüllten; es schien zweifel-

haft, ob wir die letzte Hütte erreichen würden, allein hier zu bleiben war nicht rathsam, und umkehren wollte keiner; so stiegen wir weiter. Je höher wir kamen, desto steiler wurde der Weg, der jetzt längs einer tiefen Schlucht hinlief, in deren Tiefe ein Bergstrom brauste. Ueber die Felswände, welche noch gestern trocken gewesen, liefen jetzt überall Wasserfälle, Zeugniß gebend, wie viel Regen in den obern Regionen gefallen sein mußte. Es dauerte auch nicht lange, so begann es heftig zu regnen und das Wasser in dem engen Hohlweg herabzufließen; die Dämmerung brach an, und es erschien mir nicht rathlich, noch weiter zu gehen. Die beiden andern waren etwas voraus, ich rief ihnen zu, allein erhielt keine Antwort, oder wenn eine kam, hörte ich sie nicht, denn der Sturm brauste laut durch die Luft. In Betracht, daß unser Weg über einen Fluß führte, der immer noch mehr anschwell und uns an der Rückkehr verhindert haben würde, schien es mir jetzt am gerathensten, wenigstens bis zu der Hütte zurückzukehren, die wir vor einiger Zeit verlassen hatten, dort die Nacht zuzubringen und am nächsten Morgen, sollten die Umstände es gestatten, weiter zu gehen. Ich sandte den Diener, der bei mir geblieben war, an die beiden andern und begann bergab zu steigen.

In dieser Region fingen Elefantenspuren an sichtbar zu werden, die rechts und links in das Gebüsch führten, einige derselben ziemlich neu, und frische Losung war häufig zu finden. Es war ein trauriges Gefühl, sich endlich in der langersehnten Wildregion zu befinden, wo einige Stunden

ruhiges Spüren mich in die Nähe der Heerde gebracht haben würden, und nun von derselben weggeschwemmt zu werden oder im günstigsten Fall, wenn einem ein Elefant begegnen sollte, mit gänzlich durchnässter Büchse vor ihm zu stehen; doch vertröstete ich mich mit der Hoffnung auf besseres Wetter am nächsten Morgen.

In die Hütte zurückgekehrt, ward es nöthig, Feuer anzuzünden, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang mir dieses. Ich wartete noch einige Stunden, doch meine Freunde erschienen nicht; jedenfalls hatten sie mein Rufen nicht gehört, und der nachgesandte Diener hatte sie erst spät eingeholt, sodaß sie näher an der höher gelegenen Hütte waren als an der, in welcher ich mich befand. Naß und müde, ohne Decken und ohne etwas zu essen, das Feuer nur mit Schwierigkeit brennend erhaltend, denn alles Holz troff vor Nässe, die auch durch das Dach der Hütte drang und sich in kleinen Pfützen auf dem Boden sammelte, war hier für mich an keinen Aufenthalt zu denken; mismuthig trat ich den Rückweg an und erreichte nach einem beschwerlichen Nachtmarsch Diebètne, wo mich der Moodliar mit Kopfschütteln empfing und mir zu verstehen gab, daß er befürchte, meine Freunde könnten durch die angeschwollenen Flüsse an der Rückkehr verhindert werden. Vorläufig war in der Sache nichts weiter zu thun, und deshalb legte ich mich zur Ruhe.

Während der ganzen Nacht blieben die Schleusen des Himmels geöffnet; als der Tag graute, überlegte ich, was am besten zu thun sei, und wollte einen Versuch machen,



mit zwei Kulis, die der Moodliar hatte nachkommen lassen, meinen Freunden einige Provisionen entgegenzubringen. Der Hohlweg, der noch gestern einer Treppe geglichen, war heute zum Gießbach geworden, in welchem ich strauchelte und fiel. Ich war gekommen, einen Berg zu ersteigen, allein nicht einen Wasserfall hinaufzuklettern; deshalb sandte ich die Kulis mit den Provisionen allein, denn mit ihren nackten Füßen fanden sie einen bessern Halt am Boden. Stunde auf Stunde verstrich, und niemand kehrte zurück. Hatte unsere Excursion schon gestern begonnen einer Turnfahrt zu gleichen, so begann nun die Sache ins Tragische überzugehen; denn waren die Flüsse zu hoch, um sie zu passiren, so konnten meine Freunde genöthigt sein, mehrere Tage auf der Höhe zuzubringen, ein misliches Ding ohne Provisionen und ohne warme Kleidung. Gegen Mittag beschloß ich, mit sämmtlichen Kulis aufzubrechen, jeder mit einer langen Bambusstange, um, eine an die andere gebunden, eine Verbindung über den Fluß herzustellen, als zu meiner nicht geringen Beruhigung und Freude beide Herren erschienen. Sie hatten in der weiter oben gelegenen Hütte eine uncomfatable Nacht zugebracht, am nächsten Morgen beschlossen, umzukehren, da man keine fünf Schritte weit sehen konnte, waren lange am Ufer des bereits sehr geschwollenen Flusses aufgehalten worden, und hatten endlich mit großer Mühe ihren Rückzug bewerkstelligt. Die von mir gesandten Kulis mit Provisionen hatten sie halbwegs getroffen, bei den Ruinen eines Hauses, das vor mehreren Jahren Major Rodgers, der bedeutendste Ele-

fantenjäger Ceylons, bewohnte, der mehr als tausend Stück dieses großen Wildprets getödtet hat. Nachdem wir uns einer guten Mahlzeit, die ich hatte bereiten lassen, erfreut, traten wir unsern Rückweg nach Ratnapoora an, das wir am selben Abend naß bis auf die Haut und in traurigem Aufzug erreichten, der Doctor minus einer Gamasche, die er im Fluß verloren, und die Hacke seines rechten Schuhs, mehrmals um die eigene Achse gedreht, zu einer wunderlichen Form zusammengeschrumpft.

Wir waren so auf gewaltsame Weise verhindert, einen jener Plätze zu sehen, welchen sich die Verehrung von Hunderten von Millionen Menschen, die Gesamtzahl der Anhänger Buddha's zuwendet und zu welchen alljährlich Tausende wallfahrten. Auf dem steilen Felskegel, welcher die äußerste Spitze von Adam's Peak bildet, befindet sich die «Sri-pada», der geheiligte Abdruck von Buddha's Fuß, als er sich zum Himmel aufschwang, wie uns die heiligen Bücher der Buddhisten melden.

Der erste Pilger zu diesem Heiligthum, dessen die singhalesischen Geschichtschreiber erwähnen, war ein König von Kaschmir, der um das Jahr 24 n. Chr. Adam's Peak besuchte, und der chinesische Reisende Fa-Hian erwähnt desselben im J. 413 n. Chr., doch spricht er davon als dem Fußtapfen „des ersten Mannes“ oder Pwan-Koo, des Adam der Chinesen. Andere Fürsten wurden erwähnt, welche im 12. Jahrh., sowie 1201 und 1267 Pilgerfahrten vornahmen, und König Prakrama-Bahu ließ einen Tempel über der Reliquie errichten. Die Be-



zeichnung „Adam's Peak“ rührt von den Mohammedanern her, welche durch Irrthümer in der christlichen Lehre zu dieser Annahme verleitet wurden. Die Gnostiker, welche schon bei Lebzeiten der Apostel der christlichen Religion Elemente aus dem Mysticismus des Plato beifügten, wiesen Adam als „Jeû dem Urmenschen“ eine hohe Stellung nächst dem „Noos“ und „Logos“ als dritter Rundgebung der Gottheit an, und Verehrung für Reliquien bildete einen Theil ihres Cultus. In einem Manuscript aus dem 4. Jahrh., welches die koptische Lesart der Glaubenslehre enthält und von Tertullian dem berühmten gnostischen Häresiarchen Valentinus zugeschrieben wird, geschieht zuerst Erwähnung von Adam's geheiligtem Fußtapfen. Der Erlöser theilt der Heiligen Jungfrau mit, daß er den Geist Kalapataraoth zum Wächter über die Fußtapfen (Stemmut) gesetzt, die vom Fuß «Jeû's» herrühren, sowie, daß er die Bücher des «Jeû», von Enoch im Paradiese geschrieben, seiner Obhut anvertraut.

Während der Verfolgung und Verstreung der Gnostiker unter den Kaisern scheinen sie diesen letztern ihre mystische Verehrung für Adam mitgetheilt zu haben, der in Mohammed's Lehre aus dem Hauch der Gottheit hervorgegangen als „Ahalife-h-Elber“ der erste von Gottes Statthaltern auf Erden war. Die Mohammedaner glauben, daß Adam nach der Verstoßung aus dem Paradies einige Jahre auf einem Berge in Indien in Verbannung lebte, ehe er auf dem Berge Arafath, in der Nähe von Mekka, wieder mit Eva vereinigt ward. Der Koran bezeichnet den Ort, wo



Adam wohnte, nicht genauer, und vielleicht hatten Mohammed und seine ersten Nachfolger Ceylon noch nicht als denselben anerkannt; allein als arabische Seefahrer, aus Indien zurückkehrend, Erzählungen von jener mystischen Fußspur auf dem Gipfel von Al-rahoun, wie sie Adam's Peak bezeichneten, mitbrachten, scheinen ihre Landsleute allmählich diese Insel als den Ort, wo Adam seine Bußzeit zubrachte, angenommen zu haben. Die ältesten arabischen Schriftsteller sprechen mit Verehrung davon, und im 10. Jahrhundert ward Ceylon einer der heiligsten Wallfahrtsorte für mohammedanische Pilger.

Die „Sri-pada“ wird jetzt von buddhistischen Priestern bewacht, und Pilger der verschiedenen Stämme drängen sich herbei, ihre Anbetung zu verrichten.

Bei schönem Wetter kann man von der letzten Hütte, welche unsere Gesellschaft erreichte, die höchste Felsenspitze des Berges vor sich sehen, die weiter unten von den näher liegenden Felswänden verborgen wird. Das Besteigen derselben ist sehr beschwerlich, und an der gefährlichsten Stelle kann man sich nur auf den schmalen schlüpfrigen Stufen, welche hier in den Stein gehauen sind, erhalten, wenn man die Ketten ergreift, welche hier befestigt sind. Eine eiserne Leiter, senkrecht in dem letzten etwa 40 Fuß hohen Felskegel befestigt, bringt den Pilger auf ein kleines Plateau, die Spitze des Berges bildend, und hier, in einem Block aus Gneis und Hornblende, sieht man unter einem kleinen Baldachin den heiligen Fußtapfen, aus einer natürlichen Vertiefung bestehend, die künstlich erweitert worden,

etwa 5 Fuß lang und verhältnißmäßig breit ist. Blumen der Rhododendronsträucher, mit denen die letzten tausend Fuß des Berges bedeckt sind, liegen als Opfergaben da, welche die Pilger darbringen, indem sie „Sadu“ (Amen) ausrufen. Die Ceremonie wird beschloffen, indem jeder eine sehr alte Glocke anschlägt und aus einer Quelle trinkt, welche einige Fuß vom Gipfel entspringt.

Die Aussicht soll bei schönem Wetter außerordentlich großartig sein, denn in südlicher und westlicher Richtung überblickt man das Hügelland und die Niederungen bis zum Ufer des fernen Oceans, während nach Norden und Nordosten die Gebirgsmassen der Umgegend von Kandy, Nuera-Ellia und Horton Plains, sich in majestätischen Formen aufthürmen.

Die Höhe des Berges beträgt etwas über 7000 Fuß; dadurch jedoch, daß sein Fuß in einer Ebene wenig höher als die Meeresfläche liegt, erscheint dieselbe viel bedeutender.

Wer in den verschiedenen Höhen des Berges einen ähnlichen Reichthum und Wechsel von Vegetation erwartet wie in der Andeskette von Südamerika, wird sich getäuscht finden. Die Physiognomie der Pflanzenwelt ist im ganzen ziemlich monoton; Fächerpalmen und Baumfarnn kommen nur vereinzelt vor, und wo die Bäume aufhören, bedecken einförmige Massen von Rhododendron den Boden. Wie aus dem Obigen zu ersehen, ist es nur während der trockenen Jahreszeit rathsam, die Besteigung zu unternehmen. Die Monate, wo am meisten zu hoffen ist, eine klare Aus-



sicht zu genießen, sind Februar und März. In der Regenzeit kommen vielleicht einzelne Perioden, wo es möglich ist, den Gipfel zu erreichen; allein ganz frei von Wolken ist derselbe dann nie, und man setzt sich großen Mühen und Beschwerden aus, ohne durch ein befriedigendes Resultat belohnt zu werden.

Der Sabbat und seine Ruhe in Ratnapoora bot uns eine sehr willkommene Erholung, und Hrn. und Mad. P.'s Gastfreundschaft machte dieselbe sehr angenehm. Das Bild einer glücklichen Familie inmitten von barbarischen und halb-civilisirten Völkern hat stets etwas Rührendes und Erfri-schendes, warme Sympathien erregend; die Würde der Hausfrau und Mutter tritt hier in frischern, edlern Farben hervor, denn die Erziehung der Kinder ruht hier, fern von allen Hülfsmitteln der Civilisation, ganz auf ihren Schul-tern, und die drei kleinen Mädchen und zwei Knaben nah-men Mad. P.'s Thätigkeit und Aufmerksamkeit genügend in Anspruch. Hr. P. begleitete uns, um uns die anziehendsten Punkte der Umgegend zu zeigen.

Wie bereits erwähnt, liegt Ratnapoora in einem Delta verschiedener kleiner Flüsse, welche hier in den Kaluganga münden. Dieser letztere Fluß ist bis hierher für große Boote schiffbar, und Hr. P. hatte die Güte, eins derselben für uns herrichten zu lassen. Dasselbe war ungefähr 25 Fuß lang und 10 Fuß breit, vorn und hinten nicht spitz, sondern breit auslaufend, und da der Boden flach, so konnte es, leicht beladen, in einem Fuß Wasser schwimmen.

Man hatte einen Stamm von der Länge des Boots



getrennt, die beiden Hälften ausgehöhlt und durch Rippen miteinander verbunden, die dann mit Planken bekleidet sind. Diese Bauart ist einfach, leicht, gewährt viel Raum für Waarentransport, und die beiden starken Stämme, welche aus den Seiten hervorstehen, schützen dieselben genügend gegen Stöße. Ein spitzes Dach aus Kokosblättern deckt das Ganze, im Hintertheil befindet sich die Küche und Wohnstätte für die Bootsleute, in das Vordertheil, dessen Fußboden mit Matten belegt war, hatte Hr. P. einen Tisch und einige Stühle stellen lassen, und des Nachts wurden unsere Decken auf dem Boden ausgebreitet. Unser Aufenthalt war während der kurzen Fahrt so angenehm als möglich, und herzlich bedauerte ich, nicht alle Ausflüge in der Insel auf ähnliche Weise machen zu können.

Die Ufer des Flusses, welcher hier durch Hügel fließt, oft mit steilen Felswänden, oder von großen Felsmassen bekrönt, sind mit einer außerordentlich reichen Vegetation bedeckt und sehr malerisch. Leider waren die Gipfel der entfernter liegenden gewaltigen Gebirge in Wolken gehüllt, und so schieden wir denn, ohne Adam's Peak auch nur gesehen zu haben. Etwa eine Mile von Ratnapoora am Ufer des Flusses liegt ein großer Tempel mit ausgedehnten Anlagen um denselben, Maha Saman Dewale (Tempel der großen Gottheit) genannt. Die singhalesischen Buddhisten haben aus den Zeiten, wo andere Lehren ihnen aufgezungen wurden, neben der Verehrung des guten Principis ein gutes Theil von Dämonologie in ihren Gottesdienst aufgenommen. Während sie vor den Reliquien Buddha's

Opfer bringen und die geheiligten Bücher lesen, besuchen sie gelegentlich die Tempel des bösen Genius und opfern daselbst, um sich so von beiden Seiten sicherzustellen.

Als wir den Tempel passirten, hielten unsere Bootleute eine Weile an, der Führer ging hinauf, brachte den Priestern ein Geschenk, man hörte ein wenig trommeln, und die Angelegenheit war beseitigt.

Das Boot glitt während des ganzen Tags ruhig den Fluß hinab; einige Stromschnellen, die wir zu passiren hatten, waren nicht sehr bedeutend, und bei Einbruch der Nacht hatten wir bereits jenen Theil erreicht, wo der größte Theil des Landes unter Cultur war und zahlreiche Gruppen von Kokospalmen die in ihrer Nähe liegenden Wohnungen andeuteten.

Bisher waren weder jagdbare noch seltene Thiere gesehen worden, mit Ausnahme einer 5 Fuß langen Eidechse, ähnlich dem Alligator, ein gefährlicher Feind des Geflügels und kleiner Bierfüßler, die Hr. B. schoß, und einer 5 Fuß langen Brillenschlange, die ich tödtete. Seit Anbruch der Nacht sahen wir hier eine Menge sehr großer Vögel mit langsamem Flügelschlag sich zwischen den Kokosbäumen umherbewegen oder den Fluß kreuzen; wir hielten sie anfangs für Eulen, doch machte uns ihre große Menge sowie ihr sonderbarer Flug zweifelhaft. Um Gewißheit zu erlangen, versuchten wir einen davon zu schießen, allein erst nach mehreren misglückten Versuchen gelang es mir, einen zu treffen. Dieser fiel mit so lautem Geräusch ins Wasser, daß es nicht eine Eule sein konnte, die Bootleute aber,



welche wir in unserm kleinen Canot danach schickten, konnten ihn in der Dunkelheit nicht finden; bald darauf schoß Dr. L. einen andern, welcher in einige das Wasser überhangende Büsche fiel, aus welchen ihn die Bootsleute herabschüttelten. Das Thier war eine jener großen Fledermäuse, gewöhnlich mit dem Namen fliegender Fische oder fliegender Hunde benannt (*Pteropus Edwardsii*), maß etwa  $3\frac{1}{2}$  Fuß von Flügel zu Flügel, war von dunkelrostbrauner Farbe und Flügeln aus dünner Haut, gleich denen der Fledermaus, mit Haken an den untern Enden, sowie am Ellbogengelenk, an denen sie sich bei Tage an den höchsten Nestern der Bäume mit dem Kopf nach unten aufhängen. Sie nähren sich meistens von saftigen Früchten sowie von Knospen und Blättern verschiedener Pflanzen, besonders aber halten sie sich gern in der Nähe von Kokospalmen auf, in denen man den Saft zu Toddy abzapft, in welchem sie sich gern berauschen. Mehrmals sahen wir sie in ungewöhnlich großer Zahl in derartigen Lokalitäten, und hörten, wie sie sich in den Baumgipfeln herumjagten. Zu Anfang der Nacht schienen dies nur freundschaftliche Dispute zu sein, gegen Morgen jedoch, wo die Köpfe wahrscheinlich anfangen, schwer zu werden, glich der Lärm einem Wirthshauskandal von Betrunknen. Das erlegte Exemplar blickte, als es auf den Tisch gelegt ward, mit einem dummgutmüthigen Ausdruck in das Licht, doch warnten die Bootsleute vor seinem Biß, und seine Zähne waren lang und scharf genug, um empfindliche Wunden beizubringen. Das Thier hatte ein sehr zähes Leben, und es bedurfte eines



starken Schlags auf die Nase, um seinen Leiden ein Ende zu machen.

Im hellen Mondschein ruderten die Bootsleute weiter und kamen gegen Morgen in Caltura an, wo sich die Gesellschaft trennte. Hr. B. ging nach Kandy, Dr. L. und ich nahmen Post nach Point de Galle, um dort die Ankunft der Gesandtschaft zu erwarten, welche am 5. von Suez eintreffen sollte.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Ceylon, während der amerikanischen Expedition, sprach ich von den billigen Preisen, die ich für verschiedene Sachen bezahlt, und fand dieselben auch diesmal noch so. Man möge aber nicht glauben, daß reisen in Ceylon billig sei, wenn man schnell reisen muß, deshalb füge ich eine Liste unserer Ausgabe bei:

Post nach Colombo à 1 Pf. St. 10 Sh. . . . .	= 4 Pf. St. 10 Sh.
Wagen nach Anivisavella . . . . .	4 " — "
Ochsenkarren . . . . .	2 " — "
Lastträger nach Adam's Peak 12 Mann à 5 $\frac{1}{2}$ —6 Sh. . . . .	3 " 12 "
Provisionen, Wein etc. . . . .	12 " — "
Boot nach Caltura. . . . .	3 " 12 "
Ausgaben in verschiedenen Kastrhäusern . .	6 " — "
Diener, Koch und diverse Trinkgelder und Geschenke . . . . .	5 " — "
Post nach Galle . . . . .	4 " 10 "

Summa 45 Pf. St. 4 Sh.

oder 15 Pf. St. per Kopf für eine Excursion von 12 Tagen. Wer in Ceylon reisen will, nehme sich Jago's Rath zu Herzen: „Steck' Gold in deinen Beutel, Rodrigo.“

## VII.

**Kandy.**

Die Straße. Der Tempel von Kalany. Physiognomie der Landschaft. Ambepusse. Verkehr. Kaffeehausirer. Der Paß von Rabunagawa. Kandy. Der „Bavillon“. Die Stadt. Tempel der Datada. Palaß der Könige. Besuch im Tempel. Die Häuptlinge. Das Sanctuarium. Die Karandua. Elefanten und Elefantenjagd. Kaffee-cultur.

An Bord des P. u. D. Comp.-Dampfers „Ganges“,  
27. Juli.

Am 5. Juli langte die Gesandtschaft in Point de Galle an. Der Gouvernementsagent oder oberste Beamte der Provinz, Mr. Forbes, hatte seinen Haushofmeister an Bord des Dampfers gesandt, um dem Gesandten und seinem Gefolge das Queens-House oder die Residenz des Gouverneurs, wenn derselbe Galle besucht, zur Verfügung zu stellen. Der Gesandte zog es vor, für einige Tage eine Privatwohnung in einem unfern der See gelegenen Hause zu beziehen. Der hanseatische Consul, Hr. S., stattete am nächsten Tage seinen Besuch ab und bemühte sich, den Neuangekommenen durch

seine Gastfreundschaft oder kleine Excursionen in die Umgegend, wo er eine Pflanzung besitzt, den Aufenthalt angenehm zu machen.

Nach einigen Tagen der Ruhe brach die ganze Gesellschaft in zwei Wagen nach Colombo auf, um von dort einen Besuch in Randy zu machen, sowie einen Elefanten-corral oder Kraal, wie manche diese Einzäunung nennen, zu sehen, der am 14. in der Nähe von Kornegalle stattfinden sollte. Ist ein Fang wilder Elefanten beabsichtigt, so schließen eine Menge Treiber die Heerde in weitem Cirkel ein, der allmählich verengert wird, und treiben sie nach einer Einzäunung aus starken Baumstämmen hin; ist es gelungen, die Heerde in diese letztere zu treiben, so werden ihnen Schlingen aus starken Seilen um die Füße befestigt und diese wieder um Bäume geschlungen. Man benutzt gezähmte Elefanten, um dies zu bewerkstelligen, die sich den wilden nähern, ihre Aufmerksamkeit von dem Jäger ablenken, der sich verstohlen nähert und die Schlinge befestigt. Die auf diese Weise machtlos gewordenen Thiere matten sich nun oft durch Schreien und Toben ab, bis zuletzt Hunger und Erschöpfung ihre Unterwerfung und endliche Zähmung vollenden helfen. Der in Rede stehende Kraal wurde von Eingeborenen unternommen, um eine Anzahl von Elefanten für buddhistische Tempel zu fangen, welche dieselben häufig bei ihren Processionen figuriren lassen.

In Colombo angelangt, fand man, daß die per Telegraph von Galle bestellten Plätze in der Postkutsche nicht alle am selben Tag erhalten werden konnten; deshalb theilte



sich die Gesellschaft. Vier reisten am nächsten Morgen weiter, der Gesandte aber und der Rest folgten ihnen am folgenden Tage, nachdem vorher einige nöthige Besuche in Colombo abgestattet und eine kleine Spazierfahrt in die Umgegend unternommen worden war. Um 5 Uhr des Morgens, als eben die Morgenkanone im Fort abgefeuert wurde, setzte sich der leichte Wagen in Bewegung, der außer den vier Personen unserer Gesellschaft noch den Oberrichter enthielt, welcher für seine Familie eine Sommerwohnung in Nuera-Ellia suchen wollte.

Ebenso wie auf dem Wege von Galle nach Colombo gleicht auch hier besonders im Anfang der Weg einer langen Häuserreihe, nur gelegentlich von einigen Feldern oder etwas Gebüsch unterbrochen. Erst später, wenn man in die Hügel gelangt, wird die Bevölkerung dünner, und Agricultur vertritt die Stelle der mannichfachen Gewerbe, welche die Eingeborenen in der Nähe der Städte betreiben. Obgleich eben erst die Dämmerung angebrochen, war dennoch die Straße bereits ziemlich belebt von Leuten, die allerhand Lebensmittel für den Bazar nach Colombo trugen. Außer Gemüse und Früchten waren es hauptsächlich lebende junge Schweine und Geflügel, erstere mit zusammengebundenen Füßen auf eine Stange gehängt, letztere in Bündel von je einem halben Duzend oder so mit herabhängenden Köpfen auf die rohste, grausamste Weise transportirt, und oft durch ihr Geschrei gegen diese barbarische Behandlung protestirend.

Unweit von Colombo in einem Gehölz liegen die Ruinen und der Tempel von Kalanh, der 500 v. Chr. erbaut, 300 Jahre später erweitert ward. Nach spätern Zerstörungen ward derselbe in den J. 1240 und 1301 wieder neu hergestellt. Die Holländer unterdrückten während ihrer Herrschaft den Buddhismus, soweit in ihren Kräften stand, und im J. 1692 vertrieben sie die Priester aus diesem Tempel, den sie gleich vielen andern schlossen. Jetzt ist dieser Ort wieder ein Sammelplatz zahlreicher Pilgrime, besonders im Juli bei dem großen Fest der Pera-hara, wo allerhand Ceremonien bei Fackelschein gefeiert werden. In dieser Gegend waren Bäume mit sehr großen Blüten in lebhaften Farben sehr häufig, die dem Charakter der Landschaft eine reiche Mannichfaltigkeit verleihen. Große Dolden oder felsehartige Formen von gelber, violetter oder rosiger Farbe sproßten üppig aus dem reichen Grün, und ein Baum trug eine Blüte ähnlich jener der Kartoffel, die sie an Größe und Lebhaftigkeit der Farbe jedoch bedeutend übertraf. Die Thalgründe sind durchgängig zu Reisfeldern benutzt, die in ihren terrassenförmigen Abtheilungen architektonische Linien in die Landschaft bringen, welche im Verein mit dem frischen Grün der jungen Halme, den dichten dunkeln Waldungen und den gewaltigen Felskegeln, die manchmal die Spitze der Hügel bilden, keineswegs die Lieblichkeit derselben beeinträchtigen.

In Ambepusse auf halbem Wege treffen sich beide Wagen; hier wird gewöhnlich das Frühstück eingenommen, und nach einer halben Stunde setzt man die Reise fort. Die



Pferde auf dieser Linie übertreffen die Kasse der Galle-Colombo-Post in Schlagen, Beißen, Widerspenstigkeit und allerhand Unart noch um ein Bedeutendes. Es scheint, als ob die widerhaarigsten Gänse der ganzen Insel hier versammelt seien, und durch die Regelmäßigkeit, mit der diese Thiere mit Nasennebeln, Stricksägen an den Vorderfüßen oder unter dem Schwanz und andern Delicateffen tractirt werden, scheinen sie es für ungehörig zu halten, sich in Bewegung zu setzen, ohne diese Behandlung angewandt zu sehen; die Kutscher selbst aber sind meist sehr unerfahren in Behandlung der Pferde und wissen sich nicht zu helfen.

Auf der Straße zwischen Colombo und Kandy begegnet man einer ungewöhnlich großen Anzahl zweirädriger Ochsenkarren, entweder Waaren, Reis oder andere Lebensbedürfnisse nach den Hügeln führend, oder Kaffee nach der Küste transportirend. Statt der kleinen schwächlichen Ochsen aus den Ebenen sieht man hier etwas größere, kräftigere, weiße Ochsen aus Indien. In gewissen Entfernungen längs der Straße sind lange Schuppen angebracht, in welchen die Wagenführer und ihr Gespann übernachten, und man gibt die Zahl der so verwendeten Fuhrwerke auf über 10000 an, was leicht begreiflich scheint, wenn man bedenkt, daß jetzt verhältnißmäßig wenig Verkehr ist, zur Zeit der Kaffeernte aber zehnmal so viel Fracht transportirt wird als jetzt. Die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Transports sind schwere Lasten für den Pflanzer, der je nach Verhältniß des Weges 2 Pf. St. 10 Sch. für je 1000 — 1500 Pfd. Kaffee, in Colombo abgeliefert, zahlen muß. Oft auch sind



Mauren aus Malabar Besitzer solcher Fuhrwerke, und diese treiben dann gewöhnlich eine Art von Hausirhandel. Meist kaufen sie in den Niederlagen der Regierung an der Küste Salz ein, das sie gegen Kaffee, welchen viele Eingeborene in kleinen Parcellen anbauen, eintauschen, oder sie haben auch billige Baumwollstoffe, Haushaltgeräthe, Glasperlen, getrocknete Fische und andere derartige Gegenstände zu gleichem Zweck bei sich und führen so ein nie endendes Wanderleben.

Je mehr man in die Hügel kommt, desto großartiger wird die Landschaft, und der Paß von Kadunagawa, wo die Straße einen Bergrücken übersteigt und dann in das Thal hinabführt, in welchem Kandy liegt, ist eine der großartigsten Gebirgsgegenden der Insel. Nahe dem Gipfel führt der Weg durch einen künstlich ausgehöhlten Felsen, von dem eine alte Prophezeiung sagt, daß der Glanz des Königreichs Kandy ein Ende erreichen würde, wenn ein Reiter durch diesen Felsen passiren könnte. Jetzt geschieht dies beinahe täglich. Diese Straße wurde vom Kapitän Dawson während der J. 1820 — 31 angelegt, und auf der Höhe des Passes hat man dem Erbauer sowie dem Gouverneur Sir E. Barnes, unter dessen Auspicien die Arbeit ausgeführt ward, eine Denksäule errichtet. Acht oder neun Miles von hier passirt man den Mahawelliganga, einen bis Trincomalie an der Ostküste führenden, leider nicht schiffbaren Fluß, auf einer schönen Brücke unweit des Dorfs Peradenia, und 3 Miles weiter erreicht man Kandy, in einem lieblichen Thalkessel am Ufer eines kleinen künstlichen Sees gelegen.

Der Regierungsbeamte des Districts Randy hatte die Residenz des Gouverneurs zur Wohnung der Gesandtschaft vorbereiten lassen, und so ward die ganze Gesellschaft in diesem schönen geräumigen Gebäude, inmitten geschmackvoller Promenaden gelegen, auf die angenehmste Weise untergebracht.

Der Pavillon, wie das Gebäude, in welchem die Gesandtschaft einquartiert wurde, gewöhnlich genannt ist, ward von Sir E. Barnes erbaut, der im J. 1820 Gouverneur war. Unter seiner Verwaltung begann man jenes Netz von Straßen anzulegen, welches jetzt beinahe die ganze Insel bedeckt, und er hielt sich die meiste Zeit des Jahres in Randy auf, theils der centralen Lage wegen, theils durch das angenehme, gesunde Klima angezogen. Nach einiger Zeit wurde die Eifersucht der Colombesen rege; sie petitionirten nach England, und die Folge davon war eine Weisung an den Gouverneur, wenigstens neun Monate des Jahres in Colombo zuzubringen.

Später, als Nuera-Ellia, noch höher in den Bergen gelegen, zugänglich gemacht war, zog der Gouverneur meist vor, die ihm bleibenden drei Monate an jenem Ort zuzubringen, und so wird denn der Pavillon nur selten benutzt. Am Fuß eines Hügels gelegen und von schönen Anlagen umgeben, die in der Nähe des Hauses aus großen Grasplätzen, sich schlängelnden Laubengängen und zahlreichen Blumenbeeten voller Zierpflanzen bestehen, nach der Höhe des Berges aber mehr in die natürliche Vegetation übergehen, bildet dieses Gebäude einen so angenehmen Aufent-



haltsort, daß einige von uns es vorzogen, nicht nach Nuera-  
 Ellia zu gehen, sondern da zu bleiben, wo es gut war  
 Hütten zu bauen. Von der Spitze des Hügels hinter dem  
 Pavillon, um den sich ein Reitpfad rundet (Lady Horton's  
 Walk genannt), hat man eine freie Uebersicht über die  
 Stadt, an der Nordseite jenes vorerwähnten kleinen Sees  
 gelegen. Die sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen  
 theilen die Häusermassen in regelmäßige Vierecke, von denen  
 ein Theil mit Gärten bedeckt ist. Drei Kirchen, eine eng-  
 lische, eine schottische und eine katholische, sind dazwischen  
 vertheilt, und am östlichen Ende eines ziemlich großen  
 Platzes am Seeufer steht der große Tempel von Randy,  
 die Dalada, an welche sich der Palast der frühern Könige  
 schließt, dessen Ueberreste jetzt den obersten Regierungs-  
 beamten zur Wohnung dienen. Der See ward gebildet,  
 indem man das Thal durch einen starken Damm sperrte  
 und das Wasser eines kleinen Flüsßchens in dem so gebilde-  
 ten Becken sammelte. Einige hundert Schritt unterhalb  
 dieses Dammes sind die Ueberreste eines andern ähnlichen  
 sichtbar, vom letzten König von Randy erbaut, der sich  
 durch die bei diesem Bau ausgeübten Bedrückungen den  
 Haß seiner Unterthanen zuzog, welcher ihn später stürzte.  
 Da der so gebildete See oft Miasmen und durch sie Krank-  
 heiten erzeugte, so erbaute man später den neuen Damm  
 und riß den alten ein; dadurch ward der untere Theil des  
 Thals trocken gelegt und in Ackerland verwandelt; das  
 Niveau des Sees aber stieg um mehrere Fuß, und es  
 ward möglich, sein Wasser durch alle Straßen der Stadt



zu leiten, was zur Reinlichkeit derselben wesentlich beitrug. Ein guter Reit- und Fahrweg längs dem Ufer des Sees bietet den Randhern eine angenehme Promenade, die sie in den kühlen Abendstunden fleißig benutzen.

Hr. B., der Regierungsbeamte des Districts, bemühte sich auf die liebenswürdigste Weise, seinen Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die ganze Gesellschaft dinirte mehrmals in seinem Hause und verbrachte dort angenehme Stunden. Am Abend nach der Ankunft ward der Gesandte eingeladen, das Innere des Tempels der Dalada zu sehen, wo jeden Abend, halb 7 Uhr, Gebete gehalten und Opfer dargebracht werden. Dieser Tempel besteht aus einem zweistöckigen Gebäude aus Holz, Steinen und Lehm, inmitten eines von Säulengängen umgebenen Hofes erbaut. Dieser ist um 12—15 Fuß höher gelegen als der große Platz davor, und man gelangt zu demselben durch ein großes thurmartiges Thor, über eine Treppe und durch eine geräumige davor gelegene Halle. Rechts von dieser und etwas vorspringend ist ein achteckiger thurmähnlicher Ausbau mit einem spitzen Dach und einer offenen Galerie um das oberste Stockwerk. In diesem Gebäude befinden sich mehrere Statuen Buddha's aus Metall oder Bergkrystall, vor denen gleichfalls geopfert wird. Der Zahn Buddha's wird im hintersten Gemach des obersten Stockwerks jenes kleinen Gebäudes (der Wihara) im innern Hofe aufbewahrt. Einige Stufen führen aus der Vorhalle zum Eingang, über welchem einige Ungeheuer, im Charakter zwischen Bären, Drachen und Hund schwe-

bend, freundlich die Zähne fletschen. Vier große Elefantenzähne, in hölzerne Sockel gefaßt, stehen zu beiden Seiten desselben. Durch die Thür gelangt man in einen kleinen Raum und über eine enge Treppe in der rechten Ecke in das obere Stockwerk. Dieses enthält zwei Räume, durch eine Thür aus vergoldetem Silber voneinander getrennt, und hinter dieser liegt das Allerheiligste.

An diesen Tempel stößt der alte Palast der Könige von Randy. Der Eingang zu diesem liegt in einer Verlängerung der Hauptfronte des Tempels, etwa 300 Schritt nördlich von dem thurmartigen Ausbau. In frühern Zeiten erstreckte sich ein mit Wasser gefüllter, 20 Fuß breiter Graben vor dem Tempel und dem Palast; jetzt ist nur noch das Stück zwischen dem achteckigen Thurm und dem Eingang zu letzterm übrig, der Rest mit Erde ausgefüllt. Die hölzerne Galerie, welche Tempel und Palast verband, besteht jetzt nicht mehr; eine einzige große steinerne Halle mit einigen daranstoßenden Gemächern ist alles, was auf dieser Seite übrig blieb. Eine Veranda, auf steinernen Säulen ruhend, erreicht man von der Straße aus auf einer von zwei Treppen, die rechts und links davon den Aufgang bilden. Von diesem Punkt aus, der auf der Achse des Winkels zwischen zwei sich kreuzenden Straßen liegt, pflegte der König bei festlichen Gelegenheiten den Processionen oder Elefantenkämpfen, die hier abgehalten wurden, zuzusehen. Hinter dieser Veranda führen mehrere Stufen in eine geräumige Halle, nächst deren Eingang einige Figuren angebracht sind, gleich den heutigen Singhalesen mit einem



Schurz um die Lenden bekleidet, auf dem Haupte einen wunderlichen Kopfsputz, ähnlich dem, welchem man oft in den Bildwerken Aegyptens begegnet, und in den Händen eine gewisse Art von Fliegenwedeln, die Embleme der Rohalität, und hinter diesen Figuren befinden sich Abbildungen mystischer Vögel, von Hrn. B. als heilige Gänse bezeichnet, in Wirklichkeit aber mehr einem Hahn gleichend, dessen Kopf mit einem absonderlichen Kamm geziert ist.

Dieser Palast ward im J. 1600 von Wimala Dharma erbaut, und der holländische Admiral Spilberg, der Randsy im J. 1602 besuchte, meldet, daß sich der König beim Bau der portugiesischen Gefangenen, die er gemacht, als Werkleute bediente. Die an diese großen Hallen stoßenden Gebäude, wahrscheinlich aus leichterm Material bestehend, wurden in den verschiedenen Kriegen mit den Portugiesen und Holländern, in deren Verlauf Randsy mehrmals genommen ward, zerstört, bis auf ein anderes großes Gebäude, das an die linke hintere oder nordöstliche Ecke des das Allerheiligste des Tempels umgebenden Hofes stößt. Dieses dient jetzt als Gerichtshof, und die reichgeschnitzten Säulen aus dem fast unzerstörbaren Teakholz mit ihren phantastischen Capitälen und dem ebenso verzierten Gebälk des Dachstuhls scheinen aus einer ältern Periode der Hindu-Architektur herzustammen. Dies war die Audienzhalle der Könige, die, bei Nacht mit Wachskerzen glänzend erleuchtet, die Scharen der Höflinge aufnahm, welche kniend zwischen den Säulen an beiden Seiten Platz nahmen, während der König in einem dunkel gehaltenen anstoßenden Zimmer auf



seinem Throne saß, dem diejenigen, welche der Ehre einer Audienz für würdig befunden worden, sich auf Händen und Füßen im Staube kriechend näherten.

Grabmäler der Könige finden sich nicht vor; war der Leichnam des verstorbenen Herrschers verbrannt, so trug ein Mann mit einer schwarzen Maske die Urne, welche die Asche enthielt, an das Ufer der Mahawelliganga, auf welchem er ein Canot bestieg. Auf der tiefsten Stelle angelangt, zertrümmerte er das Gefäß durch einen Schwertstich, streute die Asche in den Strom, und sich selbst in das Wasser stürzend, tauchte er unter, um erst am andern Ufer wieder zu erscheinen und dann im Walde zu verschwinden. Das Canot schwamm den Strom hinab; die Pferde und Elefanten, welche man bei der Procession gebraucht, wurden im Walde in Freiheit gesetzt; die Frauen aber, welche Reis auf den Sarg gestreut hatten, wurden gleichfalls über den Strom gesandt, und es war ihnen verboten, je wieder zurückzukehren.

Der Gesandte ward von Hrn. B. aus seiner Wohnung nach dem Tempel geführt, wo ihn der Häuptling des Tempels, Dehigama, begleitet von drei andern Häuptlingen, Nungawele, Molabandi und Bibile, in ihrer Staatstracht empfing. Die drei erstgenannten waren Greise, der vierte ein wohlbeleibter Mann in mittlern Jahren. Molabandi, ein würdig aussehender Alter, in einfacher weißer Kleidung, war von Geburt der vornehmste der Gesellschaft; Dehigama aber war wegen seines großen Reichthums zum Moobliar der Dalada gewählt worden und trug mit sichtlichem Stolz

eine große Medaille an goldener Kette, ihm von der Königin für seine Loyalität verliehen. Die Kleidung dieser Häuptlinge bestand aus dem allgemein üblichen Serrong oder Tendentuch, hier aus kostbaren dünnen Stoffen mit Gold und Seide durchwebt und in weite Falten zusammengezogen, die vorn eine Oeffnung ließen, durch welche man wahrnehmen konnte, daß die Beine in ziemlich civilisirt aussehenden weißen Musselinhosen staken, am Knöchel eng anschließend und mit Spizen besetzt, die Füße aber waren in der ursprünglichen Nacktheit des Naturzustandes geblieben. Ein breiter Gürtel, die untern Falten des Serrong zusammenhaltend, war mit Gold aufgestickt, eine weiße Weste, über dem Hemde getragen, hatte Knöpfe von Gold oder Edelsteinen, und ein kurzes Fäckchen mit sehr weiten ballonartigen Aermeln, bis zum Ellbogen reichend, wie Damen sie vor 40 oder 50 Jahren in Europa trugen. Die von Dehigama und Nungawele bestanden aus Goldbrocat, der bei erstem blau, bei letztem von rother Seide war; Molabandi trug sich, mit Ausnahme des Gürtels, ganz in Weiß; Bibile aber hatte die feinigen augenscheinlich aus dem Hochzeitskleide einer der Großmütter des gegenwärtigen Geschlechts machen lassen, so wenigstens erschien der schwere orangengelbe Seidenstoff mit den darauf gestickten bunten Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, Affen und anderm Gethier. Auf dem Kopf trug ein jeder ein wunderliches Gebäude, am besten als ein viereckiger Dreimaster zu bezeichnen, denn dasselbe schien aus einem runden Hut mit sehr breiter Krämpe construirt zu sein, die an vier Seiten



aufwärts gebogen vier Ecken bildeten, auf sinnige Weise den vier Himmelsgegenden des Körpers entsprechend: bei den Ohren, der Nase und dem Haarzopf, von denen die alten Herren noch einige Ueberreste, sorgsam mit Haarnadeln zusammengesteckt, zeigten. Der Rand der Krämpe war mit gefältelem Band eingefasst, auf der Spitze des Hutes hatte ein jeder ein Büschlein künstlicher Blumen und Flittergold, und eine riesige mit Spitzen besetzte Halskrause, weit über Schultern und Rücken hinabfallend, vollendete den Staat. Dehigama war etwas corpulent, gutmüthig aussehend, gleich einem „dicken freundlichen Prälaten“; Molabandi und Nungawele bewegten sich in angemessener Weise, nicht ohne einen Anstrich von Würde; Bibile aber glich einem besonders brillanten Orientalen. Er hatte an jedem Theil seines Costüms noch einige Vervollkommnungen vorgenommen, sein Serrong war weiter, seine Halskrause länger und faltenreicher, sein Hut imposanter als der der Uebrigen, dazu hatte er sein fettes Doppelsinn glatt rasirt, seine Ohren in einem riesenhaften Vatermörder verborgen, an jeder der Hände aber trug er ein großes Schmuckstück von der Größe eines Zweithalerstücks, aus Edelsteinen, in Gold gefasst, bestehend und mit einem Bindfaden an dem vierten Finger so befestigt, wie man einen Siegelring trägt. Ein belustigendes Bild dummen Golddünkels und ungebildeter Arroganz.

Diese edeln Tempelvorsteher erwarteten den Gesandten in der Vorhalle, und unter ihrer Leitung begab sich unsere Gesellschaft in das Sanctuarium. Unten im Hofe rasselten



drei Jungen aus Leibeskräften auf einigen Kesselpauken, wozu ein anderer eine an einem Flaschenkürbis befestigte Flöte blies, ähnlich der, welcher sich der Schlangenbeschwörer bedient. Als wir die enge Treppe hinaufgekommen waren und das Sanctuarium erreicht hatten, mischte sich noch eine sanftere Musik in diese rauhe Weise: eine Spieluhr, von Sir E. Barnes vor geraumer Zeit dem Tempel zum Geschenk gemacht, war hinter einem Vorhang aufgestellt und versuchte jetzt mit ihren Glasglöckchen, von denen leider einige zersprungen waren oder fehlten, in langsam gemessenem Takt „Catharine Mavourneen“ abzuflöten.

Die Gesellschaft betrat nun einen kleinen im hintersten Theil der Wihare gelegenen Raum, ohne Fenster voll schwüler Atmosphäre, erfüllt mit dem Geruch vieler Blumen, die als Opfergaben auf einigen Tischen lagen, vermischt mit dem Rauch einer Menge durch Kokosöl genährter Lampen. Ein mitten in diesem Gemach stehender silberner Tisch ist mit einem starken eisernen Gitter umgeben, und hinter diesem sieht man die glockenähnlich geformte Karandua oder den Schrein, welcher die heilige Reliquie, den Zahn Buddha's, enthält. Diese, aus massivem Gold gebildet und mit Ketten und Juwelen behängt, welche von Zeit zu Zeit als Opfergaben dargebracht wurden, enthält eine Anzahl anderer ähnlich geformter Glocken, eine von der andern bedeckt, die letzte aber befindet sich in einer goldenen Lotusblume, deren Blätter sich durch einen Mechanismus öffnen und den in ihrer Mitte ruhenden Zahn zeigen. Eine Anzahl anderer kleiner Nachbildungen der Karandua, in ver-

schiedene Tücher sorgfältig eingehüllt, standen auf demselben Tisch, und die Priester brachten noch verschiedene andere zum Tempeldienst gehörige goldene Gefäße herbei, von denen einige ziemlich kunstreich gearbeitet waren. Die kleinern Nachbildungen der Karandua werden bei Processionen in der Stadt herumgeführt, besonders bei Gelegenheit des großen Festes der Pera-hera am 25. Juli, wo sie, von Elefanten getragen, hervorragende Stellen in der Procession einnehmen.

Die Dalada oder der heilige Zahn selbst ward nicht gezeigt. Diejenigen, die ihn gesehen, sagen, die Abbildung und Beschreibung desselben in Sir Emerson Tennant's Buch seien richtig. Diese stellen ihn als ein vergilbtes Stück Elfenbein dar, ungefähr zwei Zoll lang und etwas weniger als einen Zoll im Durchmesser haltend, seiner Form nach eher dem Zahn eines Krokodils ähnelnd als dem eines Menschen. Die Reliquie, welche man heute hier anbetet, ist ein Fabrikat späterer Zeiten; der Zahn, den man früher als solchen betrachtete, wurde im J. 1500 durch die Portugiesen zerstört. Don Constantin de Braganza hatte denselben erbeutet, und sobald dies bekannt ward, sandte der damalige König von Pegu Botschafter an ihn und bot bedeutende Schätze sowie allerhand wichtige Dienste an, wenn man ihm das Heiligthum überlassen wollte. Die Cavaliere waren nicht abgeneigt, ihre geleerten Börsen auf so leichte Weise wieder zu füllen, allein der Bischof von Goa widersetzte sich diesem Plan und brachte es dahin, daß er den Zahn öffentlich in einem Mörser zerstampfen, die Ueber-



reste verbrennen und die Asche in das Meer werfen konnte.

Der Bischof erntete damals den vollsten Beifall seiner fanatischen Landsleute für diesen Angriff auf den Götzendienst; allein nach Ablauf einiger Jahre war die ganze Verehrung des Zahns wieder im vollsten Gange, der jetzt in drei Exemplaren in Ceylon und in Pegu aufstauchte, in einer Weise, die zeigte, wie stark einerseits der Glaube der Verehrer Buddha's ist, auf der andern beweist, mit welcher Leichtigkeit sich die buddhistischen Priester aus Schwierigkeiten zu helfen wissen. De Conto erzählt uns die Geschichte der Wiederauffindung der Reliquie auf folgende Weise: Dem König von Pegu war von seinem Astrologen angezeigt worden, daß er eine singhalesische Prinzessin heirathen müsse, und zu diesem Zweck sandte er Botschafter nach Ceylon. Der damalige König der westlichen Provinzen, Don Juan Dharma Pala, war unglücklicherweise kinderlos; allein sein Kämmerer, der gleichfalls von königlichem Blute war, wußte seine eigene Tochter als Braut zu substituiren, und es gelang ihm, die Gesandten von Pegu zu überreden, daß es ihm geglückt sei, die heilige Dalada bei Seite zu schaffen, indem er einen nachgemachten Zahn unterschoob, der von den Christen zerstört worden sei. Der Plan gelang; die Braut ward mit hohen Ehren empfangen, und einer der Gesandten brachte die Reliquie nach Arracan. Als der König von Kandy, Wikrama Bahu, von diesem Vorfall Kenntniß erhielt, suchte er dem König von Pegu die Augen über den Betrug zu öffnen, den sein



Better aus Cotta gegen ihn ausgeübt, und bot ihm seine eigene Tochter zur Frau an, der er als Mitgift den wirklichen heiligen Zahn mitgeben wollte; denn sowol der von den Portugiesen zerstörte, wie auch der kürzlich aus Colombo ihm gesandte seien Nachahmungen des echten, der sich in seinen Händen befinde. Der König von Pegu wollte nicht zugeben, daß er der Angeführte sei, und, wie Faria y Souza meldet, „er ließ sein Ohr den Gesandten, doch nicht ihrer Botschaft. Hätte Don Constantin de Braganza den Zahn verkauft, wie ihm angerathen worden, so hätten später nicht zwei existiren können, welche so viele Leute anbeteten.“ Dieser Vorfall, sehr ausführlich erzählt, wird von vielen Zeitgenossen genügend beglaubigt, um annehmen zu können, daß die gegenwärtige Reliquie das Machwerk Wikrama Bahu's ist und aus dem Jahre 1566 datirt.

Wenn bei Gelegenheit der Pera-hera der Zahn dem Volke gezeigt wird, so geschieht dies unter dem Haupteingang des Tempels, wohin die ihn enthaltende Lotosblume unter einer Glasglocke vom Oberpriester getragen wird. Die kleine Nachbildung der Karandua wird, von einem Elefanten getragen, in Procession umhergeführt; enthält aber nur einige Knochen Buddha's, von denen nach seiner Verbrennung 30 Scheffel aus der Asche aufgeslesen und als Reliquien an die verschiedenen Tempel seiner Anhänger vertheilt wurden.

Die Hoffnungen, den Kraal zu sehen, wurden in Randy sehr unverhofft zu Wasser; nach kürzlich von Kornegalle eingetroffenen Nachrichten war eine Heerde von 17 Elefanten

durch die Treiber gebrochen, und obschon man sie von neuem umzingelt hatte, so mußte nothwendig viel Zeit verstreichen, ehe sie wieder in die Nähe des Kraals getrieben werden konnten. Nichtsdestoweniger beschloßen drei Herren der Gesellschaft, der jüngere Graf E., Hr. v. B. und Dr. L., nach Kornegalle zu reiten, um vielleicht die Elefanten im Walde zu sehen. Dies konnte allerdings möglich sein, wenn auch anzunehmen war, daß, nachdem die Thiere schon seit mehreren Wochen beunruhigt worden, dieselben nicht leicht jemand heranlassen würden; jedenfalls aber war es gänzlich unmöglich, dieselben zu schießen, außer im Falle äußerster Nothwehr. Ich überlegte, ob ich mit von der Partie sein sollte oder nicht, und da ich etwas Zeit brauchte, um einige sehr interessante Sachen in Randy zu skizziren, darunter die Porträts der Häuptlinge, die Partie einen mehrtägigen anstrengenden Ritt in der Sonnenhitze, ohne Aequivalent von Jagdabenteuern, versprach, so beschloß ich, in Randy zurückzubleiben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der angenehme Aufenthaltsort und die gastfreundliche Aufnahme einen gewissen Einfluß auf diesen Entschluß ausübten, allein eine wesentliche Veränderung meiner Ideen über Elefantenjagden war durch eine nähere Bekanntschaft mit diesen Thieren vorangegangen, die ich mehrmals bei der Arbeit beobachtet hatte. Ihre Beschäftigung bestand entweder im Aufstürmen von Zimmerholz, oder sie hatten beim Bau von Straßen große Steine beiseite zu schaffen und für die Arbeiter zurecht zu legen. Hier zeigt sich nun die Intelligenz und das Denk-



vermögen dieser Thiere auf eine ganz andere Weise, als wenn sie in der Thierbude mit dem Hammer klopfen, Flaschen entstöpseln und austrinken oder Silbergröschchen vom Boden aufheben. Jeder Stamm, jeder Stein ist in Form und Größe von dem andern verschieden und erfordert eine gewisse Anwendung von Urtheilskraft, um von einem gegebenen Ort nach dem andern auf die beste und schnellste Weise gebracht zu werden. Es ist dann ein wahres Vergnügen, wie die klugen Thiere den Stamm oder Stein erst von der einen, dann von der andern Seite betrachten, um zu entdecken, wo derselbe am besten anzufassen sei, ihn dann mit dem Rüssel fassen, oder ihre langen Zähne, wenn sie dergleichen haben, darunter schieben, bis sie ihn gepackt; dann denselben anscheinend ohne Anstrengung an den Bestimmungsort tragen und dort genau auf der bezeichneten Stelle niederlegen. Oder wenn sie beim Aufführen von Mauerwerken aus großen Steinblöcken helfen, mit dem Rüssel den Stein befühlen, wie er liegt, dann Knie oder Stirn daranstemmen, um ihn zur Seite zu schieben, und manchmal den Rüssel dabei unterlegen, theils um als Polster zu dienen, theils um durch Ziehen mit demselben die Richtung zu dirigiren. Zieht man in Betracht, daß diese Thiere eben nur durch die Stimme und die Zeichen ihrer Mahouts oder Wärter dirigirt und nie gezwungen oder gestraft werden können, sondern alles das verrichten, weil es ihnen vielleicht ein angenehmer Zeitvertreib scheint, — denn wer wollte sie an der Flucht verhindern? — so macht schließlich der Elefant den Eindruck eines Hausthieres



und Gefährten des Menschen, den zu schießen ähnlich einer Jagd auf wilde Pferde sein würde; obschon größer und stärker als jenes, ist der Elefant dennoch eher schüchtern als gefährlich, greift den Jäger, selbst wenn von ihm verwundet, nur selten an und gewährt, wenn getödtet, nicht den geringsten Nutzen. Weder Haut, noch Fleisch, noch Knochen können zu irgendetwas verwandt werden, außer wenn sich einmal ein Jäger der Seltenheit der Sache wegen ein Stück Rüssel oder etwas von dem Fuß bratet. Die Eingeborenen essen kein Fleisch, und so verfault das arme Thier, die ganze Umgegend verpestend, sodaß, wenn es zufällig in der Nähe eines Dorfes getödtet worden, man noch die Mühe hat, es begraben zu lassen. Zähne haben in Ceylon selbst die männlichen Elefanten nur selten, sodaß selbst kein Gewinn von Elfenbein aus solch einem Mord erwüchse; denn die sogenannten „Tushs“ sind von 6 — 10 Zoll lang und von 1—1½ Zoll breit und geben kein gutes Elfenbein. Hört man nun überdies noch fortwährend von Personen, die 100, 200, 600 oder sogar über 1000 Elefanten mit eigener Hand getödtet haben, so schwindet der Respect, den man vor solchem anscheinend sehr gefährlichen Unternehmen hat. Wahrscheinlich ist es hierbei wie bei allen andern Sachen: *Ce n'est que le premier pas qui coûte*. Hat man sich erst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ein so großes, gewaltiges Thier durch einen einzigen Schuß getödtet werden kann, so verschwindet auch wol das Bockstieber, das ein Anfänger vielleicht empfindet. Hr. B.pt, der Regierungsbeamte, selbst ein eifriger Elefanten-

jäger, der sich bereits im dritten Hundert befindet, versichert, daß für einen einzelnen entschlossenen und vor allen Dingen ruhigen, mit Ueberlegung handelnden Schützen nicht die geringste Gefahr vorhanden sei, und daß manchmal vorkommende Ungelegenheiten meist durch unerfahrene Neulinge herbeigeführt werden, die durch ihre Hast sich selbst oder ihren Begleitern Verlegenheiten bereiten. Hr. W. pt meinte, es sei stets rathamer, allein auf die Jagd zu gehen, denn wenn mehrere Jäger die Elefanten von verschiedenen Seiten drängten, käme es wol manchmal vor, daß in ihrer Hast, zu entkommen, sie einen Jäger über den Haufen liefen oder, indem sie in ihrer wilden Flucht Gebüsch und junge Bäume niederrennen, ein stürzender Baumstamm Schaden anrichtete. Die Schnelligkeit, mit der diese Thiere dann laufen, sodaß sie einen Mann zu Pferd oder zu Fuß leicht überholen, und die Leichtigkeit, mit der sie selbst steile Abhänge hinauffklettern, ist ganz unglaublich. In der Nähe von Randy sah ich zwei Elefanten nach beendigter Arbeit im Fluß baden und gleich darauf die hohen steilen lehmigen Ufer, die ein Pferd unter gewöhnlichen Umständen gezögert haben würde, hinaufzugehen, mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit ersteigen. Sobald sie das Terrain etwas mit dem Rüssel berührt und sich von der Festigkeit desselben überzeugt hatten, kletterten sie daran hinauf wie geübte Turner, ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Sir Emerson Tennant erwähnt in seinem vortrefflichen Buche, daß er auf der letzten Spitze von Adam's Peak, der schon für Menschen schwierig genug zu ersteigen ist, die



frische Spur eines Elefanten gefunden. Der vortreffliche in diesem Buch enthaltene Aufsatz über Elefanten behandelt die Naturgeschichte derselben aufs umfassendste.

Eine zweite Gesellschaft, bestehend aus dem Gesandten, Hrn. B., dem Maler, und Hrn. v. K., dem Geologen, hatte beschlossen, die Berge von Nuera-Ellia zu besuchen, und dieser Ausflug würde mehr Anziehungskraft für mich gehabt haben, hätte nicht die Besteigung von Adam's Peak gelehrt, was eine Bergpartie während der Regenzeit zu bedeuten hat, wo die schöne, großartige Landschaft in dichte Nebelwolken gehüllt ist. Auch viele große Kaffeepflanzungen lagen in jener Richtung, die ich gern gesehen hätte, doch konnte ich später in der Umgegend von Randy sowie auf der Straße nach Gampola und in der Nähe des Kaduganawapasses mir noch genug Auskunft über diesen Punkt verschaffen.

Die Kaffeecultur, jetzt bereits eine erhebliche Quelle des Wohlstands der Colonie, ist erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit in großartigem Maßstabe betrieben worden; in der That begann Sir E. Barnes erst im J. 1825 die erste Plantage im Hochlande, und es dauerte noch geraume Zeit, bis sich die Zahl derselben vermehrte. Die Holländer führten im J. 1690 die Kaffeepflanze in Batavia ein, und begannen ungefähr um dieselbe Zeit die Cultur derselben in Ceylon; doch waren sie durch die Verhältnisse gezwungen, sich auf die Districte in der Nähe von Negombo, Colombo und Galle zu beschränken, welche sich nicht gut dazu eigneten. Da überdies die Eingeborenen den Anbau dieses



neuen Products nicht sehr begünstigten, so fand man, daß eine Concurrenz mit Java, wo der Versuch außerordentlich glücklich ausgeschlagen, nicht möglich war, und stand vom J. 1739 an von allen großartigen Versuchen ab. Einige Singhalesen hatten eine kleine Anzahl Sträucher um ihre Hütten gepflanzt, und brauchten entweder die Blätter als Zusatz zu ihren Curries, oder verkauften auch die Bohnen in kleinen Quantitäten an die Mauren, welche sie damals, wie noch jetzt, im Kleinhandel gegen die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse vertauschten. Als die Engländer im J. 1815 Randy besetzten, fanden sie große mit Kaffee bepflanzen Gärten an den Ufern der Mahawelliganga und in der Nähe des königlichen Palastes von Hanganan-Ketti. Sir E. Barnes, der während seiner Verwaltung den Grundstein zum spätern Wohlstand der Colonie legte, richtete bald seine Aufmerksamkeit auch auf diesen Gegenstand, und ward selbst der erste Pflanze der Insel durch Begründung einer Kaffeepflanzung auf seinem Landgut Gangarooma in der Nähe von Peradenia. Sehr begünstigt ward er in seinen Bestrebungen durch die im J. 1825 in England auf die Hälfte herabgesetzten Einfuhrtaxen für Kaffee und den dadurch vermehrten Gebrauch desselben, nicht nur in England, sondern durch ganz Europa, wo der Genuß von Kaffee bald ein tägliches Bedürfniß selbst der ärmsten Klassen ward. Dazu kamen die Schwierigkeiten, in welche sich die Pflanze von Jamaica, Dominica und Guiana durch die plötzliche Emancipation ihrer Sklaven versetzt sahen, und die Producte jener Colonien jetzt zu einer Zeit

abnahmen, wo ihnen ein immer gefährlicherer Rival am europäischen Markt entstand.

Das Beispiel des Gouverneurs fand bald Nachahmung, und als hauptsächlich auf Veranlassung Sir E. Barnes' die Regierung Englands im J. 1835 die Zölle für ostindischen Kaffee den für den westindischen geltenden gleichstellte, empfing dieser Erwerbszweig einen neuen Impuls. Schon im nächsten Jahre wurden 4000 Acker Wald gelichtet und bepflanzt, und bald erstiegen die zu solchen Zwecken angekauften Staatsländereien den Betrag von 40000 Ackern im Jahr. Die Hügel in der Umgebung von Randy, die großen Thäler von Doombera, Ambogamma, Kotmalie und Pusilawa wurden bald mit Kaffeepflanzungen bedeckt, und selbst die Umgegend von Nuera-Ellia, Badulla, Dovah bis hinab nach Ratnapoora wurde zu gleichen Zwecken explorirt. Alle Welt speculirte in Kaffeeland; viele verließen ihre Geschäfte in Galle und Colombo, um durch das Land zu ziehen, nach vortheilhaften Ländereien zu suchen und inmitten der Dschungel oder des Urwaldes ein Pionnierleben zu führen. Kapitalisten erschienen aus Europa, um Gelder in diesen so große Vortheile versprechenden Unternehmen anzulegen. Die Mehrzahl der Regierungsbeamten speculirte in Kaffeeland oder legte selbst Plantagen an, worin sie von oben herab sehr aufgemuntert wurden, da man daraus einen blühenden Wohlstand der Colonie emporsprießen sah, und es wird versichert, daß während der Jahre 1840—45 die Summe von 5 Millionen Pf. St. auf diese Weise in Ceylon angelegt worden sei.



Wie aber alle derartigen Unternehmungen früher oder später Ueberspeculationen und diese eine Krisis herbeiführen, so blieb dies auch hier nicht aus. Die finanziellen Umwälzungen, welche England im J. 1845 erlitt, übten auch auf Ceylon einen Rückschlag aus. Gelder trafen spärlicher ein, die Preise fielen, der Credit gerieth ins Stocken, und um das Unglück vollkommen zu machen, beraubte eine neue Veränderung der Kaffeezölle in England die einheimischen Colonien des Schutzes gegen ihre Rivalen in Java und Brasilien. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand; manche der Personen, welche beschlossen hatten, Kapitalien in Kaffeepflanzungen anzulegen, fanden es vortheilhafter, ihre Gelder gegen hohe Procente auszuleihen und erste Hypotheken auf Kaffeepflanzungen zu nehmen. Als die große Krisis hereinbrach, fing ihnen an bange zu werden; sie drängten auf Zahlung und beschleunigten einen Sturz, der sonst vielleicht wenig unheilbringend geworden wäre. Andere hatten vielleicht von Anbeginn nur darauf gedacht, sich in Besitz einer guten Plantage zu setzen, ohne sich die Mühe zu machen, sie selbst anzulegen, und benutzten jetzt die Gelegenheit, dieselbe in ihre Hände zu bringen; denn es gibt auch Haifische auf dem festen Lande. Die Furcht stieg dadurch auf den höchsten Grad, alles Vertrauen verschwand, viele glaubten sich in einer viel schlimmern Lage, als sie wirklich waren, schlugen ihr Besitzthum mit großem Verlust los, und so entstand ein Zustand, welcher der unter so günstigen Auspicien begonnenen Unternehmung gänzliches Verderben drohte.



Die Zeit verwischte allmählich die Folgen dieser Krisis, Vorsicht und auf Erfahrung gegründete ruhige planmäßige Arbeit trat an die Stelle extravaganter Speculation, und die Kaffeecultur befindet sich heute in einem befriedigenden Zustande, den einen ein gutes genügendes Einkommen sichernd, für manche sogar den Weg zum Reichthum bildend. Es sind jedoch noch mancherlei Schwierigkeiten übrig, mit denen der Pflanzler zu kämpfen hat. Ohne ein ziemlich beträchtliches Kapital ist es nicht rätlich, eine Pflanzung zu beginnen. Hat dieselbe zu geringen Umfang, so macht sich die Arbeit weniger gut bezahlt; will man mit wenig Kapital eine große Pflanzung anlegen, so läuft man Gefahr, entweder im entscheidenden Augenblick sich von Mitteln entblößt zu finden, oder sich genöthigt zu sehen, dieselben mit großen Opfern zu erkaufen und schließlich das bereits erworbene Besitzthum zu verlieren. Die Wahl des Terrains ist gleichfalls schwierig, und obschon gewisse Anzeichen darauf hindeuten, ob sich der Boden zur Kaffeecultur eignet oder nicht, so kann ein entscheidendes Urtheil erst gebildet werden, wenn die Bäume anfangen zu tragen, das Kapital also schon im Boden steckt. Ein mislicher Umstand wird es ferner stets für den Pflanzler bleiben, seine Arbeit von dem Eintreffen der Emigranten von der Küste von Malabar abhängig zu sehen; denn die eingeborenen Singhalesen lassen sich höchstens dazu bewegen, den Urwald auszueroden, wollen aber nicht beim Betrieb der Plantage als Tagelöhner dienen. Außerdem drohen der Pflanzung noch manche Gefahren. Heftige Winde entwurzeln oder beschädi-

gen manchmal die Pflanzen, oder schütteln die noch nicht gänzlich reifen Beeren ab; Eichhörnchen, Affen, wilde Katzen zerstören die Frucht; Raupen und Insecten, besonders aber wird die Larve eines Insects, der Kaffeekäfer (*Lecanium Coffee*) genannt, den Blättern sehr schädlich, oder Golumdaratten überziehen in ganzen Schwärmen oft die Pflanzungen, wo sie dann die Knospen und Blüten abnagen. Große Trockenheit bringt gleichfalls manchmal der Ernte Verderben; denn obschon die Kaffeepflanze stets und zu allen Zeiten bereit ist, Blüten und Früchte anzusetzen, so kann doch ungewöhnliche Trockenheit die Ausbildung derselben zu lange verzögern, und entwickelt endlich spät eingetretener Regen dieselben, so werden die Beeren meist klein, weniger zahlreich und die Ernte eine spärliche. Ebenso ist es schwierig und oft kostspielig, den nöthigen Dünger, den die Kaffeepflanze in reichlichem Maße braucht, zu erlangen. Manche Pflanzler halten nur zu diesem Zweck beträchtliche Viehherden, von denen sie außer diesem nur geringen Nutzen haben. Andere kaufen zu theuern Preisen Guano, oder bedienen sich der ebenfalls nicht billigen Kuchen, aus denen das Kokosöl gepreßt worden ist. Gewisse Sorten von Unkraut drohen den Pflanzungen gleichfalls oft Verderben, so daß viele Sorgfalt und kostspielige Arbeit nöthig ist, um dieselben rein zu halten.

Sind alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, und ist die Ernte glücklich eingebracht, so bietet die kostspielige, schwierige Transportation dem Pflanzler noch ein letztes erhebliches Hinderniß. Man beschäftigt sich damit,



diesem Uebel durch den Bau einer Eisenbahn abzuhelpfen. Eine Compagnie ward zu diesem Zweck gebildet, Vermessungen und Abschätzungen vorgenommen, auch ein Stück Bahn gebaut; seitdem scheinen jedoch Befürchtungen wach geworden zu sein, daß die Anschlagssumme von 2 Millionen Pf. St. nicht genügen würde, die Bahn zu vollenden; eine größere Summe in der Colonie aufzutreiben, scheint nicht für möglich erachtet zu werden, und die Aussichten auf die Einträglichkeit des Unternehmens nicht glänzend genug, um fremdes Kapital herbeizulocken. So ward das Eisenbahnproject zum Gegenstand eines Streits zwischen dem Gouverneur und dem Rath der Colonie und bleibt, wie manches andere, eine schwebende Frage.

Bei Anlage von Plantagen wird besonders darauf gesehen, daß das Land den kältern und heftigern nördlichen und nordöstlichen Winden nicht zu sehr ausgesetzt sei; man wählt vorzugsweise die etwas steilen Seiten der Hügel, die gewöhnlich etwas mehr Feuchtigkeit enthalten, sieht aber dabei auch darauf, daß Felsen und große Steinbrocken nicht gänzlich mangeln, um die Erde nicht durch heftige Regengüsse fortzuschwemmen zu lassen. Kalkartige Substanzen, im Boden vorkommend, sollen die Formirung vieler großen und guten Beeren begünstigen; stets aber sieht man darauf, daß ein dichter, hochstämmiger Wald die Stelle vorher bedeckt hat, dies theils als Zeichen eines guten Bodens betrachtend, theils um der aus den verbrannten Stämmen gewonnenen Asche willen, die wenigstens für den Anfang ein gutes Düngmittel abgibt. Ist es möglich, ein fließendes



Wasser auf den höchsten Punkt der Pflanzung zu leiten, so gewährt dies den größten Vortheil, theils der Bewässerung wegen, theils um die Beeren zu transportiren. Längs den Hügeln und nach unten führend sind Blechröhren von 4—6 Zoll Durchmesser gelegt; in diese wird ein mäßiger Lauf Wasser geleitet und die Beeren in kleinen Quantitäten geworfen, wo sie dann weiter rollen und unten in einem Behälter aufgefangen werden. Später werden sie getrocknet und von der äußern Hülle befreit, die feine innere jedoch beim Transport darauf gelassen, und erst am Bestimmungsort angelangt, wird dieselbe vor der Einschiffung entfernt.

Glaubwürdige Personen nehmen die Summe von 6000 Pf. St. als genügend an, eine Pflanzung von etwa 1500 Aekern zu begründen und in Stand zu halten. Besitzt der Eigenthümer die gehörige Umsicht und Erfahrung und leitet seine Angelegenheiten selbst, so kann er, wie man mehrfach angab, unter gewöhnlichen Umständen darauf rechnen, etwa 25 Procent von seinem Kapital zu erlangen; allein es gibt auch andere, die durch Auslage eines bedeutenden Kapitals, Aufstellung guter Maschinen und Einführung eines künstlichen Bewässerungssystems sich fast stets einer ergiebigen Ernte und noch größerer Interessen versichert haben.

## VIII.

### Geschichtliche Rückblicke. Nach Singapore.

Popez Soarez de Albergaria in Colombo 1517. Erster Krieg mit den Kandhern 1520. Wimola Dharma. Tod des Don Juan Dharma-pola 1597. Jaffna erobert 1617. Die Holländer in Batticaloa 1602. Die Dänen in Cottiar 1620. Die Holländer erobern Colombo 1656. Erobern Kandy 1766. Die Holländer übergeben die Insel an die Engländer 1796. Aufstand der Eingeborenen 1797. Desgleichen 1803. Einnahme von Kandy 1815. Letzter Revolutionsversuch 1817. Abschied von Ceylon. Der Dampfer „Ganges“. Pulo Penang. Die Straßen von Malakka. Arcona und Thetis. Der Raja von Johore. Chinesische Theater.

Sr. Majestät Dampscorvette „Arcona“,  
16. Aug. 1860.

Der Inhalt der Briefe über Ceylon behandelt meist tägliche Erlebnisse oder solche Gegenstände, wie sie dem Reisenden an der Wegseite in die Augen fallen; ich kann mir nicht versagen, einige weitere Bemerkungen über eine Colonie zu machen, die als seltenes Beispiel dasteht, nicht nur alle Verwaltungs- und Erhaltungskosten ohne Hülfe vom Mutterland bestreitet, sondern alljährlich einen Ueber-

schuß in den öffentlichen Schatz niederlegt, der zu gemeinnützigen Zwecken verwandt wird. Ebenso bietet Ceylon ein merkwürdiges Beispiel, wie weit eine mit Umsicht, Energie und Discretion ausgeübte Vormundschaft einer christlichen Nation die Vorurtheile der Eingeborenen besiegen kann. Um diesen Fall vollständig zu erklären und zu belegen, scheint es nöthig, zu jener Periode zurückzuführen, wo die ersten Europäer, die Portugiesen, in Ceylon erschienen; denn manches jetzt bestehende Gute hat seinen Ursprung aus jener Epoche, während manche noch heute bestehende Uebelstände in Misgriffen ihren Ursprung haben, die zu jener Zeit gemacht wurden.

Vasco de Gama besuchte Calcut (in der Präsidentschaft Madras) zum ersten mal im J. 1498, und Lorenzo de Almeyda kam 1505 nach Galle; doch erst im J. 1517 dachte Lopez Soarez, der dritte Vizekönig von Indien, daran, einen Handelsposten in Colombo zu gründen. Um jene Zeit waren alle Seehäfen im Besitz der Mauren, der nördliche Theil der Insel befand sich in den Händen der Malabaren, deren Hauptstadt Jassnapatam war; das Innere aber, oder das sogenannte Wanny, zerfiel in eine Anzahl von Clans, jeder von einem Wanniya oder Häuptling beherrscht, der sich zwar selbst einen Vasallen nannte, allein in der That ein ziemlich unabhängiges Regiment führte. Die Herrschaft der Portugiesen in Indien breitete sich durch die Eroberung von Ormuz, die Befestigung von Goa, vieler Plätze in Malabar und die Besitzergreifung der Gewürzländer von Malakka so aus, daß der Besitz Ceylons, in der Mitte



dieser verschiedenen Punkte gelegen, von großer Wichtigkeit für sie ward. Lopez Soares de Albergaria erschien im J. 1517 mit einer Flotte von 17 Fahrzeugen, die 700 Soldaten an Bord hatten, vor Colombo und bewog nach einiger Zeit den singhalesischen König, sich als einen Vasallen der Krone Portugal anzuerkennen.

Bei seiner Abreise ließ er Juan de Silveira als Gouverneur der neuen Colonie zurück. Es scheint, daß die Portugiesen nicht verstanden, die Sympathien der Eingeborenen zu gewinnen, denn schon im J. 1520 brach ein Krieg aus, der so lange währte, als die Portugiesen Besitz von den Küstenländern hatten, und der allmählich alle Einkünfte der indischen Besitzungen sowie einen großen Theil der Kräfte des Mutterlandes aufzehrte. Es waren besonders die Bewohner des Districts von Kandy und der umliegenden Hügel, welche zuerst einen organisirten Widerstand gegen die Fremden leisteten; denn gleich den meisten Bergvölkern hatten sie den kräftigen unabhängigen Geist ihrer Vorfäter bewahrt und bereiteten sich jetzt vor, die Eindringlinge, deren Anmaßung, mit Hinterlist gepaart, ihnen täglich unerträglicher erschien, zurückzuschlagen. Ihr erster Führer in diesem Kampfe war Maaya Durnai, der jüngste Sohn von Wijaya Bahu VII., ein Enkel jenes Fürsten, der den Portugiesen erlaubt hatte, sich in Colombo niederzulassen. Empört über die demüthigende Politik seines Vaters, der ihn und seinen Bruder von der Thronfolge ausschließen wollte zu Gunsten seiner Kinder aus zweiter Ehe, ließ er den König ermorden und setzte den Thronerben

Bhuvaneka Bahu VII. an die Spitze der Regierung, für sich selbst die Herrschaft über die Provinz Sita-wacca vorbehalten. Der neue Fürst entfremdete sich gleichfalls sehr bald die Sympathien seiner Landsleute, ein neuer Aufstand brach aus, während dessen der König zufällig von einem Portugiesen erschossen ward. Maaya Dunnai setzte seinen Widerstand bis zum Tode fort; sein jüngster Sohn erbt seines Vaters Haß gegen die Fremden nebst aller Energie, sodaß er dessen Ruhm fast verdunkelte und den Namen „Raja Singha“ oder „Löwenkönig“ erwarb. Im J. 1586 trieb er die Portugiesen in das Fort von Colombo zurück und hielt sie daselbst bis zum Eintritt des nächsten Jahres eingeschlossen. Diese rächten sich, indem sie Schiffe entlang der Südküste schickten und dort mit der größten Grausamkeit die Ortschaften plünderten, verheerten und die Einwohner quälten oder tödteten.

Die Ankunft zahlreicher Verstärkungen und ein zweiter, noch verheerenderer Raubzug bewogen Raja Singha, die Belagerung aufzugeben und sich ins Innere zurückzuziehen; er überlebte diesen Schlag nur einige Jahre und starb im J. 1592 in Sita-wacca hochbejahrt.

Die Portugiesen, um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu theilen, entsandten einen christlichen Eingeborenen von königlichem Blut, der in der Taufe den Namen Don Juan angenommen, mit Truppen gegen Kandy, um dort die Tochter des von Raja Singha vertriebenen Königs, Donna Catarina, auf den Thron zu setzen; da aber die Hand dieser Fürstin nicht ihm, sondern einem andern Eingeborenen,

Don Philipp, zugesagt worden, so ließ er seinen Nebenbuhler vergiften, erklärte den Portugiesen den Krieg und bestieg den Thron unter dem Namen Wimala Dharma, den er bis zu seinem Tode, zwölf Jahre später, behauptete. In dem nun folgenden Kriege gelang es manchmal den Portugiesen, bis Kandy, Dovah und Saffragam vorzudringen, Ortschaften zu verheeren, das Eigenthum der Bewohner zu beschädigen oder zu rauben, während diese selbst in Sklaverei weggeführt wurden; allein diese Erfolge waren nie von langer Dauer. In der Mitte dieser Wirren starb der letzte legitime König von Ceylon, Don Juan Dharmapala, in Colombo im Mai 1597, und vermachte seine Krone an Philipp II. von Spanien, der so rechtmäßiger Souverän des ganzen Landes wurde, mit Ausnahme von Jaffna, dessen Könige man noch nominell anerkannte, und von Kandy, das dem Namen nach Donna Catarina zugehörte. Ein großer Theil der eingeborenen Häupter leistete jetzt den Vasalleneid, allein die Kandyer, beschützt von ihren Gebirgspässen, hielten muthig aus und brachen von Zeit zu Zeit verheerend in die Niederungen. Die Portugiesen, um ihre Besitzungen zu schützen, waren genöthigt, zwei besetzte Lager zu etabliren, das eine in Manicavare, in den vier Corles, das andere in Saffragam und Dovah. Diese sowie die Forts an der Küste waren mit 20000 Mann garnisonirt, von denen ungefähr 1000 Europäer waren.

Der Handel war um jene Zeit strenges Monopol, selbst den Eingeborenen war er versagt. Die Exportartikel waren



Zimmt, Pfeffer, Moschus, Cardamom, Sapanholz, Arecanüsse, Ebenholz, Elefanten, Elfenbein, Edelsteine und Perlen, sowie etwas Taback, Seide und Baumwolle; Schiffe aus Persien, Arabien, dem Rothen Meer, China, Bengalen und Europa kamen nach Colombo, um diese kostbaren Waaren nach allen Weltgegenden zu führen, und wie uns Ribeyro meldet, ward jedes Jahr aller nicht verkaufte Zimmt verbrannt, einestheils, um den Preis der Waare hoch zu halten, andertheils, damit die Chalias, deren Kaste das Auffuchen dieses Gewürzes zu betreiben hatte, nicht in ihrem Eifer nachlassen möchten. Die Abgaben wurden in Materialien bezahlt, und da fast aller Verkehr in Tauschhandel bestand, so war mit Ausnahme der Seehäfen der Gebrauch von Geld fast gänzlich unbekannt. Colombo war der Sitz der Regierung und des Haupthandels, steinerne Befestigungen ersetzten die frühern Palissaden und Erdwerke, und über 200 Kanonen vertheidigten dieselben. Kirchen, Klöster und Hospitäler errichtete man innerhalb der Mauern, und als die Holländer im J. 1656 die Stadt einnahmen, fanden sie in derselben 900 adeliche Familien, nebst 1500 Familien, deren Mitglieder in den Gerichtshöfen angestellt waren oder Handel trieben. Galle schien den Portugiesen ein natürlich guter und starker Hafen und ward von ihnen benutzt, wie sie es vorgefunden; Caltura und Negombodienten als Hauptstationen für das Sammeln des Zimmts, Batticaloa und Trincomali aber an der Ostküste wurden erst kurz vor Ende ihrer Herrschaft von den Portugiesen besetzt und befestigt.

Im 3. 1617 stieß man den letzten König der Malabar-  
 dynastie vom Thron und ergriff Besitz von Zaffna. Die  
 Veranlassung dazu war die Hinrichtung von 600 Christen,  
 befehrt durch Missionare unter der Leitung Franciscus  
 Xaverius'. Die beiden Söhne des Königs befanden sich  
 unter den Befehrten, von denen der älteste hingerichtet  
 ward, während der jüngste nach Goa floh. Johann III.  
 befahl dem Vicekönig von Indien, eine „langsame, sichere,  
 aber schreckliche Rache“ auszuüben. Don Constantin de  
 Braganza führte die Expedition, der Bischof von Cochin  
 begleitete ihn, errichtete einen Altar vor der belagerten  
 Stadt, und versprach allen denen, welche im Kampfe ster-  
 ben wollten, Ablass. Der Sieg ward errungen, doch theuer  
 erkauft; unter der Beute befand sich die Dalada oder der  
 heilige Zahn Buddha's, in Gold gefaßt, der in einem der  
 Tempel aufbewahrt ward. Wie bereits erwähnt, wollte  
 der König von Pegu die Reliquie um hohes Lösegeld zu-  
 rückkaufen; die Hidalgos, in deren Börsen tiefe Ebbe ein-  
 getreten, suchten den Vicekönig zu bestimmen, das Anerbie-  
 ten anzunehmen; allein der Erzbischof Don Gaspar trug  
 den Sieg über sie davon, zerstörte die heidnische Reliquie,  
 und obschon alle seinen frommen Eifer lobten, hatte der  
 edle Prälat dennoch bald darauf den Kummer, statt des  
 einen Zahnes in verschiedenen Plätzen zwei andere verehrt  
 zu sehen.

Dieser Sieg war einer der letzten Vortheile, den die  
 Portugiesen in Ceylon errangen. Ungefähr zur selben Zeit,  
 wo Philipp II. das Königreich Portugal seinen Kronländern

einverleibte, erklärten die Vereinigten Niederlande ihre Unabhängigkeit, und 1595 führte Cornelius Houtmann die erste Flotte freier Kaufleute um das Cap der guten Hoffnung, der bald andere folgten. Java, die Molukken und China wurden besucht, und am 30. Mai 1602 ankerte der holländische Admiral Spilberg mit der Fregatte La Brebis in Batticaloa. Wimala Dharma, Donna Catarina's Gatte, war damals König von Kandy, und der Häuptling oder König von Batticaloa, der Sache der Eingeborenen zugehan, gestattete dem Holländer, die Accreditive des Prinzen von Oranien dem König in Kandy zu übertragen, nachdem man sich vorher überzeugt, daß die Fremden nicht verkleidete Portugiesen seien, mit denen man damals noch im Kriege war.

Der König empfing den Admiral mit einer Ehrenwache von 1000 Mann, ausgerüstet mit Waffen und Standarten der Portugiesen, in der Schlacht erbeutet, und gefangene Portugiesen befanden sich unter ihnen, denen man die Ohren abgeschnitten, zum Zeichen, daß sie in den Dienst des Königs getreten. Spilberg ließ von seinem Standarten-träger neben der Flagge der vereinigten Provinzen die portugiesische Flagge mit umgekehrtem Wappen zu des Königs Füßen legen und bot ihm im Namen seines Landes ein Freundschaftsbündniß an, das sogleich mit Freuden angenommen wurde. Der Admiral kehrte reich beschenkt nach Batticaloa zurück und ließ seinen Secretär und zwei Musiker beim König.

Im J. 1603 verließ Sibalt de Weert mit drei Schiffen



Batticaloa, um als Allirter Wimala Dharma's gegen die Portugiesen zu kreuzen; es entspannen sich jedoch Zwistigkeiten, und bei einer Gelegenheit, wo der holländische Offizier in der Trunkenheit beleidigende Aeußerungen gegen die Königin austieß, ward er mit seiner Bootsmannschaft getödtet. Die niederländische Regierung nahm keine Notiz von diesem Vorfall, sondern suchte ihren Einfluß in Ceylon nach besten Kräften zu vermehren und sandte gegen das Jahr 1617 Marcellus de Boshouwer als Gesandten mit ausgedehnten Vollmachten nach Kandy. Dieser schloß neue Verträge ab und blieb in der doppelten Eigenschaft als Ministerresident und Rathgeber des Königs zurück. Der Krieg mit den Portugiesen aber nahm oft eine so unglückliche Wendung, daß diese mehr als einmal bis wenige Stunden vor Kandy vordrangen. Die Holländer besetzten später Cottiar, das jedoch sehr bald von den Portugiesen zerstört ward. Die Dänen sandten auf Zureden Boshouwer's fünf Schiffe nach Ceylon, um Theil am Krieg gegen die Portugiesen zu nehmen; als sie aber 1620 in Cottiar anlangten, war Boshouwer gestorben, der König war nicht günstig für die neuen Ankömmlinge gestimmt, und sie kehrten unverrichteter Sache heim. 1622 besetzten die Holländer Trincomali, 1627 Batticaloa, und ihr Einfluß begann wieder zu steigen. Der Gouverneur von Colombo, Don Constantin de Saa y Novonna, davon beunruhigt, beschloß, einen großen Schlag gegen die Feinde seines Landes auszuführen, und marschirte im August 1630 mit 1500 Europäern, ebenso vielen Halbblut-Soldaten und

8 — 10000 eingeborenen Verbündeten in der Richtung von Badulla gegen Kandy. In den Gebirgspässen gingen plötzlich die Eingeborenen zu den Kandyern über; der größte Theil der Portugiesen ward niedergehauen und Colombo selbst nur durch das rechtzeitige Eintreffen von Verstärkungen aus Goa vom Untergang gerettet.

König Senerat starb 1632, und sein Sohn Raja Singha II. gelangte an die Regierung, unter dem die Portugiesen aus Ceylon vertrieben wurden, etwa 150 Jahre nach ihrer Ankunft. Im Mai 1638 traf Admiral Westervold mit einer Flotte und Hülfsstruppen von Batavia ein; ein neuer Krieg begann und währte mit wechselndem Glück 20 Jahre, bis im October 1655 der Generaldirector Gerard Hulst ankam und am 12. Mai 1656 Colombo zur Capitulation brachte.

Die Politik der Holländer, jetzt der einzigen Europäer auf Ceylon, war wesentlich verschieden von der der Portugiesen. Während diese mit fanatischer Bekehrungswuth die Lehre der Kirche Roms predigten und auf chevalereske Weise jede thatfächliche oder eingebildete Beleidigung auf der Stelle zu rächen suchten, war der Hauptzweck jener hauptsächlich, ihren Handel auszudehnen und alles zu vermeiden, was diesen beeinträchtigen konnte. Diese unwürdige Fügsamkeit zog ihnen die Verachtung des übermüthigen tyrannischen Raja Singha II. zu, der alles that, um die ihm verhassten Fremden zu demüthigen, welche zu vertreiben es ihm an Macht fehlte. Im J. 1679 befanden sich in Kandy nicht weniger als 50 gefangene Holländer, darunter



fünf Gesandte nebst vielen Franzosen und Engländern. Die Holländer trugen jedoch Sorge, die Hauptplätze an der Küste wenigstens gegen einen Handstreich zu schützen, und Matura, Galle, Caltura, Colombo, Negombo, Chilaw und Jassna wurden stark befestigt; der Handel blühte auf seltene Weise, denn Ceylon war damals noch der einzige Ort, welcher die Welt mit Zimmt und manchen andern kostbaren Gewürzen versorgte. Der König von Cotta hatte der sogenannten Chaliafaste aufgetragen, gegen gewisse Vorrechte, die er ihr gestattete, den Zimmt zu sammeln, den die Portugiesen brauchten, und als diese aus dem Lande vertrieben waren, veränderten die Holländer die bestehende Einrichtung nicht, sondern legten große Pflanzungen dieses Gewürzes in dazu geeigneten Gegenden an, unter denen sich besonders der Küstenstrich zwischen Caltura bis Chilaw als besonders passend erwies; Zimmtgärten von 20 engl. Meilen im Umfang wurden in jener Zeit angelegt. Die Kandyer, wohl erkennend, welchen Vortheil ihre Feinde aus dem Handel mit diesem kostbaren Gewürz zogen, suchten diese zu belästigen, indem sie die Pflanzler und Sammler der Pflanze von ihrer Arbeit zu vertreiben suchten. Die großen Kosten, welche die Erhaltung einer Armee zum Schutz der Pflanzungen verursachte, bestimmte die Holländer, dieselben in nächster Nähe der Festungen anzulegen, und um den größtmöglichen Nutzen aus diesem Monopol zu ziehen, wurde der Verkauf selbst eines einzigen Stückes Zimmt durch andere als die Beamten der Compagnie oder die muthwillige Beschädigung einer Zimmtpflanze mit dem



Tode bestraft. Agricultur versuchte man zu heben, denn es war sowol umständlich als kostspielig, den zur Verpflegung der Truppen nöthigen Reis von Batavia oder der Küste von Canara zu importiren; allein alle Nachrichten, welche uns die Holländer von der Zeit ihrer Herrschaft überlassen haben, deuten auf eine sehr engherzige, selbstische Politik. Es liegen keine Nachrichten vor, daß man irgendwelches Interesse daran genommen, den Zustand der Eingeborenen zu verbessern und sie auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Selbst die Erbauung von Kirchen scheint mehr aus der Absicht unternommen worden zu sein, um durch protestantische Prediger den Einfluß der noch verbleibenden portugiesischen Katholiken zu schwächen, und nirgends ist angedeutet, daß auch nur eine Schule für die Eingeborenen errichtet worden sei. Unter den Portugiesen war den Mauren gestattet worden, ihren Handel fortzusetzen, denn man hatte keinen Grund, zu glauben, daß sie sich mit den Eingeborenen gegen die Fremden verbinden würden; die Holländer machten diesem augenblicklich ein Ende, und nur auf die verstohlenste Weise konnte jetzt noch ein Schleichhandel mit dem Innern betrieben werden.

Während des Kriegs zwischen Louis XIV. und den Vereinigten Niederlanden erschienen auch die Franzosen in Ceylon. Im J. 1672 ergriff Admiral de la Haye Besitz von Trincomali, konnte sich aber nur kurze Zeit halten und verließ bald darauf die Insel.

Raja Singha starb 1687, sein Sohn und Nachfolger, Wimala Dharma II., bald darauf, und nach dem Tode

seines Enkels, Koondasala, 1739, erlosch die Erbfolge singhalesischer Fürsten, an deren Stelle ein Prinz von Malabar, Bruder der Königin, unter den Sri Wijago Raja oder Heengurafetta trat. Zwei andere Souveräne fremden Bluts folgten, und unter ihrer Regierung wurden stete Versuche gemacht, die Bewohner der Küstenländer aufzureizen, sich mit den Randhern gegen die Holländer zu vereinigen; doch die Zeit der alten Kraft war vorüber, die Holländer unternahmen einen energischen Feldzug gegen Randh, eroberten und hielten dasselbe während mehrerer Monate, und 1766 schloß der Gouverneur M. Falk einen Vertrag ab, der den Holländern ein vergrößertes Territorium und mancherlei andere Vortheile sicherte. Unter der Regierung dieses trefflichen Mannes sowie Imhoff's scheinen einige Maßregeln unternommen worden zu sein, die schwache Lichtblicke auf die Zeit der holländischen Oberherrschaft werfen; leider aber wurden sie durch die Herrschaft anderer minder großherziger Männer paralyßirt.

Im J. 1795, wo Holland in die Hände französischer Herren gerieth, nahte sich auch das Ende seiner Oberherrschaft in Ceylon. Am 1. Aug. d. J. landete eine von Lord Hobart, Gouverneur von Madras, ausgerüstete Expedition unter Befehl des Obersten James Stuart in Trincomalie, das nach einer Belagerung von drei Wochen capitulirte; Jaffna folgte im nächsten Monat und Calpenthyn am 5. Nov. Im Anfang des J. 1796 besetzte Oberst Stuart Negombo und forderte die Garnison von Colombo auf, sich zu ergeben, was am 16. Febr. geschah. Der Gouverneur

Ban Angelbeck hatte vorher eine Convention abgeschlossen, der zufolge auch Caltura, Point de Galle und Matura an die Engländer übergeben wurden, und so wurde Ceylon mit allen seinen Befestigungen und seinem Staatseigenthum ein Theil des britischen Reichs in Ostindien; Privateigenthum blieb ungeschmälert in den Händen seiner Besitzer.

Die Zeit der holländischen Oberherrschaft in Ceylon war nur wenig kürzer als die der Portugiesen, ungefähr 140 Jahre. Unter allen Einrichtungen, die sie im Lande getroffen, bleibt nur das Römische Recht übrig, nach welchem noch jetzt die Gerichtshöfe Urtheile fällen; aus den Zeiten der Portugiesen jedoch ist außer einer sehr starren katholischen Kirchenherrschaft bei den Eingeborenen auch eine große Vorliebe für die christlichen Namen jener Zeit geblieben, sowie die Sitte unter den Häuptlingen im südlichen Theil, sich den Titel Don beizulegen.

Als Ceylon durch Eroberung ein Theil des britischen Reichs geworden, wünschten Mr. Pitt sowol als Lord Melville, diese Provinz unter der directen Aufsicht der Krone zu wissen; da jedoch Truppen der Ostindischen Compagnie im Namen derselben in diesem Feldzug verwandt worden waren, und die Directoren derselben, diesen Umstand benutzend, allen ihren Einfluß anwandten, die Insel unter ihre Jurisdiction zu bringen, so ward die provisorische Verwaltung dem Gouverneur und dem großen Rathe von Madras übertragen und Mr. Andrews, ein Civilbeamter von Madras, in der Eigenschaft eines Gesandten zum Superintendanten von Ceylon ernannt. Dieser erwies sich seiner Stellung



nicht gewachsen. Um das Eintreiben der Steuern zu erleichtern, verpachtete er dieselben an die Mauren Parsees und Chetties an der Küste, und die Moodliars und eingeborenen Häuptlinge, die vorher diese Angelegenheiten besorgt, wurden durch Dubasche von Malabar ersetzt, die das Volk als Fremde und Feinde seiner Religion haßte.

Infolge der Bedrückungen und des Uebermuths dieser Leute entstand 1797 ein gefährlicher Aufstand, welcher, begünstigt von den noch in Ceylon befindlichen Holländern, eine bedenkliche Ausdehnung gewann. Innerhalb fünf Monate starben drei Militärgouverneure der Colonie, und nur mit ziemlich bedeutendem Verlust an Menschenleben ward die Ruhe wiederhergestellt. Infolge dieser Vorfälle beschloß Mr. Pitt, der Ostindischen Compagnie die Verwaltung zu entziehen. Im October 1798 landete der Hon. Frederick North, später Earl of Guilford, um seine Stelle als Gouverneur anzutreten. Obschon vom König ernannt, der auch alle Civilanstellungen seiner eigenen Controle vorbehielt, war er doch in seinen geschäftlichen Angelegenheiten unter die Leitung des Generalgouverneurs von Indien gestellt, und diese Anordnung blieb in Kraft bis zum Abschluß des Friedens von Amiens, 1802.

Mr. North stieß auf allerhand Schwierigkeiten, von denen er manche mit vieler Geschicklichkeit beseitigte; allein manchmal waren die Mittel, die er dazu verwandte, nicht geeignet, als vollkommen über alle Kritik erhaben bezeichnet zu werden. Die Randyer, obschon nicht offenen Krieg erklärend, behielten dennoch ihre feindsliche Haltung gegen die

Fremden bei, und um diesen unbehaglichen Zustand zu Ende zu bringen, beschloß Mr. North, ein militärisches Protectorat, ähnlich dem in Indien, zu etabliren, und der Adigar, oder Premierminister des Königs, bot ihm dazu die Hand, um durch den Sturz seines Herrn seine eigenen Interessen zu fördern. Es ist nicht befremdlich, einen hohen Staatsbeamten zu so wenig rechtlichen Mitteln zur Erreichung seiner Zwecke greifen zu sehen, zu einer Zeit, wo Lord Clive in Indien offen den Grundsatz aufgestellt, daß man die Hinterlist und Tücke der Indier mit gleichen Waffen bekämpfen müsse. Der Adigar verleitete den König zu verschiedenen feindseligen Maßregeln, in deren Folge General M'Donell mit 3000 Mann im Februar 1803 Candy besetzte. Eine Garnison von 300 Europäern und 700 Malaien ward hier zurückgelassen, und das Heer kehrte nach Colombo zurück; allein schon am 24. Juni umgaben Tausende von bewaffneten Eingeborenen das Fort, nöthigten nach hartem Kampf die Garnison, unter Major Davie, sich zu ergeben, und ermordeten später alle mit Ausnahme eines einzigen.

Diese blutige That war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand, und bald befand sich, mit Ausnahme der Festungen, das ganze Land in Waffen gegen die Fremden. Der neue Krieg gegen Frankreich, der im J. 1803 ausbrach, machte es unmöglich, genügende Truppen zu einem Feldzug zu schicken, die Engländer mußten sich darauf beschränken, den schmalen Küstenstrich zu behaupten, und erst im J. 1815 wurde die zugefügte Unbill gerächt.

Die Grausamkeit eines neuen Königs von Candy überstieg die aller seiner Vorgänger. Sir Emerson Tennant, dessen vortrefflichem Werke ich das Material für diese kurze historische Skizze entlehne, erzählt die unerhörtesten Beispiele, wie die Hinrichtung einer Mutter, die gezwungen ward, vor ihrem Tode die Leichen ihrer eben hingerichteten Kinder in einem Mörser zu zerstampfen, und noch leben Augenzeugen dieser entsetzlichen Scene in Candy.

Endlich, im Januar 1815, fühlten sich die Engländer stark genug, den Krieg zu beginnen, und innerhalb weniger Wochen befand sich Candy in den Händen der Sieger, der Tyrann aber gefangen in Colombo, von wo er später nach der indischen Festung Bellore transportirt ward und daselbst starb. Im J. 1817 brach noch ein Aufstand aus, der mit Mühe gedämpft ward. Seit jener Zeit aber hat steter Friede geherrscht, und man konnte beginnen, der weitem Entwicklung des Landes die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken.

Im J. 1820 ward Sir E. Barnes zum Gouverneur von Ceylon ernannt, und von jener Zeit datiren sich die meisten Einrichtungen und öffentlichen Werke, welche die Colonie auf eine Stufe der blühendsten Entwicklung erheben. Als die Engländer im J. 1796 landeten, fanden sie nicht eine einzige Heerstraße vor; jetzt wurden Felsen gesprengt, steile Höhen umgangen oder auf leichte Weise überstiegen, Ströme überbrückt; und ehe Sir E. Barnes sein Amt niederlegte, befand sich keine bedeutende Ortschaft in der Insel, zu der man nicht auf einem guten Wege



gelangen konnte. Eine herrliche Straße führte bis in das Herz der Hügel von Rando, nach Nuera-Ellia, bis zu einer Höhe von 6000 Fuß über der Meeresfläche. Die Leichtigkeit, mit der jetzt Truppen nach allen Theilen der Insel bewegt werden konnten, verhinderte in der Zukunft Aufstände auf wirksamere Weise, als vorher vereinzelte Forts in den Bergen gethan hatten.

In den Reformen des Civildienstes war Sir E. Barnes gleichfalls sehr glücklich. Sklaverei und Frondienst ward abgeschafft, das Gerichtswesen mehr geregelt, Monopole unterdrückt, dem Handel die größte Freiheit und Entwicklung gestattet, Wälder gelichtet und Berge zu Kaffeepflanzungen umgeschaffen, deren Producte bald den Bedürfnissen von ganz England genügten. So erlitt der Charakter der Eingeborenen eine gänzliche Umwandlung, gesicherte friedliche Verhältnisse ermutigten den Agriculturisten und Handelsmann, Vermögen zu sammeln, und die Bewohner von Rando verloren viel von ihrer wilden Scheu, als alljährlich Tausende von fleißigen Arbeitern aus Indien, in den Kaffeepflanzungen Beschäftigung findend, sich unter sie mischten. Eine andere außerordentlich wichtige Reform wurde zu der Zeit meines Aufenthalts erfolgreich durchgeführt, die Abschaffung der Polyandrie. Im ehemaligen Königreich Rando herrschte der Gebrauch, daß mehrere Männer eine Frau heiratheten. Meist sind dies Brüder, die dann das Familienerbe gemeinsam übernehmen. Die Art der gewöhnlichen Heirathen und Scheidungen an der Küste sieht der Polyandrie gleichfalls sehr ähnlich. Derjenige

Theil des Paares, der den Grundbesitz mit sich gebracht, schließt die Ehe ab und vollzieht, wenn es ihm genehm, die Scheidung dadurch, daß er den andern Theil vor die Thür setzt. So hatte vor einiger Zeit die Tochter eines Moodliars in Ratnapoora sich von ihrem sechsten Manne geschieden. Durch Beschluß des Executivcommissars sollten vom 15. Oct. d. J. ab die englischen Ehegesetze eingeführt werden. Zur Zeit, wo ich in Randy war, hatten die Eingeborenen sich mit dieser Reform vollständig einverstanden erklärt und wählten diejenigen Personen, welche die Registratur der Ehen vollziehen sollten. Ist es möglich, eine so tief eingewurzelte Einrichtung wie die Polyandrie in Randy umzustößen, so muß der Einfluß der Regierung ein sehr bedeutender sein, und es scheint, als ob die vielen öffentlichen Schulen, welche Kinder von Europäern, Eingeborenen und Halbblutleuten gemeinschaftlich besuchen, nicht ohne Nutzen bestehen. Ceylon ist das schönste Beispiel einer Colonie barbarischer Völker, auf humane Weise der Civilisation zugänglich gemacht.

---

18. Aug.

Die Zeit unsers angenehmen Aufenthalts in Randy nahte sich ihrem Ende. Der Gesandte mit Hrn. B. und Hrn. v. R. hatte seinen Ausflug nach Nuera-Ellia vollendet und kehrte nach drei Tagen zurück. In der Nähe von Pucilama hatte die Gesellschaft eine Einladung von zwei

Deutschen erhalten, ihre Kaffeepflanzungen zu besuchen. Es waren zwei alte Junggesellen, Brüder und Verwandte der Familie Rothschild, die hier eine große Pflanzung in herrlichem Stande hielten und ein bedeutendes Einkommen davon genossen. Als Illustration sowol der Größe der Pflanzung als des vielen Düngers, der in derselben gebraucht wird, diene der Umstand, daß 300 Stück Rindvieh nur des Düngers wegen gehalten wurden, zudem auch außerdem große Quantitäten von Guano und den Ueberresten von Kokosnüssen, aus denen das Del bereits gepreßt war, verbraucht wurden.

In Nuera-Ellia fanden die Herren die Atmosphäre so dünn und kühl, daß die durch das warme Klima der Küste etwas verweichlichte Haut durch frisches Wasser auf unangenehm kalte Weise berührt ward. Die theuerste Art von Transportmitteln ist gleichfalls auf dieser Straße. Um eine Entfernung von 54 Miles hin- und zurückzufahren, zahlten vier Personen für einen einspännigen Wagen, mit Pferdewechsel alle 6 Miles, die Summe von 14 Pf. St., oder nahe an 90 Thlr. preuß. Cour., excl. der Weg- und Brückengelder und Geschenke, jedenfalls die theuerste Art zu reisen, die irgendwo gefunden werden kann.

Als endlich die Stunde des Abschieds schlug, fühlten alle ein lebhaftes Bedauern, Kandy mit seinen lieblichen Umgebungen sowol als unsern gütigen Wirthen Lebewohl sagen zu müssen. Ich war einen Tag früher aufgebrochen, um eine Skizze des großartigen Passes von Kaduganawa zu machen. In der Nähe dieses Orts befindet sich ein



Dorf sogenannter Kodias, die unter den Singhalesen eine ähnliche Stellung einnehmen wie die Parias in Indien, und von allen verachtet werden. Sir Emerson Tennant beschreibt die Frauen dieser Kaste als die schönsten der Insel; die wenigen jedoch, die ich sah, waren arme, elende, verkommene Wesen, nichts weniger als schön.

Am 24. Juli schiffte sich die Gesandtschaft im P. u. D. Comp.-Dampfer „Ganges“ ein, und um 3 Uhr nachmittags verließ das Schiff den Hafen von Galle. Bei einer frühern Gelegenheit gewährte es mir große Freude, die vorzüglichen Einrichtungen des Dampfers „Rubia“ zu erwähnen, diese ward mir diesmal versagt. Der „Ganges“ war ein kleiner, alter, unbequemer Raddampfer, der, wenn man die Maschine anstrengte, eben acht Knoten machte; dabei war das Schiff so voll Waaren und Speciesendungen, daß die Passagiere ihr Gepäck in die Cabinen nehmen mußten. Die Verpflegung war weniger als mittelmäßig, das Wasser untrinkbar, und das dafür substituirte Sodawasser, welches allerdings gratis verabfolgt wurde, konnte man nur bei den Mahlzeiten erhalten. Selbst Eis, dieser nöthige Artikel in den Tropen, war nicht am Bord, trotzdem, daß eben ein neues Eisschiff in Galle eingetroffen war. Das Opium, das sich unter der Ladung befand, erfüllte das Schiff mit einem süßlichen, widerlichen Geruch, und erzeugte ein unbehagliches Gefühl. Als wir in Singapore das Schiff verließen, wurde noch eine sehr kleinliche Schmutzerei verübt. Weder zwischen Triest und Alexandria noch zwischen Suez und Galle hatte irgendjemand daran gedacht, unser Gepäck zu wiegen. Das

Regulativ sagt ausdrücklich, daß alles in den Cabinen befindliche Handgepäck frei ist. Wir hielten fast unser sämmtliches Gepäck in den Cabinen und litten dadurch nicht wenig Unbequemlichkeit; am letzten Tage jedoch ward alles auf's Verdeck geschafft und gewogen, darin selbst Decken und Mäntel eingeschlossen, und ein jeder hatte eine nicht unbedeutliche Summe (bis 5 Pf. St.) Ueberfracht zu zahlen. Dabei beging man in der Berechnung die Schmutzerei und stellte, wenn ein Centner auch nur um wenige Pfunde überschritten war, stets einen Viertelcentner mehr in Rechnung. Der Preis wird zu 1 Pf. St. pr. Ctr. zwischen Galle und Singapore gestellt, oder ebenso theuer als von Southampton, und da wir in Galle alles Geld in Dollars gewechselt, weil man auf Gold in Singapore viel verliert, wo die Preise alle nach Dollars gerechnet werden, so mußten wir die nach Pfund Sterling gestellte Rechnung in Dollars bezahlen, die in Singapore 4 Sh. 7 Pence kosten, hier aber zu demselben Preise wie in England, d. h. 4 Sh. 2 Pence, genommen wurden. Nicht alle Schiffe der P. u. D.-Comp. gleichen der „Nubia“.

Da der „Ganges“ sehr langsam segelte, so langten wir erst am 31. in Pulo Penang an. Am selben Morgen hatten wir das Schauspiel einer Wasserhose in seiner ganzen Vollkommenheit gesehen. Dieselbe entwickelte sich, wie es im Buche steht. Eine trichterförmige Masse senkte sich aus einer Wolke herab; als sie sich der Oberfläche des Meeres näherte, trieb ein Wirbelwind eine Masse Wasserstaub im Kreise umher und in die Luft, vereinigte sich mit der Säule



darüber, die nun einen weißlichen Kern soliden Wassers zeigte, und nach kurzer Zeit löste sich das Ganze in Staub auf.

Pulo Penang ist eine liebliche kleine Insel, auf der jeder gern länger als sechs Stunden geblieben wäre, während deren der Dampfer sich aufhielt. Der Gouverneur und die Behörden empfingen den Gesandten mit öffentlichen Ehren. Als er ans Land fuhr, salutirte das Fort am Nordende der Insel, am Kai war die Garnison unter Waffen, und der Gouverneur mit seinem Stabe empfing seinen Gast. Der bremer und mecklenburger Consul, Hr. Küstermann, war sogleich nach Ankunft des Dampfers an Bord gekommen; auf die Frage, ob die Schiffe der Expedition angelangt seien, gab er uns eine verneinende Antwort, allein wenige Stunden später theilte uns derselbe Herr mit, daß ein eben eingetroffener hamburger Schooner die Nachricht mitgebracht, die Corvette „Arkona“ und die Fregatte „Thetis“ seien in Singapore angelangt. Die wenigen Stunden, während deren wir uns in Penang aufhielten, wurden zu einem Ausfluge nach einem lieblichen Thal, an dessen Ende ein Wasserfall war, benutzt. Die Straße dahin führte durch Pflanzungen von Pfeffer, Kokos- und Arcanüssen. Letztere werden als rother Färbestoff viel auf der Insel gezogen und exportirt. An einigen Stellen ragten sehr schöne und schlanke Casuarinen hoch über die andern Bäume empor. In einer Muskatpflanzung fingen die Früchte an zu vertrocknen, ehe sie reif waren; man sagte uns, daß unter diesen Pflanzen eine Krankheit ausgebrochen, in deren Folge



erst die Früchte abfallen, später aber der Baum eingeht. Die Ursache davon hatte man noch nicht aufgefunden. Die Straßen waren, gleichwie in Ceylon, mit Häusern gesäumt, von denen die meisten Verkaufsläden enthielten, die hier meist im Besitz von Chinesen zu sein schienen. Eine große Menge Bürger des Himmlischen Reichs hat sich hier niedergelassen, theils als Kaufleute, theils als Handwerker und Arbeiter in Plantagen, und zum ersten mal seit acht Jahren sah ich ihre wohlbekanntesten Gestalten wieder halbnaakt mit ihren schweren Lasten unverdrossen in der Hitze des Tages dahintrollen. Die Mangusteens waren eben in der Reife, und bei Hrn. Küstermann sowie beim Gouverneur ließen sich alle diese herrlichen Früchte wohl schmecken. Meist machen Europäer, wenn sie eine tropische Frucht zum ersten mal essen, ein zweifelhaftes Gesicht, ehe sie sich entscheiden, ob sie gut schmeckt oder nicht; hier strahlten alle Gesichter vom unzweideutigsten Wohlbehagen.

Um 2 Uhr nachmittags begab sich der Gesandte wieder an Bord; ein Abschiedsalut begleitete ihn, und der „Ganges“ segelte sogleich weiter.

Am 2. Aug., nachmittags 2 Uhr, hatten wir den Leuchthurm der Straße von Malakka in Sicht; es war aber schon dunkel, ehe das Schiff die letzte der Inseln passirte, welche die Westseite der Rhede von Singapore bilden. Der „Ganges“ ankerte eine Viertelmile von einem englischen Kriegsdampfer, der an seinem Radkasten ein blaues Licht zeigte; weiterhin, gesondert von allen übrigen, lagen zwei sehr große Schiffe; es war zu dunkel, um sie genau unterscheiden zu können.

Da tönte plötzlich die Nationalhymne durch die stille Nacht zu uns herüber und setzte allem Zweifel ein Ende. Es waren „Arkona“ und „Thetis“, die so grüßten, und bald befanden sich Boote langseits des „Ganges“, in denen die Kapitäne und einige Offiziere dem Gesandten ihren Besuch abstatteten. Ebenso war der Consul vom Lande gekommen, und durch diese Herren erfuhren wir, daß die Schiffe eine stürmische, zugleich aber sehr schnelle Reise gemacht, und daß man hoffe, der Schooner „Frauenlob“ und das Transportschiff „Elbe“ würden in den nächsten Tagen eintreffen.

Ohne Bedauern trennten wir uns von dem alten Dampfer und folgten am nächsten Morgen um 9 Uhr dem Gesandten ans Land. Die Empfangsceremonien waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen; ein Salut ward gefeuert, als der Gesandte das Ufer betrat; der Gouverneur mit seinem Stabe, verschiedene Beamte, Offiziere und Consuln empfingen ihn am Ufer, wo eine Ehrenwache aufgestellt war, und als die Gesandtschaft die Wohnung im Hotel Esperance bezogen, ward ein Doppelposten davor aufgestellt.

Es folgten nun für jeden einige geschäftige Tage, um sich selbst und sein Gepäck vorzubereiten, an Bord der Schiffe zu gehen; denn der Gesandte wünschte, die Expedition baldmöglichst organisirt zu sehen. Und in der That ward alles in der kurzen Zeit von zehn Tagen vollendet. Der Gesandte sowol wie verschiedene von den Herren seines Gefolges fanden Gelegenheit, während dieser Zeit noch manches von Singapore und der Umgegend zu sehen, und am 7. statteten alle dem alten Raja von Johore einen Be-



sich auf seinem Landhause in Tu-mong-gong ab. Der alte Herr hatte sich nicht sehr verändert; allein sein Sohn, der zur Zeit meines ersten Besuchs ein schlanker 18jähriger Jüngling, war jetzt, obwol erst 25, sehr wohlbeleibt geworden. Dennoch erkannten ihn verschiedene von der Gesellschaft nach dem Porträt meines ehemaligen Collegen Hrn. Brown, das sich in der Quartausgabe von Comm. Perry's Werk befindet. Nachdem der Besuch beim alten Raja vorüber, bewirthete der Sohn die Gesellschaft in seinem eigenen Hause mit einem Gabelfrühstück, und obschon er als strenger Mohammedaner nur Wasser oder Limonade trank, so fehlte es nicht an den besten Weinen, mit denen seine Gäste auf sein Wohl tranken.

Viele der Offiziere sowol als andere Mitglieder der Expedition rühmen die Gastfreundschaft deutscher Landsleute in Singapore sehr. Ich selbst kann über diesen Punkt nur mittelbar sprechen, dringende Geschäfte nahmen meine Zeit so in Anspruch, daß wenig für gesellige Zwecke übrig blieb; bei einem großen Diner aber, welches im Hause eines der deutschen Consuln dem Gesandten gegeben wurde, waren die Einladungen an drei der Herren im Gefolge nicht an ihre Adressen gelangt.

Singapore ist ein so kosmopolitischer Ort, daß einige Züge von den meisten asiatischen Nationalitäten hier zu studiren sind; dadurch aber entbehrt wieder die Stadt aller und jeder besondern Charakteristik. Die verschiedenen Elemente laufen ineinander, verleihen eins dem andern einen Theil ihrer Färbung, rauben ihnen dadurch aber alle



Ursprünglichkeit. Am meisten Anziehungskraft für den Beobachter haben vielleicht die chinesischen Theater, nicht weil sie besser wären, vielleicht nicht einmal so gut sind als in China, sondern weil man hier Gelegenheit hat, das Leben auf der Bühne zu beobachten, was in China nur mit eminentem Risico für den Schädel vollbracht werden kann. Thalia's Tempel ist hier eine aus Bambus erbaute, mit Schilf oder Palmenblättern gedeckte Halle, die vielleicht 12—1500 Personen fassen kann. Die Bühne ist ein die ganze Breite des Saales einnehmendes Gerüst, gegenüber dem Eingang, dessen Mitte, im Hintergrunde, das Orchester einnimmt, während die Schauspieler davor agiren. Zwei Thüren führen rechts und links vom Orchester zu einem großen Raum, der als gemeinschaftliche Garderobe dient; durch diese Thüren treten alle auf oder gehen ab. Das Orchester besteht, wie gewöhnlich, aus einigen Fiedeln mit Metallsaiten, einigen Flöten und Clarinetten und einigen Kesselpauken, alle sehr hohe, schrille Dissonanzen von sich gebend. Unsere Gesellschaft, aus einigen Offizieren des Schwaders, einigen der zu der Gesandtschaft gehörigen Herren und einigen Residenten von Singapore gebildet, nahm auf der Bühne Platz, und es war ein eigener Genuß, die Mimen in der Nähe zu beobachten, besonders aber ihre Gesichter, wenn dieselben vom Publikum abgewandt waren. Wie üblich, wurden alle Rollen von Männern dargestellt, die männliche Liebhaberinnen aber, um kleine Füße zu zeigen, ging auf kurzen Stelzen. Man konnte in den verschiedenen Fächern alle die Persönlichkeiten herausfinden, wie sie sich

unter europäischen Schauspielern zeigen. Am ergößlichsten waren die von alten, auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, ergrauten Vätern der Schlacht. Wenn so ein Künstler sein Couplet zu Ende gewimmert und mit dem üblichen Entrechatschloß, konnte man auf seiner triumphirenden Stirn das Bewußtsein lesen: „Um ein Couplet auf diese Weise zu singen und ein solches Entrechatschloß zu schlagen, braucht es einen dramatischen Künstler der alten Schule, der die Couliissenreißerei der Neuzeit verachtet.“ Solche Augenblicke sind groß; sie erlauben dem Beschauer einen tiefen Blick in die sonnigen Zeiten der himmlischen Classik. Die Costüme waren brillant, die Malereien der Gesichter gelungen und die Sprünge „leotardisch“.

Es ist nicht angenehm, an jedem Ort, den man besucht, vom Hotel zu sprechen, das man bewohnt, gleichwol aber nöthig, um Reisende im voraus zu warnen und sie über das aufzuklären, was ihrer harret. Hotel Esperance liegt sehr schön am Ufer, hinter der öffentlichen Promenade. Die Zimmer sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht gut, der Tisch mittelmäßig, die Preise für weniger als zwei Wochen  $3\frac{1}{2}$  Dollars, für zwei bis zu vier Wochen 3 Dollars, für vier Wochen und darüber  $2\frac{1}{2}$  Dollars per Tag. Die Gesandtschaft bewohnte ein besonderes Gebäude mit guten Zimmern, der Tisch war besser, und aus diesem Grunde setzte man auf unsere Rechnung 5 Dollars per Tag, sodaß am Ende von  $8\frac{1}{2}$  Tag mir die allerliebste kleine Rechnung von 61 Dollars präsentirt wurde, der Rest durch Extras erzeugt. Dollars mußten um diese Zeit in Singapore mit

1 Thlr. 18 Sgr. bezahlt werden, so macht dies die Kleinigkeit von 97 Thlr. 18 Sgr. preuß. Cour. für 8½ Tag mittelmäßiger Verpflegung. Wenn jemand den andern dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst, so möge er bedenken, daß, wenn Singapore damit gemeint ist, er ihm mit seinem Wunsch zugleich eine solche Hotelrechnung an den Hals hängt.

---



## IX.

### Von Singapore nach Jeddo.

Das Geschwader complet. An Bord. Der erste Gottesdienst. Ein Mann über Bord. Verloren. Haiische. Ein schwerer Sturm. Tusi-Yama. Die Bai von Jeddo. Ausschiffung. Einzug. In stallirt. Akabany, seine Bewohner, Leben und Treiben.

An Bord Sr. Majestät Dampscorvette „Arkona“,  
im Stillen Ocean, 22. Aug. 24,<sub>27</sub> nördl. Br., 126,<sub>1</sub> östl. L.

So wäre denn ein langgehegter Wunsch erfüllt, ein deutsches Geschwader durchsegelt diese entfernten Gewässer, mir selbst aber wird die Ehre und Freude, an Bord desselben mich zu befinden.

„Thetis“ und „Arkona“ sollten nicht lange allein auf der Rhede von Singapore bleiben. Am 6. Aug. dinirten mehrere Offiziere mit dem Gesandten, und mancherlei Conjecturen über die vermuthliche Zeit des Eintreffens vom „Frauenlob“ und der „Elbe“ wurden besprochen, als zu gleicher Zeit mit dem Aufragen des Nachtsches und der Früchte ein Offizier von der „Arkona“ eintrat und meldete,

der Schooner „Frauenlob“ sei in Sicht. Daß diese Nachricht nicht ermangelte, die freudigsten Gesichter hervorzurufen, begreift sich leicht; denn bei aller Tüchtigkeit von Kapitän, Offizieren, Leuten und Schiff ist dennoch eine Reise um das Cap in der schlimmsten Jahreszeit und in so schwerem Wetter, wie die andern Schiffe erfahren, kein ganz gewöhnliches Unternehmen. Am nächsten Morgen meldete Commandant Neffe Schiff und Mannschaft in gutem Stand und nach wenigen Tagen als segelfertig. Eine zweite Ueberraschung entwickelte sich am 7. Aug. Als die Gesellschaft vom Besuche bei Raja Tu-mong-gong zurückkehrte, hängte der Telegraph das Signal aus: „Preußisches Schiff in Sicht.“ Von den Fenstern des Hotel Esperance richteten sich sofort alle disponiblen Ferngläser seewärts, und bald machte der Kapitän der „Thetis“ allen Zweifeln ein Ende, indem er ausrief: „Das ist die «Elbe»; ich erkenne sie am weißen Heck!“

Nun war das Geschwader vollzählig, alle Hände emsig beschäftigt, die Schiffe segelfertig zu machen. In der kurzen Zeit von zehn Tagen hatte der Gesandte das gesammte Personal vertheilt, alle Anstalten vollendet und die Expedition organisiert. Am 8., morgens 11 Uhr, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge in großer Uniform an Bord der „Arkona“. Vier Boote brachten die Gesellschaft, unter der sich auch der preußische und der hanseatische Consul befanden, an Bord, wo Offiziere und Mannschaft in Parade den Gesandten erwarteten, sowie alle Offiziere, Beamten und Mitglieder der Expedition, welche der Dienst nicht am

Bord ihrer eigenen Schiffe zurückgehalten hatte. Der Gesandte schilderte in einer kurzen, kräftigen Ansprache das hohe Interesse, welches die Erfüllung der Endzwecke der Expedition für ganz Deutschland habe, die große Wichtigkeit, welche der Prinzregent dem Gelingen des Unternehmens beilege, und schloß mit einem Hoch auf den König und den Prinzregenten, das, von allen wiederholt, laut über die Bai hinschallte.

Um 12 Uhr erschienen der Gouverneur, der Raja von Johore und andere Gäste an Bord, eine Collation ward eingenommen, und um 2 Uhr kehrten alle ans Land zurück, während die „Arkona“ den Gesandten mit ihren Kanonen salutirte. Es war das erste mal, daß ich ein deutsches Kriegsschiff eine deutsche Flagge salutiren sah.

Am 11. nahm das Gefolge des Gesandten Besitz von den an Bord der „Arkona“ vorbereiteten Kammern. Das Bewußtsein, auf der See einen Raum von  $14 \times 10$  Fuß sein Eigen zu nennen, kann nur derjenige wahrhaft schätzen, der vorher für viele Monate kaum Platz fand, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und alle Arbeiten auf dem beschränktesten Raum zu verrichten hatte. Ich fühlte mich wie im Himmel, als ich alle meine Koffer untergebracht, diejenigen Sachen, welche ich täglich gebrauchte, auf Realen oder in Schubfächern befestigt oder an Nägeln aufgehängt hatte.

Bei alledem blieb mir noch ein schöner,  $6 \times 2\frac{1}{2}$  Fuß großer Zeichentisch übrig, von dem ich in einer Ecke  $2\frac{1}{2}$  Fuß abtheilen ließ, um dieselbe als dunkle Kammer für den



Photographen zu benutzen. Solcher Kammern befinden sich vier an Bord. Nöthigenfalls können die vorhandenen Geschütze binnen wenigen Minuten wieder in Position gebracht werden. Als Fenster dient die Geschützpforte, deren untere Hälfte verschlossen, während die obere mit Scheiben versehen ist. Ein Fenster, 3 Fuß lang und  $1\frac{1}{2}$  Fuß hoch, ist gleichfalls auf der See ein seltener Luxus. Sich über Mangel an Raum oder Comfort zu beschweren, wäre unrecht. Ebenso ist der Verkehr an Bord ein außerordentlich angenehmer, und da es scheint, als ob alle sich vorgenommen, ihr gegenseitiges Verhältniß so angenehm als möglich zu machen, so kann kaum ein angenehmeres Leben gewünscht werden, als wir in diesem Augenblick führen, in welchem die Trennung von allem, was uns lieb und werth ist, den einzigen herben Beigeschmack bildet.

Sonntag, den 12., war Gottesdienst an Bord. Diese einfache Feierlichkeit kann nie verfehlen, einen tiefen Eindruck auf alle, die Zeuge davon sind, zu machen, und in der That läßt sich auch wol kaum etwas Ergreifenderes denken als ein kleines Häuflein braver Männer, weit entfernt von der Heimat, stets von Gefahren umgeben, sich versammelnd, um sich der Obhut ihres Schöpfers zu empfehlen und ihm für seinen väterlichen Schutz zu danken.

Montag, den 13., kam der Gesandte an Bord, dem die Batterien vom Ufer noch einen Abschiedsgruß nachdonnerten, und um 3 Uhr dampften wir zur Bai hinaus, der „Thetis“ und dem „Frauenlob“ nach, die schon am Samstag gesegelt waren. Am 16. hatten wir den Schooner

eingeholt und nahmen ihn ins Schlepptau; am 18. passirten wir die Inseln Ceicer de Mer und Cadwick Island, wovon wir die eine westlich, die andere östlich liegen ließen. Am nächsten Sonntag dirirte eine Anzahl von Offizieren und Mitgliedern der Expedition beim Gesandten, was sich wöchentlich zweimal wiederholt, und an diesem Tage ward es uns bekannt gemacht, daß unser Cours direct auf Jeddo führte. Die Gewißheit, daß nun bald jeder in der ihm angehörenden Weise seine Thätigkeit beginnen könnte, verbreitete allgemeine Zufriedenheit.

Der 22. Aug. ward durch ein trauriges Ereigniß bezeichnet. Der Matrose Kleemann fiel über Bord, als ein dünner Strick, mit dem er im stehenden Tauwerk des großen Mastes arbeitete, riß, indem er ihn scharf anzog. Zwei Rettungsbojen wurden ihm sogleich zugeworfen, das Ruder backbord gelegt, und da wir unter Segel waren, so fiel das Schiff sogleich in den Wind und legte bei. Der Mann war ein vorzüglicher Schwimmer, Wind und See waren sehr leicht, und so wenig Gefahr schien vorhanden, daß einer seiner Kameraden ihm zurief, seinen Hut, der neben ihm schwamm, nicht zu vergessen, wenn er an Bord käme. Der erste Kutter war in wenigen Minuten bemannt und ruderte schnell zu Hülfe, während der Schooner, etwa zwei Miles von unserm Backbord segelnd, ebenfalls schnell in den Wind fiel und ein Boot absandte. Alle Gläser waren erwartungsvoll auf die Stelle gerichtet, die durch die zwei ausgeworfenen rothen Bojen als der Ort des Unfalls bezeichnet war, als plötzlich der Mann mit halbem



Leibe aus dem Wasser empor sprang, tauchte, noch einmal auf die Oberfläche kam und nicht mehr gesehen ward. Beide ausgesandte Boote langten bald auf der Stelle an, fischten die beiden Bojen und den Hut des Verlorenen auf, allein, so emsig auch sie und der Schooner das Wasser nach allen Richtungen durchkreuzten, keine Spur von dem Unglücklichen war zu entdecken. Es unterliegt wol kaum einem Zweifel, daß der Mann von Haifischen gefressen wurde; denn in den wenigen Minuten, die der Vorfall dauerte, konnte ein so geübter Schwimmer, der so ruhig und besonnen ausstrich, nicht erschöpft sein. — Beim Gottesdienst am nächsten Sonntag gedachte der Prediger in einem gefühlvollen Gebete des Todten.

Zwei Tage darauf, am 24., während einer Windstille, fing man an ausgeworfenen Haken drei Haifische von etwa 6 Fuß Länge. Als der erste davon zappelnd auf dem Berdeck lag, stieß ihm einer der Matrosen eine Handspeiche in den Rachen, bis tief hinab, indem er dazu schrie: „Warte, du Kröte, du hast Kleemann gefreten!“ Es war drollig, die Leute an den Thieren herumhacken zu sehen, als ob jeder eine Privatrache zu nehmen hätte. Die Fische waren sehr jung und hatten kaum die erste Zahnreihe ausgebildet, die übrigen lagen noch unter dem Zahnfleisch verborgen. — Am Abend desselben Tags ward eine Menge großer Stücke Holz im Wasser schwimmend bemerkt, und da eine ungewöhnlich schwere Dünung Zeugniß gab von heftigen Stürmen, die nach Nordosten zu gewüthet hatten, so wurden zwei Boote ausgesandt, zu untersuchen, ob es Trümmer



eines Bracks wären. Diese fanden jedoch, daß es nur Stücke Treibholz seien, unter denen das eine, mit einem kleinen Mast und Tauwerk aus Schlingpflanzen versehen, augenscheinlich Kindern zum Spielzeug gedient. Die Strömung führte von Südosten her, und diese Trümmer kamen jedenfalls von einer der Philippineninseln. Am 25. bei Tagesanbruch hatten wir die Südostspitze von Formosa in Sicht und passirten gegen Mittag die beiden Inseln Botel-Tobago und Little-Botel-Tobago, deren grünende Felder zeigten, daß sie von fleißigen Ackerbauern bewohnt seien.

---

Hafen von Jeddo (Japan), 7. Sept. 1860.

Am 2. Sept. hatten wir einen kurzen, aber schweren Sturm zu bestehen. In der kurzen Zeit von etwa sieben Stunden entwickelte sich ein Cyklon nach allen Regeln, wie es im Buch steht, mit Windwechsel, Barometerstille und allem Zubehör. Es war der niedrigste Barometerstand, den ich auf der See gesehen — 28,96; während eines sehr heftigen Sturms, den die U.=S.=F. „Mississippi“ im J. 1855 in ähnlicher Breite, etwas mehr östlicher Länge, bestand, fiel das Barometer nur auf 29,17. Der Sturm ging vorbei ohne Verlust von Menschenleben und mit wenig Verlust von Material. Der officiële Bericht des betreffenden Offiziers wird wahrscheinlich seinerzeit bekannt werden. Meine persönlichen Havarien bestanden darin, daß

einige Bücher und Kleider feucht wurden, ein holländisches A-B-C-Buch ins Wasser fiel und meine Mütze sein Schicksal theilte. Beide wurden glücklich gerettet.

Am 3. hatte ich nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr zweimal auf ganz kurze Zeit den Gipfel des Fusi-Yama in Sicht; während der Nacht kamen wir in die Nähe des Cap Idzu, legten bis zum Tagesanbruch bei, und passirten um 6 Uhr des Morgens mit einer günstigen Brise Kock Island und das dahinterliegende Simoda. Der Himmel blieb bewölkt, und zu Zeiten fielen Regenschauer von einer kurzen Bö heraufgetrieben; gegen 7 Uhr aber brach die Sonne durch, erleuchtete zuerst auf kurze Augenblicke die malerischen Gebirge und Thalgründe der Provinz Idzu, und endlich die leichten Wolken und Morgennebel verschleichend, zog sie den letzten Schleier vom schönen blauen Himmel und den ferner liegenden Bergen der Bai von Wodowara. Ungefähr um diese Zeit ward über den näher liegenden Bergen eine scharfe blaue Spitze in weiter Ferne liegend sichtbar; in dem Maß, als das Schiff weiter segelte, ward der Berg, dem sie angehörte freier, und bald stand die ganze schöne Form des Fusi-Yama, frei in die schöne reine Luft hinausragend, vor uns, nur nach dem Fuß hin mit einem schmalen Wolkengürtel umgeben, und nahe dem Gipfel in einer Schlucht einen einzigen kleinen Schneeflecken zeigend. Neun verschiedene male habe ich dieselbe Stelle passirt, allein noch nie sah ich den Berg so schön und frei von Dunst, Nebel oder Wolken. „Wie schön!“ riefen alle die ihn sahen, ich selbst aber dankte im stillen aus der

Tiefe meines Herzens Gott, daß er ein inbrünstiges Gebet erhört, das ich vor vielen Jahren hier gethan, und freute mich, daß ich den Tag erlebt, wo ein deutsches Kriegsschiff mit seinem Kiel diese fernen Meere durchschnitt. Bin ich dereinst wieder in die Berge und Wälder meines neuen Vaterlandes, Amerika, zurückgekehrt, wo mein liebes Weib jetzt den langen ewigen Schlaf schläft, und mein Kind seine ersten Jahre verlebt, so werde ich stets mit Freuden an diesen Tag zurückdenken.

Nun segelten wir, von einer günstigen Südwestbrise getrieben, erst an der Insel Ohosima vorüber, deren Krater jetzt in der warmen Jahreszeit nur einen leichten weißlichen Rauch entsendete, passirten zwischen den beiden Caps Sagami und Sirosami vorüber an Morisson-bluff, Plymouth-rocks, Uraga, Cap Kamisacky, die Perry- und Websterinsel Yokuhama, wo viele fremde Schiffe ankerten, doubirten zuletzt Beacon-point unter Dampf, steuerten im nördlichen Cours gerade auf die Stadt los, und ankerten gegen Anbruch der Nacht zwischen 3 und 4 Miles von den Forts, welche Jeddo nach der Seeseite vertheidigen.

---

Uka-bani Jeddo (Japan), 17. Sept. 1860.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Sprichwörter enthalten meist tiefen Sinn und Wahrheit, deshalb finden viele von ihnen über den ganzen Erdball ihre An-



wendung, und so das obenangeführte auch in Japan. Lesen wir in den Werken von Sieboldt, Thunberg und dem vor-  
 trefflichen, scharfsichtigen Engelbert Kämpfer, unter welchen  
 Beschränkungen sie reisten, wie sie wenig mehr Freiheit ge-  
 nossen als Gefangene, wie man sorgfältig zu verhüten suchte,  
 daß sie in irgendwelche Berührung mit den Eingeborenen  
 kamen, und sich doch Information über Land und Leute ver-  
 schafften, wie sie „im obern Stockwerk eines Hinterhauses,  
 wozu man durch einen engen Gang gelangen mußte“, ihre  
 Herberge nahmen, wie eines Tages, als einer von der Ge-  
 sellschaft ein Stück Papier auf die Straße geworfen, ein  
 großer Aufruhr unter den die Fremden bewachenden Beam-  
 ten entstand; bedenkt man, daß dieser Zustand bis vor we-  
 niger als zehn Jahren fortbestanden, und vergleicht man  
 damit die Art und Weise, wie sich Fremde jetzt hier be-  
 gegnen, so wird man unwillkürlich an jenen alten lateini-  
 schen Spruch erinnert.

Der 7. Sept. war nach getroffener Uebereinkunft mit  
 den Behörden der Stadt dazu bestimmt, der Gesandtschaft  
 das zu ihrer Wohnung bestimmte Gebäude zu übergeben.  
 Der Monat September soll hier meist von trübem Regen-  
 wetter begleitet sein; in den wenigen Tagen, welche die  
 „Arkona“ in der Bai ankerte, hatten wir wenig Sonnen-  
 schein, und der Morgen jenes Tages brach mit heftigen  
 Regenschauern an. Eine Escorte von vielleicht 200 Mann  
 nebst Offizieren ward in verschiedenen Booten eingeschifft,  
 der Gesandte mit dem Commodore nahmen in der zu die-  
 sem Zweck bestimmten ersten Pinasse Platz, und der diplo-

matische Stab nebst den andern im Gefolge des Gesandten reisenden Herren folgte in der zweiten Pinasse. Eine Stunde später passirte die kleine Flotille eine Reihe von Forts, ich glaube, es waren deren fünf, den innern Hafen vertheidigend, und so befanden wir uns endlich im Gebiet der kaiserlichen Residenzstadt Jeddo.

Die innere Bai von Jeddo ist hufeisenförmig von zwei weitauslaufenden Landspitzen eingeschlossen, von denen die erste oder südwestliche von Commodore Perry Beacon-point genannt ist, nach einem thurmartigen Gebäude, das sich jetzt nicht mehr dort befindet; die andere nordöstliche Spitze ward vom englischen Kapitän Sberard Osborn Court-point getauft, nach dem Master des Kanonenboots Furious, das Lord Elgin im J. 1858 hierherbrachte.

Der Radius der Bai beträgt vielleicht 7 Miles, wird nach dem Ufer zu allmählich seichter, bis eine lange Bank, etwa 1 Mile vom Lande, auf der bei hoher Flut nur 7 Fuß Wasser zu finden, allen Schiffen, die einen größern Tiefgang haben, den Weg versperrt. Ein Kanal, tief genug für die Fahrzeuge der Japaner, führt an einer Stelle durch dieses Hinderniß nach dem Flusse Tobagawa; allein genaue Vermessungen dieser Stelle sind bis jetzt noch schwierig gewesen. Längs der Seeseite dieser natürlichen Vertheidigung liegt die erwähnte Reihe von Batterien oder Forts, an der Südwestseite, wo die Vorstadt Sinegawa an die Stadt Jeddo stößt, beginnend; vielleicht hat man den Plan gehabt, den ganzen innern Hafen auf diese Weise zu befestigen, und die Arbeiten noch nicht vollendet; vielleicht ist das



Wasser weiterhin so seicht, daß man die zweite innere Linie von Befestigungen für genügend findet, die, am Ufer errichtet, die zwischen den äußern Forts befindlichen Lücken ausfüllend, an der Nordostseite aber einen fortlaufenden Wall bildend, mit Geschütz und Infanterie besetzt, wol genügen mag, um einen Bootangriff abzuschlagen. Die Zahl der Kanonen, welche die Forts enthalten, ist sehr groß, einige davon bis zum Kaliber von vielleicht 36 Pfd., andere kleiner, bis zu gewöhnlichen Feldgeschützen auf Laffetten mit Speichenrädern. Diese ganze Lokalität war gänzlich neu für mich: die amerikanischen Schiffe unter Commodore Perry waren nicht weiter gegangen als etwa 3 Miles hinter die Stelle, wo jetzt die „Arkona“ ankert und man eben die Stadt am Horizont auftauchen sieht, sowie einige in derselben gelegene Hügel; auf einer Bootexcursion gelangten wir etwas näher, allein auch da war etwa 2 Miles von den Forts eine lange Reihe japanischer Fahrzeuge, von denen einige Kanonen führten, alle aber von Soldaten besetzt waren, geankert, sodasß größere Annäherung nicht möglich war. Der Hügel, gegen die Mitte der Stadt zu gelegen, der mir bei jener Gelegenheit als die kaiserliche Burg bezeichnet ward, ist derselbe in der That; allein den hohen Thurm oder die Pagode, die ich damals zu sehen glaubte und auch noch glaube gesehen zu haben, kann ich nicht wiederfinden; ob derselbe bei einem der vielen Feuer, die seitdem Theile von Jeddo in Asche gelegt, abgebrannt, oder sonst zerstört worden ist, konnte ich bis jetzt nicht erfahren.



Außerhalb der Batterien ankerten vier ziemlich große dreimastige, nach europäischer Art getafelte Schiffe, die nicht verfehlten, bei uns sowol Erstaunen als Heiterkeit hervorzurufen. Die Form ähnelt derjenigen, welche man auf alten niederländischen Marinebildern findet, breit, tiefbauchig, vorn rund, hinten mit weitausgebauter Campagne, die Geschützpforten groß wie die Thorwege, die Masten wunderbar gestellt, geformt und die Raaen durch seltsames Tauwerk in mancherlei verschiedenen, nicht sehr gewöhnlichen Stellungen gehalten. Auch noch einige ganz besondere Verbesserungen hat man diesen wunderlichen Exemplaren von Schiffsbaukunst beigefügt. Die Seiten waren mit hohem Gitterwerk umgeben, das Hintertheil mit andern ähnlichen Verzierungen; Treppen waren an ungewöhnlichen Plätzen angebracht, und Vorhänge an Orten, wo deren nie vorher gesehen worden sind. Zwei dieser Meerwunder waren schwarz angestrichen, eins am untern Theil grün, das vierte roth. Wie und wann diese seltsamen Fahrzeuge entstanden, bleibt noch eine offene Frage; die Japanesen wollten oder konnten dieselbe nicht beantworten, scheinen aber sehr stolz auf diese Schöpfungen zu sein. Die Mannschaft hockte auf den Geländern und andern Theilen der Schiffe herum, um uns zu inspiciren, und mit Ausnahme eines Streifens weißer Leinwand um die Lenden trugen die Leute meist nur ein einziges Kleidungsstück, das, ob schon wahrscheinlich sehr unbequem zu tragen, wenn ganz neu, dennoch später nirgends drückt oder Falten wirft. Dieses Kleidungsstück bestand aus der Haut des betreffenden

Individuums, vom Halse bis zu den Sohlen mit allerhand Ornamenten in rother und blauer Farbe tätowirt. Auch auf diese Verzierungen scheinen die Leute sich nicht wenig einzubilden, und tragen mit anscheinendem Wohlgefallen die verschiedenen Krabben, Fische, Schmetterlinge oder auch Porträts von Frauen, die zwischen ihren Schultern oder auch tiefer am Körper abgebildet sind, zur Schau.

Da in der jetzigen stürmischen Jahreszeit nur wenige Dschunken aus den verschiedenen Theilen des Landes nach Jeddo kommen, so war der innere Hafen ziemlich leer. Längs diesem läuft die große Straße, die, in Nagasaki beginnend und gegenüber der Stadt Matsmai auf Jeddo endend, das ganze Reich der Länge nach durchschneidet. Hier ist sie rechts und links von einer einzigen Reihe Häuser gesäumt, da die hinter denselben liegenden Hügel den Raum beschränken. Viele dieser Häuser sind sogenannte Theehäuser, wo auf den Terrassen nach der Wasserseite zu die Leute sitzen, rauchen, Thee oder Saki trinken, oder sich auch noch auf andere Weise amüsiren. Weiterhin auf einem ziemlich in die Augen fallenden Hügel, zwischen malerischen Gruppen schöner alter Bäume, steht ein Tempel, davor auf einem Flaggenstock die französische Flagge. Dies ist die Wohnung des Hrn. Belcour, französischen Chargé d'affaires. Mr. Alcock, der englische Gesandte, hat seine Wohnung in einem andern Tempel, ebenso Mr. Townsend Harris, amerikanischer Ministerresident, beide in weniger prominenter Lage befindlich. Noch weiterhin bezeichnet eine schwarz und weiße Flagge (die kaiserlichen Farben) das Werft, an welchem



die Escorte bald landete und sich aufstellte. Einige dreißig Pferde, von denen vier durch die Güte der Repräsentanten Frankreichs und Amerikas mit europäischen Sätteln versehen waren, warteten hier, und so unbequem auch ein japanischer Sattel für den Reiter ist, so war es doch besser und angenehmer, dieselben zu benutzen, als im Schmutz der Straßen einer engen Vorstadt hinzutrotten.

Das Wetter klärte sich jetzt etwas auf, und die Sonne erschien zum ersten mal seit einigen Tagen, sodaß die Helme und Gewehre der Seesoldaten und Matrosen, hellblinkend, den Aufzug glänzender machten. In der That war es ein munterer Anblick, als sich der Zug in Bewegung setzte, voraus das Musikcorps des Seebataillons, einen kriegerischen Marsch spielend, dann das Detachement Seesoldaten der „Arkona“ mit ihrem Offizier, dann der Gesandte zu Pferde, geleitet und gefolgt vom Commodore, einem Theil der Offiziere sowie den andern Herren seines Gefolges, während eine starke Abtheilung von Matrosen, gefolgt von ihren Offizieren und Cadetten und bewaffnet mit Zündnadelbüchsen, den Zug schloß. Die Menschenmenge war nicht sehr groß, einestheils weil der Weg durch eine nicht sehr ausgedehnte Vorstadt führte, anderntheils die japanischen Behörden entweder die Zeit des Einzugs geheim gehalten oder die Thore gesperrt, mit denen jede Straße versehen ist, um den Andrang einer zu großen Menschenmenge nach Einem Punkt zu verhindern. Ein japanischer Beamter, der den Gesandten am Bord des Schiffs abgeholt hatte und in seinem Boot vorausgefahren war, geleitete auch



hier den Zug zu Fuß. Nach einigen tausend Schritten hatte die enge Straße ein Ende, und eine Brücke über einen Bach führte nach einem offenen Platz. Hier war jedenfalls ein vornehmerer Stadttheil; zur Linken an den breiten Esplanaden zu beiden Seiten des Baches standen mehrere große Residenzen sogenannter Daimios oder Fürsten, zur Rechten erhob sich ein bewaldeter Hügel, dessen äußere Seiten von Tempeln und den sie umgebenden Gärten gesäumt waren, an dessen östlichem Abhang aber das Mausoleum der Tai-kun oder Kaiser (in gemeiner Sprachweise Ziogun genannt) liegt. Nun folgte man einer andern Straße noch einige hundert Schritte, die Escorte stellte sich vor einem großen, schwarz angestrichenen Portal auf, präsentirte das Gewehr, und der Gesandte zog in das für ihn bestimmte Gebäude ein, gefolgt von allen, die ihn begleiten.

Dies ist ein langes Haus, in dessen vorderm Theil ein großes Gemach, für Verhandlung von Staatsangelegenheiten bestimmt, woran noch einige andere geräumige Zimmer stoßen, während der Rest desselben eine große Anzahl von Gemächern enthält, die jetzt verschiedenen Herren als Schlafgemächer dienen. Küchen, Vorrathskammern und Pferdeställe sind in Nebengebäuden; an das Ganze aber stößt eine zweite Gruppe von Gebäuden, in welchen eine Anzahl von Japanern wohnt, von denen einige Beamte, andere Offiziere und Soldaten, wieder andere Diener sind, die alle mehr oder weniger für den Gesandten und sein Gefolge zu sorgen haben. Die beiden Gouverneure von

Yebdo statteten bald ihren Besuch ab, die preussische Flagge ward an dem im Hofe befindlichen Flaggenstock aufgezogen, und so war die Gesandtschaft formell installiert.

Das Ceremoniell und die äußern Formen, welche im Verkehr mit den Japanern beobachtet wurden, waren sehr einfach. Beim ersten officiellen Besuch, den der Gesandte bei einem hohen Staatsbeamten, in ähnlicher Stellung wie anderwärts etwa ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, abstattete, begleiteten ihn alle an dem Tage in Yebdo anwesenden Offiziere und Mitglieder der Expedition, später nur das diplomatische Personal.

Die Besuche der Japaner in Akabani fanden in ähnlicher Weise statt, indem die betreffenden Beamten mit dem Gefolge, wie es ihr Rang bedingte, nach einem dicht neben dem von der Gesandtschaft bewohnten Hause befindlichen Gebäude zogen; dieses diente einer Anzahl anderer japanischer Beamten zum Aufenthalt, die die Aufsicht über die japanische Dienerschaft führten, die Bedürfnisse des Haushalts, welche von dem Herrn, der diese Branche verwaltete, ihnen bezeichnet wurden, beschaffen ließen und die Bezahlung dafür in Empfang nahmen, unsere mexicanischen Dollars in Itebu\*) umwechselten, und solche Angelegenheiten, wie sie im täglichen Leben und dem Verkehr mit den Eingeborenen vorkamen, ordneten.

---

\*) Viereckige Silbermünzen, deren etwa drei auf einen Dollar gingen. Beim Einwechseln wurden dieselben gewogen, ebenso die Dollars und Gewicht für Gewicht gegeben. Itebus kosteten uns danach 15 Sgr. das Stück.

Aus diesem Gebäude führte ein bedeckter Gang nach dem andern Theil des von uns bewohnten, durch den die betreffenden höhern Beamten mit einem kleinen Gefolge nach dem Empfangssaal des Gesandten gingen, wo die Conferenzen stattfanden.

Diese lagen im vordersten Theil unserer Wohnung, links von dem Vorsaal oder der Halle, die an den äußern Hof stieß. Von hier führte ein 10—12 Fuß breiter Gang bis zum entgegengesetzten Ende des Hauses, zu dessen beiden Seiten Reihen von Zimmern lagen. Zunächst dem Conferenzsaal, und links vom Eingang, lag das Speisezimmer des Gesandten, an dieses stieß sein Arbeits- und Schlafzimmer, dann das des Legationssecretärs, der Attachés, des Arztes und solcher Offiziere und Mitglieder der Expedition, die in Jeddo zum Besuch waren. Eine etwa 4 Fuß breite Veranda war an der Außenseite dieser Reihe von Gemächern, und vor dieser ein mit Gras bewachsener offener Raum, durch eine schwarz angestrichene Breterwand umfriedigt.

Die rechte Seite des Ganges bildete eine zweite Reihe von Gemächern, von denen einige gleichfalls von Gästen bewohnt wurden, ein anderes größeres als gemeinschaftliches Speisezimmer diente und die weiter hinten gelegenen als Schlafstellen für einige Seesoldaten und Mechaniker, die Diener des Gesandten 2c. gebraucht wurden. Rechts und links am Ende des Ganges waren zwei Badezimmer und dicht dabei die Appartements. Das letzte Zimmer links bewohnte Hr. B., der Photograph, für den in dem offenen Raum vor demselben noch ein kleines als Atelier dienendes



Gebäude errichtet war. Das letzte Zimmer der rechten Seite, gegenüber dem des Hrn. Bismark, war mir zugefallen.

Der größte Theil dieser Gemächer war, nach der herrschenden Landessitte, von mit Papier überzogenen hölzernen Rahmen, sowol untereinander als nach außen und dem innern Gang, abgegrenzt, die, in oben und unten angebrachten Vertiefungen hin- und hergeschoben, zu gleicher Zeit als Wand, Fenster und Thüren dienten. Auf diese Weise lebte der größte Theil der Bewohner von Akabani, nach allen Seiten von Papier umfriedigt, ein Pfeil, an einem Ende des Hauses abgeschossen, würde, wenn nicht etwa von den Immobilien aufgehalten, wahrscheinlich bis an die entgegengesetzte Seite des Hauses geflogen sein; ebenso war es äußerst schwierig, das nicht zu hören, was im nächsten Zimmer leise, und in dem andern laut gesprochen wurde.

Während der warmen Witterung des Herbstes war dieses Leben in Papier sehr angenehm, als aber der Winter etwas kältere Atmosphäre brachte, ward es nöthig, künstliche Wärme zu erzeugen. Dies ward durch große Metallbecken (Sabatschi) bewerkstelligt, die, mit glühenden Kohlen gefüllt, in das Zimmer gesetzt und nach Bedürfniß erwärmt wurden. Trotz der Papierarchitektur ward es auf diese Weise möglich, einen ganz angenehmen Wärmegrad zu erzeugen und selbst während eines Theils der Nacht zu erhalten, da dann die äußere Veranda noch durch hölzerne Läden geschlossen ward. Der Fußboden war überall mit den landesüblichen gepolsterten Strohmatteu bedeckt, die, auf ein niedriges Ge-

stell gelegt, solchen, die nicht eine Matratze mit ans Land gebracht hatten, als Betten dienten. Das Mobiliar bestand aus einem oder zwei Tischen und einer gleichen Zahl einfacher Holzstühle.

Der Mahlzeiten gab es zwei, um 10 Uhr vormittags und 6 Uhr abends, außerdem Thee, und manchmal Kaffee des Morgens und Abends, Milch dazu lieferten die japanischen Buddhaverehrer nicht.

Die allgemeine Tagesordnung war etwa die folgende: bis 10 Uhr blieb gewöhnlich ein jeder in seinem Zimmer, dann allgemeines Frühstück. Später theilte sich manchmal die Gesellschaft in kleine Gruppen, die Ausflüge in die Stadt machten, die verschiedenen Kaufläden besuchten und bei den Händlern, die ihre Waaren in dem Vorsaal aufgestellt hatten, Einkäufe machten, oder einzeln ausgingen, um Beobachtungen und Studien zu machen. Am späten Nachmittag ritt gewöhnlich der Gesandte aus, und einige oder mehrere begleiteten ihn in den meisten Fällen. Um 6 Uhr war die zweite Mahlzeit, die vielleicht eine Stunde dauerte, und zwei oder mehrere wurden fast täglich zum Tisch des Gesandten geladen.\*)

Nach der Mahlzeit folgte eine Pause, und später versammelte sich eine Anzahl im vordern Salon des Gesandten, um den Abend mit Whistspiel, Unterhaltung &c. auszufüllen.

---

\*) d. h. ins vordere Zimmer zum Tisch, an dem der Gesandte selbst speiste; alle Nahrung des Haushalts ward seitens der Gesandtschaft geliefert.

Meine eigene Lebensweise ward durch meine Beschäftigungen modificirt. Ich hatte die Verpflichtung übernommen, Skizzen darstellenswerther Gegenstände zu machen und die photographischen Arbeiten zu beaufsichtigen. Außer Hrn. Bismark aus Berlin hatte der Gesandte noch für einige Zeit Hrn. Wilson, einen Amerikaner von Yokuhama, engagirt, und einer der Mechaniker, welche die elektrischen Telegraphen von Siemens und Halske aufzustellen hatten, namens Sachtler, zeigte viel Geschick im Photographiren, sodaß er bald selbst operirte. Da ich nun mit diesen Herren an allen Tagen, wo das Wetter es erlaubte, Ausflüge machte und mit ihnen arbeitete, die Orte, wo dies geschah, meist sehr weit von Akabani lagen, so ward gewöhnlich bei oder vor Sonnenaufgang aufgebrochen und erst spät am Abend heimgekehrt. Da nun auf diese Weise meine Zeit am Tage fast gänzlich absorbirt wurde, so blieben mir nur die Abendstunden, um meine Tagebücher und Correspondenzen zu führen, Skizzen weiter auszuführen zc., und so traf ich oft nur bei Tisch mit den übrigen Herren zusammen; die meisten Abende brachte ich auf meinem Zimmer zu.

Sonntags fuhr ich gewöhnlich nach den Schiffen, die draußen in der Bai ankerten, wohnte dort dem Gottesdienst bei, und kehrte am Abend wieder nach Akabani zurück. Es war wohlthuend, unter Kameraden und Schiffsgenossen von je sieben Tagen einen zuzubringen.

---



## X.

### Yeddo.

Charakter der Stadt. Wohnungen der Daimios oder Fürsten. Das Schloß des Kaisers. Die Prinzenstadt. Die Tempel. Die Brücken. Nippon-bas. Die Zahl der Einwohner. Straßen und Märkte. Umgegend. Theegärten. Die Bevölkerung in den Straßen. Gründe der Misstimmung gegen Fremde. Ermordung des Gotairo oder Regenten.

Ufabani, Yeddo (Japan), 11. Oct.

Ueber einen Monat ist es nun, seit die Gesandtschaft in Yeddo installiert ist. Seit dieser Zeit hat der Gesandte eine Anzahl von Besuchen der beiden Gouverneure von Yeddo empfangen und zwei Conferenzen mit den kaiserlichen Ministern gehabt. Eine früher gehegte Ueberzeugung habe ich noch nicht geändert und hoffe, daß, nachdem eine Anzahl theils langweiliger, theils lästiger Formalitäten vorüber sind, ein Vertrag erzielt werden wird, der für jeden praktischen Zweck ebenso vollkommen genügen wird als die Verträge anderer Nationen.

Vor der Hand ist es noch immer äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich, sich genauere Kenntniß des Staats- und Familienlebens der Japaner sowie der innern Verhältnisse des Landes zu verschaffen. Ich glaube, daß der

alte Kämpfer vor 200 Jahren ebenso wohl über diese Gegenstände unterrichtet war als heute die fremden Gesandten, die seit einigen Jahren in Jeddo residiren. Zu jener Zeit war der Verkehr der Fremden größern Beschränkungen unterworfen als jetzt, die Gelegenheiten, etwas vom Lande zu sehen, waren selten, und kamen sie, so erlaubte eine eifersüchtige Ueberwachung nach vielen Sachen nur einen Blick aus der Ferne; heute bewegt man sich mit größerer Freiheit, und soweit eigene Anschauung geht, kann man sich einen ziemlich ausgedehnten Begriff von der physischen Natur des Landes und seiner Bewohner machen. Hiermit hat es aber ein Ende. Zu Kämpfer's und Thunberg's Zeiten gelang es manchmal, das Vertrauen einzelner Personen zu gewinnen, welche von den Fremden Kenntnisse zu erwerben wünschten, die sonst außer ihrem Bereich gelegen haben würden, und diese tauschten dieselben dann gegen Nachrichten über das Land ein; jetzt ist es den Japanern ein Leichtes, sich jedes Buch, das sie wünschen, zu verschaffen, jeden praktischen Unterricht, dessen sie zu bedürfen glauben, zu erlangen. Dazu scheint noch bei ihnen eine Ahnung gekommen zu sein, daß mit den Fremden zu irgendeiner künftigen Periode ein feindlicher Zusammenstoß erfolgen werde, und waren sie früher aus Gehorsam gegen das Gesetz verschlossen, so suchen sie jetzt, getrieben von einem Gefühl der Selbstvertheidigung, die Ausländer über die innern Verhältnisse im Dunkeln zu lassen oder gar absichtlich irre zu führen. Wer klar zu sehen versteht, mag sich auf seine eigenen Augen verlassen, alles Uebrige kann nur

mit der größten Vorsicht angenommen werden; Schlüsse und Folgerungen aus dem Gehörten zu ziehen, wird stets viele Irrthümer zur Folge haben.

Die reichsten, positivsten Resultate von Forschungen werden in dieser Expedition wahrscheinlich die Herren Fachgelehrten erzielen; es ist bisher noch selten jemand das Glück zu Theil geworden, so ungestört und unbeschränkt Beobachtungen anstellen zu können, und die gelehrten Mitglieder der Expedition werden sicher eine solche Gelegenheit wohl benutzen.

Yeddo, die kaiserliche Residenz, liegt zwischen  $35^{\circ}$  und  $36^{\circ}$  nördl. Br. und zwischen  $139^{\circ}$  und  $140^{\circ}$  östlich von Greenwich, am obern Ende einer 60 Miles langen Bai in einer von einzelnen Hügeln unterbrochenen Ebene, durch die zwei große Flüsse sich winden, deren einer, von Osten kommend, sich in die Bai ergießt, der andere kleinere von Norden her den Schloßgraben füllt, und auf einem Umweg gleichfalls in die See fließt. Ueber den Ausfluß dieses letztern führt die bekannte „Niphon-bas“ oder Brücke von Niphon, von der aus alle Entfernungen im Reiche gemessen werden. Ein drittes Flüsschen trennt Yeddo von der Vorstadt Sinagawa, und verschiedene kleine Bäche versehen die Kanäle der Stadt mit dem nöthigen Wasser.

Wenn man London als eine Verschmelzung verschiedener großer Städte bezeichnen kann, so ist Yeddo mehr der Ver-

\*) Der mittels astronomischer Beobachtungen bestimmte Punkt ist der nördliche Landungsplatz vor dem Zollhaus in Yokuhama  $35^{\circ} 25' 30''$  nördl. Br.  $139^{\circ} 38' 12''$  östlich von Greenwich.



schmelzung sehr vieler Dörfer ähnlich. Jeder Fürst Japans bringt einen Theil des Jahres in Jeddo zu, und besitzt wenigstens ein Schloß, wenn man anders eine Anzahl in und um Gärten gelegener Gebäude so nennen kann. Diese machen meist keinen sehr imposanten Eindruck. Wegen der hier sehr häufigen Erdbeben haben die Häuser meist nur zwei Stockwerke, deren oberes sehr niedrig ist. Ein gewaltiges massives Portal bildet den Eingang; manchmal befinden sich deren auch zwei in der langen monotonen Fronte, die unten mit schwarzen Fliesen bekleidet und oben weiß getüncht ist. Die Ritzen zwischen den Fliesen sind mit einem erhabenen weißen Stuckwerk überzogen, das sich netzförmig über die Wand zieht. Die Fenster beider Stockwerke sind etwa 4—5 Fuß lang, 3—3½ Fuß hoch, mit einem Gitter von Latten versehen und unterbrechen die Monotonie des Ganzen nur wenig. Ein Graben, manchmal nur wenige Fuß breit, manchmal breiter, umschließt das Ganze. Die meisten dieser Residenzen liegen auf Hügeln, oder wenigstens so, daß man von keiner benachbarten Höhe in das Innere sehen kann, einige wenige jedoch kann man theilweise überblicken. Bei diesen scheint es, als ob die Residenz des Hausherrn in einem besondern Gebäude gegen die Mitte zu befindlich sei, um das sich andere Gebäude gruppieren, die vermuthlich von den Personen seines Haushalts bewohnt, oder zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt werden.

Eine oder mehrere Reitbahnen fehlen nie, in denen man des Morgens gewöhnlich eine Anzahl munterer kleiner Pferde herumtrotten sieht. Manchmal umgibt das Hauptgebäude

ein großer Park, oder er stößt an dasselbe; da jedoch, wo das beschränktere Terrain einen solchen Luxus nicht erlaubt, sind in den verschiedenen Höfen kleinere Miniaturgärtchen angelegt, mit kleinen Teichen voller Goldfischchen, Inselchen von 5 Quadratsfuß Flächenraum, bepflanzt mit Sträuchern, welche die Formen hoher alter Cedern in einer Dimension von 15 Zoll über dem Wasserspiegel wiedergeben. Auch Felsen von pittoresker Form fehlen nicht, in welche diese Riesebäume ihre Wurzeln klammern; besonders ragt stets auf dem einen Ende des Eilands eine 2—3 Fuß hohe steile Felsenklippe empor, von der sich unglücklich Liebende in die unten rauschende 10-Zoll tiefe Flut stürzen können, in welcher sie vielleicht umkommen, wenn nicht über die 1 Fuß lange, 6 Zoll breite Brücke jemand zu ihrer Hülfe herbeieilt, oder die Mannschaft einer einige Zoll großen Gondel sie dem feuchten Grab entreißt.

Die Zahl derartiger Residenzen ist sehr groß, und da sich viele derselben in den verschiedenen oft entlegenen Theilen der Stadt befinden, so ist selbst eine oberflächliche Abschätzung sehr schwierig. Manche davon sollen von 4—5000 Personen bewohnt werden, und verschiedene der Prinzen deren mehr als eine haben. So wird gesagt, daß der Prinz von Sakuma nicht weniger als dreizehn solcher Schlösser in Jeddo besitze, die von 70—80000 Personen bewohnt seien, was nach den gewöhnlichen statistischen Annahmen die Zahl der zu seiner Verfügung stehenden waffenfähigen — hier gleichbedeutend mit bewaffneten — Männer auf 20—30000 bringen würde. So bilden die Daimios oder Fürsten in

Jeddo neben der Regierung eine zweite Macht, die, wenn sie sich alle zu einer organisirten Opposition verbünden würden, den Truppen des Kaisers numerisch weit überlegen wären. Hiervon am geeigneten Orte mehr.

Den Kern der Stadt bildet ein Polygon, das mit Mauern, Wällen und einem etwa 50 Schritt breiten Graben umgeben ist, an der Westseite des großen Flusses Toda-gawa nahe der Mündung beginnend. Die nördliche Seite erstreckt sich gleichfalls bis zum Flusse, etwa 3 Miles nördlich von der Mündung; die Ausdehnung von Osten nach Westen mag etwa 5 Miles sein. Innerhalb dieser Umwallung, und zwar etwas von der Mitte, steht auf einem Hügel, gleichfalls mit Wällen umgeben und durch einen etwa 100 Schritt breiten und halb so tiefen Graben geschützt, die Citadelle oder Burg des Kaisers, an die östlich und tiefer liegend die durch eine besondere Umwallung geschützte Prinzenstadt sich schließt, in welcher die verschiedenen Minister ihre Geschäftslokale haben. Zwischen dem ersten und dem zweiten Graben befinden sich sehr viele Residenzen von Fürsten sowie Wohnungen von allerhand Hofbeamten, die in regelmäßigen Straßen sich aneinander reihen. Der westliche höher gelegene Theil scheint von vornehmern Personen bewohnt zu sein als der tiefer liegende östliche, der nach dem Wasser zu in Reihen von Verkaufsläden und Fischerwohnungen endet. Es scheinen selbst diese Leute mehr oder minder mit dem Schloß in Verbindung zu stehen, vielleicht versehen sie die Bewohner desselben mit den nöthigen Lebensbedürfnissen. Die Straßen und Plätze



dieses Stadttheils sind häufig mit ambulanten Buden besetzt, in denen entweder Speisen und Getränke oder allerlei Firlefanz zum Verkauf ausgedboten wird, oder Wunderdoctoren, Gaukler und andere ähnliche Leute ihre Künste produciren. Die Bewohner dieses Viertels sind augenscheinlich hochmüthiger und manchmal auch frecher in ihrem Benehmen als andere, man sieht hier zuweilen Betrunkene, und im allgemeinen thut man vielleicht wohl daran, diese Gegend nur dann zu besuchen, wenn man es nicht umgehen kann, denn man begegnet sehr häufig Zügen von Daimios, die nach Hofe gehen oder von daher kommen, und denen man am besten ausweicht.

Im Innern der Citadelle sollen sich noch zwei runde Befestigungswerke befinden, zu denen man auf einer hohen Brücke gelangt, und die dem Kaiser nebst den kaiserlichen Prinzen zum Aufenthalt dienen. Die Beschreibung dieses Theils soll erfolgen, wenn ich Gelegenheit gehabt habe denselben zu sehen.

Die Festungswerke sind aus polygonisch geformten Felsblöcken, oft von gewaltigen Dimensionen, erbaut, die aber weder mit Mörtel noch mit Klammern oder andern Bindemitteln aneinander befestigt sind. Man sagt, daß sie auf diese Weise den hier häufig vorkommenden Erdstößen besser widerstehen.

Der Tempel und klosterartigen Priesterwohnungen gibt es eine unglaublich große Anzahl. Auf einem Plan von Jeddo sind diese, nebst den dazu gehörigen Ländereien, roth gemalt, und es scheint, als ob sie beinahe den vierten Theil

der Häusermasse ausmachen. Diese Tempel bestehen gewöhnlich aus fünf Gebäuden, d. h. zwei Portalen, davon das eine innere größer als das äußere ist, dann rechts ein Gebäude, das man mir als Bibliothek bezeichnete, und links ein anderes ähnliches, in dem die bei Festen nöthigen Geräthschaften aufbewahrt werden. Der Tempel selbst steht dem großen Portal gegenüber, und die Wohnungen der Priester stoßen daran oder machen einen Theil davon aus.

Diese Anordnung wird durch Terrainverhältnisse unendlich variirt; manchmal muß auf einem kleinen Raum dasselbe Gebäude zu mehreren Zwecken dienen, manchmal ist eine ganze Gruppe zum selben Zweck benutzt. In einigen Tempelanlagen bilden die Wohnungen der Priester eine kleine Stadt, in andern hat ein einzelner seine Wohnstätte in irgendeinem Winkel aufgeschlagen.

Die meisten dieser Tempel sind sehr schön gelegen und von manchen hat man eine herrliche Aussicht auf die Stadt oder einen Theil derselben. Ein Hügel, Attago-Yama oder Attango-Yama, nicht weit von der Residenz der Gesandtschaft gelegen, bietet ein weites Panorama; allein der Anblick wird dadurch sehr monoton, daß, mit Ausnahme der kaiserlichen Burg, einiger wenigen großen Tempel und der in allen Theilen errichteten kleinen unansehnlichen Thürme für Feuerwachen, die langen gleichförmigen Linien der Dächer gar nicht unterbrochen werden.

Die längste Straße ist die, welche von Nagasaki durch Jeddo bis zum fernsten Norden Niphons führt. Durch die Vorstadt Sinagawa längs dem Meeresufer hinleitend,

wendet sie sich dann, führt in einer Entfernung von 6—800 Schritt längs dem äußern Wall der Prinzenstadt hin, und nachdem sie auf einer großen Brücke den Fluß gekreuzt, verläßt sie die Stadt am Nordende. Da, wo diese Straße den Ausfluß des Schloßgrabens kreuzt, befindet sich die vielgenannte Brücke Niphon-bas, die den Mittelpunkt des Reichs bildet, von dem alle Entfernungen gemessen werden. Sie ist 137 Fuß lang, 21 Fuß breit, und gleicht in allem Uebrigen jeder japanischen Brücke.

Die Zahl der Brücken in Jeddo ist außerordentlich groß, denn die vielen Straßen sind sehr häufig von Kanälen oder Bächen durchschnitten; über den Hauptfluß Toda-gawa, der an der breitesten Stelle etwa 500 Schritt messen mag, führen innerhalb der Stadt vier Brücken. Diese sind sämmtlich aus Holz erbaut. Jeder Pfeiler wird aus drei, fünf oder manchmal auch mehr Balken gebildet, je nach der Breite der Brücke. Diese sind in einer Reihe in der Richtung des Stroms so eingerammt, daß der mittlere senkrecht steht, während die äußern sich etwas nach innen neigen. Ein oder zwei Balken übereinander gelegt bilden die oberste Verbindung, die unten dicht über dem Wasser wiederholt wird. Ragen die Balken sehr hoch aus dem Wasser, so werden noch eine oder mehrere Verbindungen gegen die Mitte zu gemacht und durch Kreuzverbände gestärkt. Auf diesem Unterbau spannt sich nun die Brücke in einem einzigen Bogen, gleichviel wie groß die Spannweite sei. Aus starken Pfosten auf die hohe Seite gestellt, hat man die Form des Bogens hergestellt, darüber eine Seiten-



verbindung gelegt, und das Ganze abgeplankt. Da die Ströme in diesem Breitengrad selten und auch dann nur leichtes Eis führen, so scheint diese Structur von genügender Stärke. Im dritten Band von Commodore Ringgold und Rodger's Expedition habe ich eine Ansicht von Jeddo beigefügt. Diese ist einer japanischen Originalzeichnung entnommen, welche ich während Commodore Perry's Aufenthalt in Yokuhama kaufte, und die ich als Facsimile veröffentlicht zu sehen wünschte. Der Zeichner hat beim Uebertragen auf den Holzbloß manche Veränderungen angebracht, die mir erst zu Gesicht kamen, als das Buch bereits erschienen. Die darin abgebildete Brücke ist die zweite von seiner Mündung über den Toda=gawa gespannte, und heißt Ohazhi. Die obenbeschriebene Construction läßt sich in derselben erkennen.

Die Zahl der Einwohner von Jeddo wird von verschiedenen Schriftstellern auf zwei Millionen angegeben. Ich kann nicht entdecken, wie es möglich ist, zu irgendeinem bestimmten statistischen Resultat zu gelangen. Einen großen — wenn nicht den größten — Theil der Bevölkerung bilden die Anassen jener Residenzen der Daimios, von denen jeder allein die Zahl seiner Untergebenen kennt. Einen Census kann die Regierung von ihnen nicht aufnehmen lassen, denn kein Regierungsbeamter darf die Residenz ohne Bewilligung des Hausherrn betreten, der zu eifersüchtig auf seine Rechte ist, um etwas Derartiges zu gestatten. Es ist mir nicht bekannt, ob ein Census über den Rest der Einwohner regelmäßig aufgenommen wird; wahrscheinlich ge-

schieht es, und möglicherweise ist auch das Resultat in die Hände von Fremden gelangt. Nimmt man an, daß die Daimios und ihr Gefolge die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachen, so braucht man dann nur den Regierungscensus zu verdoppeln, allein alles dieses beruht zu sehr auf Hypothesen, um für positiv genommen zu werden. Die Stadt ist sehr groß, und die Menschenmenge in den Straßen oft dicht, dennoch aber sollte ich glauben, daß die Einwohnerzahl eher unter zwei Millionen ist als darüber.

Lasten transportirt man in Jeddo theils auf den Schultern von Menschen, theils auf Packpferden, theils auf zweiräderigen Karren, von Büffeln gezogen; eine große Erleichterung aber für den Transport der Lebensbedürfnisse einer so zahlreichen Bevölkerung bilden die verschiedenen Flüsse, Bäche und Kanäle, welche die Stadt in verschiedenen Richtungen durchschneiden, und die von zahlreichen Booten befahren werden.

Märkte in der Art, wie sie in Europa üblich sind, scheinen nicht gebräuchlich zu sein, allein in den meisten Straßen befinden sich Verkaufsläden, wo Lebensmittel theils im Naturzustand, theils zur Verpeisung vorbereitet zu haben sind. Besonders ist eine Art kleiner Garfküchen sehr beliebt, in denen der Koch oder die Köchin unter einem kleinen Dach immer einen Borrath gebratener Fische oder anderer See- thiere, zubereitete Gemüse und allerlei niedliche, oft ganz lecker aussehende Gebäcke, Reiskuchen oder sonstige Sieben- sachen auf reinlichen Strohmaten oder einer Schicht grüner Blätter ausgestellt hat, daneben ein kleines Kohlenfeuerchen

munter schürt, um neue Vorräthe zu bereiten, und mit dem Fächer, mit dem die Glut angefacht wird, von Zeit zu Zeit auf die flache Hand klappt, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf die Anstalt zu lenken. Bei vielen dieser Gewaaren ist allerdings für einen Fremden das Aussehen die beste Seite derselben; die einen als Brot, die andern als Reiskuchen sind meist zäh, stecken schwer in den Zähnen und noch schwerer im Magen; die Fische haben manchmal zu viel haut goût für nicht daran gewöhnte Mägen, die Seegräser und andere Algen dünken einem sad und oft unangenehm, und das Zuckerwerk besteht meist aus einem Klumpen kleberigen Teigs mit einer dünnen buntgefärbten Schichte von Zucker überzogen.

Viele, vielleicht die meisten der Straßen Yeddos, mit Ausnahme des Prinzenviertels, sind mit Thoren versehen, die bei Feuersbrünsten, Volksaufläufen und andern Gelegenheiten verschlossen werden können, um den Andrang einer zu großen Menschenmenge zu verhüten; neben den meisten befindet sich ein Wachthäuschen, in dem sich mehrere Bewaffnete aufhalten. Anstalten zum Löschen von Feuersbrünsten sind getroffen, indem außer den bereits erwähnten Wachtthürmen, in deren Nähe sich Alarmglocken befinden, über die ganze Stadt Posten von Feuerlöschmannschaften vertheilt sind, mit Spritzen, Eimern, Leitern, Feuerhaken und andern nöthigen Geräthen wohlversehen. Außerdem eilt jeder in der Nähe befindliche Beamte mit seiner Mannschaft herbei, bei großer Gefahr sogar die Daimios, denn eine Feuersbrunst zu löschen gilt für eine große Ehre. Diese



Leute tragen bei solchen Gelegenheiten eiserne Helme mit langer daran befestigter Rückendecke und einen großen Mantel aus Leder, oder einer sehr guten Nachahmung von Leder, das einen großen Hitze grad aushalten soll.

Das Südwestende der Stadt bildet die Vorstadt Sinagawa, aus einer einzigen Straße bestehend, die, längs einer Hügelreihe hinlaufend, auf jeder Seite eine einzige Reihe Häuser hat. Hier sind eine Menge Wirthschaften, meist mit einer Veranda nach der Seeseite zu versehen, wo mancherlei Leute einige Stunden zubringen, um die kühle Seebrise und schöne Aussicht zu genießen. Auch der sogenannten Theehäuser gibt es hier viele. Da ich in einem frühern Werke „Japan und seine Bewohner“ Kämpfer's Beschreibung derselben im Auszug gegeben, so übergehe ich sie. In diesem Stadttheil gibt es gleichfalls gegen Abend viele Betrunkene, und es ist für den Fremden rathamer, diese Gegend zu vermeiden.

Die Umgegend von Jeddo ist sehr wildreich, besonders an jagdbaren Vögeln; fast alle kleinen Gebüsche enthalten Fasane verschiedener Art; Schnepfen sind häufig, und schon jetzt fangen Enten und wilde Gänse an in großen Schwärmen vorüberzuziehen. Während des Winters sieht man sie in den Gräben des Schlosses, auf den kleinen Bächen und Teichen der Stadt und in den Kirchhöfen und Gainen in der Nähe der Tempel. Ein einziger Tag würde einen guten Schützen mit trefflicher Jagdbeute lohnen; allein leider ist ein solches Vergnügen dem Fremden versagt. Mit Ausnahme des Kaisers darf innerhalb 25 Meilen vom kaiser-

lichen Schloß niemand Wild tödten. Nur der Kaiser oder Tai-kun (erhabener Herrscher) hält einmal im Jahr eine große Reiherbeize mit Falken, die diesmal kurz vor unserer Ankunft stattfand.

An verschiedenen romantisch gelegenen Orten der Umgegend gibt es auch Lustgärten verbunden mit Theehäusern, die je nach ihrer Beschaffenheit von den niedern oder Mittelklassen besucht werden, um hier eine Art Picknick zu feiern. Die hohe Aristokratie bleibt, soviel sich aus ihren Sitten schließen läßt, derartigen Orten wol gänzlich fern, denn die Daimios besitzen alles, was sie bieten, in viel vollkommenerer Weise in ihren eigenen Residenzen, die sie, außer bei officiellen Gelegenheiten, oder wenn sie in ihre Provinzen reisen, wol nie verlassen. Besuche sollen sie einander nur äußerst selten machen, theils weil wahrscheinlich eine gewisse Eifersucht zwischen ihnen herrscht, theils vielleicht, weil die Regierung ihre Handlungen sehr sorgfältig überwacht, stets Verschwörungen witternd, welche, wenn sie wirklich stattfinden, die verstohlensten Zusammenkünfte nöthig machen.

---

Akabani, 13. Oct.

Geht oder reitet man durch die Straßen von Jeddo, so ist es nicht uninteressant, die Physiognomien der Leute zu beobachten und den Eindruck, welchen das Erscheinen von Fremden auf sie macht. Ein großer Theil, manchmal bei

weitem der größte, blickt uns gleichgültig an und setzt die eben unterbrochene Arbeit sogleich wieder fort, oder läßt sich manchmal in seiner gewöhnlichen Beschäftigung durch das Erscheinen der Fremden gar nicht stören. Andere nehmen anscheinend ein großes Interesse an der neuen Erscheinung. Die Stoffe der Kleider, der Schnitt derselben, die europäischen Sattelzeuge, die Art, zu Pferde zu sitzen, die fremde Sprache sind für ihre Kritik offene Gegenstände, und diese spricht sich meist durch lautes, schallendes Gelächter aus. Ein dankbares Publikum sind diese Leute in der That: man spricht ein fremdes Wort oder auch ein japanisches mit fremder Aussprache, man steigt auf der linken Seite zu Pferde und nicht auf der rechten, wie die Japaner, man steckt seinen Kopf unter das schwarze Tuch, womit das photographische Instrument bedeckt ist, — und alles wird als ein ausgezeichneteer Witz kräftigst belacht. Dies ist besonders der Fall jenseit des Flusses Toda-gawa, wo Fremde vorher selten oder nie hingekommen sind.

Manchmal aber, und sogar nicht selten, trifft man auf Leute, die einen weder mit Gleichgültigkeit, noch mit gutmüthiger Neugierde betrachten, sondern in deren Blicken, auch ohne genaue Kenntniß der japanischen Sprache, sich deutlich der Wunsch lesen läßt, daß die fremden Eindringlinge sich auf irgendeinem andern Theil der Erde befinden möchten als auf den heiligen Küsten Niphons. Soviel sich aus ihrer Gesichts- und Körperbildung oder Kleidung schließen läßt, gehören diese Leute meist dem Gefolge der verschiedenen Daimios oder Fürsten an, oder diese selbst sind



in dieser Klasse inbegriffen. Der Grund dazu ist auch nicht schwer aufzufinden; vielleicht ist es folgender: Der Export durch fremde Kaufleute ist, trotz der kurzen Zeit, seit welcher der Handel eröffnet worden, bereits alljährlich ein ziemlich bedeutender; dadurch sind in den betreffenden Districten die Preise verschiedener Artikel um mehr als das Doppelte gestiegen. Inwieweit der Producent oder der Verkäufer dieser Sachen dadurch profitirt, weiß man nicht; es ist aber anzunehmen, daß die Regierung einen großen, wenn nicht den größten Theil des Gewinns auf directe oder indirecte Weise absorbirt. Die Fürsten und Beamten sollen einen großen Theil ihres Einkommens in Producten empfangen, die sie verwerthen und davon ihre Ausgaben bestreiten. Viele — wenn nicht alle — ihrer Untergebenen empfangen neben ihrer Verpflegung etwas Geld und verschiedene Gegenstände, wie Kleidung, Thee u. s. w., oder eine Geldsumme, die dem Werthe dieser Sachen entsprechen soll. Dadurch, daß nun mancher Artikel, vielleicht hauptsächlich Thee, Seide und andere Stoffe, bedeutend im Preise gestiegen sind, entsteht eine Differenz in der Rechnung dieser Leute, die in einem Deficit auf der einen oder der andern Seite endet. Der Daimio oder hohe Beamte, der bis jetzt im Stande war, seinen Untergebenen alljährlich drei neue Anzüge zu geben, kann jetzt mit der dazu nöthigen Summe nur zwei kaufen; er muß also entweder mehr Geld ausgeben oder seine Untergebenen kürzer halten — beides gleich unangenehm für einen Daimio, der somit keinen Grund hat, mit der Gegenwart der Fremden zufrieden

zu sein. Der Mann, welcher statt dreier Gewänder jährlich nur zwei empfängt und seinen Thee theurer bezahlen muß oder weniger trinken kann, ist wahrscheinlich mit diesem Wechsel auch nicht zufrieden, und so mag wol eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Personen existiren, die sämtliche Neuerungen in den Schwefelspühn wünschen. Bei der Macht und dem Einflusse, den die Daimios besitzen, bildet diese Partei der Unzufriedenen einen nicht ganz unbedeutenden Factor in der Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten.

Die öffentlichen Einnahmen werden durch die Zölle, welche für Ein- und Ausfuhr festgestellt sind, vielleicht etwas vergrößert; eine Anzahl von Personen haben wahrscheinlich auch einen directen oder indirecten Vortheil aus dem Verkehr mit den Fremden; allein es scheint, als ob die Zahl und der Einfluß derselben geringer sei als die der Unzufriedenen. Denn da Jeddo durch den bereits ziemlich bedeutenden Handel von Yokuhama wegen seiner großen Nähe von letzterm Orte nicht unwesentlich beeinflusst wird, alle Fürsten, Daimios und hohen Staatsbeamten aber wenigstens sechs Monate in jedem Jahr hier zubringen, so werden beinahe alle zu den obersten Klassen des Landes Gehörigen von diesem Wechsel berührt.

Die Untergebenen von gewissen Daimios zeichnen sich durch eine größere Insolenz gegen Fremde aus als andere Personen, und von vielen wird der Fürst von Mito als das Haupt der Unzufriedenen bezeichnet, auf dessen Anstiften die verschiedenen bis jetzt vorgekommenen Ermordungen statt-

gefunden haben, unter deren Opfern sich sogar der Gotairo oder Regent des Landes, Mikamon no Kami, befand. Auch in dieser Angelegenheit ist es unendlich schwer, den wahren Sachverhalt festzustellen; nach sorgfältigen Erkundigungen und in Anbetracht der Umstände stellen sich mir die Vorfälle ungefähr folgendermaßen dar:

Der letzte Kaiser, Siogoun oder Tai-Koun, wie er in der Hofsprache genannt wird, war stets kränklich, epileptischen Zufällen ausgesetzt, und starb kinderlos. Für einen solchen Fall erheischt ein altes Gesetz, daß ein Thronerbe von kaiserlichem Blut gewählt werde, und die Wahl soll auf die Mitglieder dreier fürstlichen Familien beschränkt sein, die alle in gerader Linie von Iyehas, dem Gründer der herrschenden Dynastie, abstammen. Im gegenwärtigen Falle waren die rivalisirenden Candidaten für den Thron der Sohn des Fürsten von Mito und der Sohn des Fürsten von Khizhu (nicht mit Kiusiu zu verwechseln). Der letztgenannte Prinz, ein Jüngling von sechzehn Jahren, trug den Sieg über seinen Nebenbuhler davon; da er aber noch minderjährig war, so behielt der Gotairo oder Regent die Zügel der Regierung in den Händen. Um die Zeit, wo diese Intriguen stattfanden, ankerte eine starke russische Flotte in Kanagawa. Die Idee liegt nicht zu fern, daß der Fürst von Mito, der seines Sohnes Niederlage voraussah, da der Gotairo seinen Rivalen begünstigte, gedacht haben mag, daß, wenn es möglich sei, einen Conflict zwischen der Regierung und den Fremden herbeizuführen, er in der daraus entspringenden Verwirrung seinen Sohn auf



den Thron setzen könne. Es scheint unter den hier wohnhaften Fremden wenig Zweifel darüber zu herrschen, daß die Mörder im Dienst des Fürsten von Mito standen. Drei Russen und zwei Holländer waren die Opfer, allein der erwartete Conflict fand nicht statt, und es scheint, als ob bei den später stattgefundenen Untersuchungen der Fürst von Mito arg compromittirt gefunden worden sei; denn bald darauf übergab er die Regierung seiner Provinz seinem Sohn und zog sich in das Privatleben zurück.

Der nächste Act in der Tragödie war die Ermordung des Regenten (Gotairo), die vor etwas weniger als einem Jahre stattfand. Als derselbe sich eines Tages von seiner Wohnung auf dem Wege durch das Prinzenviertel befand, stellte sich nicht weit von dem Gebäude, das der Staatsminister bewohnt, eine kleine Anzahl von Leuten dem Zug in den Weg. Diese waren als Reisende verkleidet, trugen aber unter ihren Ueberröcken Panzerhemden. Die Schwerter ziehend, machten sie den Führern des Zuges den Weg streitig, und ein großer Theil der den Norimon oder Tragesessel des Gotairo umgebenden Bewaffneten lief nach vorn, sodaß dieser augenblicklich von allen Vertheidigern entblößt war. Diesen Moment benutzte ein anderer Theil der Verschworenen: sie öffnieten den Norimon, tödteten den Gotairo und schnitten ihm den Kopf ab, den einer der Verschworenen schnell unter dem Mantel verbarg, während ein zweiter, den Kopf eines Getödteten vom Gefolge hoch emporhaltend, diesen für den des Regenten ausgab, alle Aufmerksamkeit auf sich zog und dadurch den Rückzug des Mörders deckte.

Mit Ausnahme von dreien gelang es allen Verschworenen, zu entkommen; diese, sobald sie sich umstellten, übten sogleich die Hara-kirri, d. h. schlugen sich den Leib auf, und entrannen so der Strafe. Man fand, daß der Mörder mit dem Kopfe durch ein Thor gelaufen, dessen Wächter dafür, daß er ihn nicht aufgehalten, der Kopf abgeschlagen wurde. Weiter konnte man seine Spur nicht verfolgen. Dies scheint nach den besten Erkundigungen, die ich darüber einziehen konnte, der Thatbestand der Sache zu sein; über die Art aber, wie die Leute zu diesem tollen Entschlusse gebracht wurden, sind Gerüchte verschiedener Art in Umlauf.

Die romantische Version ist, daß eine Anzahl von zum Haushalte des Fürsten von Mito gehörigen Personen, als sie die Ungnade ihres Herrn sahen, ergriffen vom tiefsten Vasallenschmerz, beschloffen, diesen zu rächen. Andere wollen wissen, der Fürst habe eines Tages seine Untergebenen um sich versammelt, ihnen erklärt, daß jetzt, wo er nicht mehr Regent seiner Provinz sei, seine Armuth ihm nicht mehr möglich mache, für sie zu sorgen; dies sei die Schuld des Gotairo, seines größten Feindes; könne er den Kopf dieses Mannes zu seinen Füßen sehen, so würde er im Stande sein, seine Anhänger für ihre treuen Dienste zu belohnen. Ein dritter, vielleicht nicht unwahrscheinlicher Bericht über den Vorfall ist, daß eine Anzahl früher zum Haushalt des Fürsten gehöriger Leute, die wegen schlechten Betragens sich in einer bedrückten Lage befanden, glaubten, daß sie durch diesen Mord ihren alten Herrn ins Regiment, sich selbst aber in Amt und Ehren bringen könnten. Als die Ex-

pedition in Jeddo anlangte, verlautete das Gerücht, der Fürst von Mito habe sich in eine Bergfeste zurückgezogen und spreche der Regierung, die ihn aufgefordert, sich zu ergeben, Hohn, worauf das Gouvernement ihm angezeigt, daß man ihn mit Gewalt zur Rechenschaft ziehen werde. Vor einigen Tagen ward dem Gesandten mitgetheilt, daß wegen des Todes des Fürsten von Mito acht Tage lang Trauer gehalten werde und während dieser Zeit keine Geschäfte in Angriff genommen werden könnten. Ob nun der hohe Attentäter mit Gewalt aus seiner Bergfeste geholt, ob er sich freiwillig gestellt, ob er, was vielleicht der nächste, wahrscheinlichste Fall sein dürfte, die Hara-kirri begangen, um durch einen Kaiserschnitt den Regentenmord zu büßen, alles dies ruht im gewöhnlichen japanischen mysteriösen Nebel. Ein merkwürdiger Fall bleibt es in einer so belebten Stadt mit einem so ausgedehnten Polizeisystem, daß eine Hand voll Menschen, vielleicht 30 oder 40 an der Zahl, in dem exklusivsten Stadtviertel, in der Mitte des Tages, den Zug des ersten Magistrats, in dessen Gefolge sich drei Daimios mit mehreren hundert Bewaffneten befanden, anhalten und einen so hochgestellten Mann ermorden kann, beinahe alle entkommen, und niemand eine Pflichtvernachlässigung bewiesen werden kann als einem einzigen Thorwächter.

---



## XI.

### Umgebungen von Jeddo.

Photographie unter Schwierigkeiten. Sinagawa. Befestigungen. Die Nichtstätte. Das Wirthshaus von Omori. Die Kaisergräber am Klegami. Nunizho. Obzhi. Der Fuchstempel. Pickenickpartien.

• Nachdem während der ersten Tage die Stadt Jeddo und die Umgegend zu Pferd oder zu Fuß nach verschiedenen Richtungen durchstrichen waren, um einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, begann die Arbeit. Für manche, besonders landschaftliche Gegenstände, reichten Zeichnungen aus, für die manchmal ziemlich complicirte Architektur und Blicke über die Stadt war es nöthig, zur Photographie seine Zuflucht zu nehmen. Die ersten Gegenstände, welchen in diesem Fach Aufmerksamkeit gewidmet ward, waren verschiedene Tempel, theils ihrer ethnologischen Bedeutung halber, theils wegen ihrer pittoresken Form und Lage. Englische oder französische Photographen, welche vorher Jeddo besucht, waren bei solchen Arbeiten auf Widerstand gestoßen, der sie auf die von den verschiedenen Gesandten

bewohnten Tempel beschränkte; allein dies war kein Grund, um nicht wenigstens einen Versuch zu machen, ausgedehntere Resultate zu erlangen. Der erste Besuch galt dem Ye-taizhi=ma Hat=shü=man Mia, einem Sintutempel im östlichen Theil der Stadt; diese Sekte ist toleranter in ihren Principien, deshalb war hier weniger Widerstand zu erwarten. In der That war es auch so. Die Beamten, welche Akabani bewohnen und durch die alle unsere Bestellungen gemacht wurden, beorderten zur bestimmten Zeit vier Lastträger, das Zelt nebst Instrumenten zu tragen, sowie drei Jackunins oder kaiserliche Soldaten, um Neugierige von uns fern zu halten.

Angelangt, ward das Zelt aufgeschlagen, und die Operationen begannen inmitten einer großen Volksmenge. Diese von uns fern zu halten, würde uns und den Jackunins allein schwer gefallen sein, allein gleich nach unserer Ankunft erschienen verschiedene wahrscheinlich zur Polizei gehörende Personen oder Ottonas (Gassenvorsteher), gefolgt von einer Anzahl von Constablern oder Polizeileuten mit ihren langen eisernen Stäben, daran oben eine Anzahl Ringe klapperten, sobald sie den Stab auf die Erde stießen, was bei jedem Schritt geschah. Diese Leute grenzten mit Stöcken den Raum um das Zelt sowie um den aufzunehmenden Gegenstand ab, sodaß ohne Störung eine Anzahl Bilder aufgenommen werden konnte.

Bei einem zweiten Ausflug nach dem Tempel Gohiak=Rakan oder Gohiak=Rakan in Hendzio, gleichfalls einer Vorstadt an der Ostseite von Jeddo, ward mit gleichem Erfolg

gearbeitet und eine Anzahl Bilder erlangt, mit weniger Schwierigkeit als in den belebten Straßen einer großen europäischen oder amerikanischen Stadt.

Dieser Tempel wird auch manchmal der Tempel der 500 Bildsäulen genannt, von 500 plastischen Darstellungen Buddha's, die hier aufbewahrt werden. Diese stellen den Gott in allen möglichen Stellungen dar, von der einfachen, nachdenkenden des fürstlichen Göttersohnes an, der, nachdem er die Eitelkeiten der Welt durchgekostet, zum Philosophen wird; die Kasteiung und das ascetische Leben des spätern Propheten, seine Versuchung und Sieg über den Versucher, die Offenbarungen, die ihm geworden; den Antritt seines Propheten- und Lehramts, seinen heiligen Wandel auf Erden, seine endliche Vergötterung und die immer zunehmende Macht seiner göttlichen Kraft, letztere durch unzählige bei jedem folgenden Bilde in größerer Anzahl angebrachte Hände dargestellt, jede das Symbol irgendeiner Tugend oder einer Kundgebung göttlicher Kraft haltend. Diese Bildsäulen, theils aus Holz mit Vergoldung und Malerei, theils in Bronze dargestellt, befanden sich früher in zwei großen Gebäuden von mehreren Stockwerken und waren so aufgestellt, daß man, verschiedene Treppen und einen durch hölzerne Abgrenzungen bezeichneten, der Form des Gebäudes folgenden Gang entlang geführt, die verschiedenen Gestalten in chronologischer Ordnung sah, unter denen natürlich die jungfräuliche Mutter des Gottes nicht vergessen worden ist, sondern als Himmelskönigin thront. Ein Erdbeben hat den einen Tempel theilweise zerstört, den



andern arg beschädigt. Letzterer enthält noch die Statuen in ihrer ursprünglichen Ordnung, ersterer ist ganz verlassen und die früher in demselben befindlichen Götterbilder sind in einem leichtgebauten hölzernen Hause aufbewahrt. Ich enthalte mich hier eines weitern Eingehens in die Wesenheit der Buddhalehre; wer sich dafür interessirt, kann das diesen Gegenstand Betreffende in dem vortrefflichen Werk von Karl Friedrich Köppen: „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung (Berlin, Ferdinand Schneider, 1857 und 1859)“, finden, ein Buch, dem ich viele Belehrung und manche angenehme Stunde verdanke.

Die zerstörten Gebäude stellen die furchtbare Macht eines Erdbebens auf die anschaulichste Weise dar. Keine zwei Balken der ziemlich soliden Structur laufen parallel oder stehen rechtwinkelig aufeinander; an manchen Stellen sind die schweren Ziegel des Daches wie Kartenblätter herabgeschüttelt, die Wände sind ganz oder theilweise eingestürzt oder hängen in den verschiedensten Winkeln über. Auf der Ostseite des Hofes befindet sich ein ziemlich großes Gebäude, in dem eine Anzahl Priester wohnen, die, so scheint mir, eine Art von Collegium oder Schule halten. Ein alter, freundlicher Glaslopf, den ich in Ermangelung eines andern Namens als den Abt oder Vorsteher bezeichnen muß, war sehr artig gegen mich und Hrn. B., den Photographen, lud uns in seine Wohnung ein und bewirthete uns mit solchen einfachen Sachen, als zur Hand waren, schrieb auch den Namen des Tempels auf meine Zeichnungen und drückte den Pilgerstempel darauf, was zwar die Poesie des

Bildes zerstörte, allein vielleicht seinen Werth nicht verminderte.

Unweit der Wohnung der Gesandtschaft in Akabani, im südwestlichen Theil von Jeddo, befindet sich ein langer Hügel, an dessen südlichem Ende die Begräbnißstätte der Kaiser liegt. Auf dem nördlichen Ende führt eine Straße über die Höhe, und nördlich von dieser liegt ein Tempel mit daranstoßendem Kirchhof. Von diesem Punkt hat man einen ziemlich ausgedehnten Blick über die Stadt und eine Reihe von offenen, leichtgebauten Häusern oder Schuppen mit Bänken darunter, wo man eine Tasse dünnen Thee haben kann; viele Leute scheinen hier gelegentlich eine oder einige Stunden zuzubringen. Ich wünschte gleichfalls hier eine Rundsicht photographisch aufgenommen zu haben, und auch hier wurden Lastträger und Juckunins mit gleicher Bereitwilligkeit gestellt, jedoch dabei bemerkt, daß es nicht gestattet sei, das kaiserliche Schloß, welches man von diesem Punkt aus sehen könne, aufzunehmen oder zu zeichnen. Ich versprach, dies nicht zu thun, und marschirte ab. Auf dem Attango-Dama, wie der Hügel genannt wird, angelangt, stellten wir Zelt nebst Apparat auf, und eben sollte die Arbeit beginnen, als der Priester des Tempels herbeikam, mit den Juckunins eine lebhafteste Unterhaltung begann und diese mir schließlich zu verstehen gaben, daß ein unübersteigliches Hinderniß unsern Arbeiten im Wege stehe. Ich gesticulirte mit den Leuten eine geraume Zeit, während welcher Hr. B., den man über den Vorfall außer Acht gelassen, anfang, zu operiren. Als zuletzt die Leute dringend



wurden, schrieb ich in englischer Sprache auf einen Zettel: „Ich verstehe nicht, was die Leute wollen; schreiben Sie mir Ihr Anliegen!“ und schickte einen Jaccunin nach der Gesandtschaft zu dem Dolmetscher zurück. Dies schien die Leute etwas zu beruhigen, und man unterhielt mich nun mit einer Beschreibung, wie der Priester in schwere Strafen fallen würde, wenn ich Ansichten nähme; wie man ihn binden, ins Gefängniß werfen, ja sogar ihm den Kopf abschlagen würde. Ich legte mein lebhaftes Bedauern an den Tag, versinnbildlichte, wie ich ein solches Unglück beweinen würde u., und unterhielt die Leute auf diese Weise noch eine Weile, während welcher Hr. B. weiter arbeitete. Man schien weniger darauf zu achten, ob er eine neue Platte in das Instrument schob, den Deckel vom Objectiv nahm, oder das Instrument drehte; nur in die Platte sehen durfte er nicht, dann gab es gleich Lärm. Die Ursache hiervon ward mir später klar. Jener Hügel liegt auf gleichem Niveau oder vielleicht auch etwas höher als die Burg des Kaisers, in deren Inneres man von da aus mit Hülfe eines guten Glases sehen kann. Den Leuten erschien der große Kasten mit seinem Objectiv von  $4\frac{1}{2}$  Zoll wahrscheinlich als ein Fernrohr neuer Construction; war es nicht möglich, mit demselben Sachen zu sehen, die die profanen Augen der Uneingeweihten nie erblicken durften? Es blieb nichts übrig, als aufs Gerathewohl hin zu arbeiten. Das Instrument war eine vortreffliche Arbeit von E. Busch in Rathenow; so ward denn dasselbe nach ungefährer Abschätzung weiter gedreht und eine Platte hineingeschoben, die,



als sie genügend lange ausgestellt war, mit einer andern vertauscht wurde.

Nach einiger Zeit erschien der nach Akabani zurückgeschickte Yackunin mit folgendem Briefe, den ich seiner Orthographie nach wiedergebe:

The law of this Temple (A-ta-go-ya-ma) is not Permit, that any man draw or sign some part of city or town, here upon this Temple.

Thus you will not take potelet so-day and come return to the Legatie, then I will tell the reason of it to you.

Fuckuchi in name of High officier.

To William Heine, Esq.

Das einzige Mittel, noch Zeit zu gewinnen, war, jetzt nach Akabani zurückzukehren; so „sprengt“ ich denn dahin im Schritt, war bald in des Hofes Mitt’, aber meiner Sendung noch lange nicht quitt.“ Es folgte eine lange Discussion über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, Panoramas von großen Städten zu nehmen, an deren Ende mir versprochen ward, die Sache dem Gouverneur vorzulegen, und daß, wenn dieser seine Einwilligung gebe, ich ungestört das Panorama nehmen könnte.

Aller Vermuthung nach hatte jetzt Hr. B. die Hälfte des Panoramas fertig, die zweite Hälfte konnte erst am Nachmittag genommen werden, wenn die Sonne weiter westlich stand, deshalb entspann sich folgender Dialog:

Fremder: Ganz wohl; ich werde das Panorama nehmen, wenn der Gouverneur die Erlaubniß gibt; allein ist es auch versagt, das Portal des Tempels von innen oder von außen aufzunehmen? Dasselbe ist sehr schön, und ich wünsche es zu haben.

(Berathung unter den japanischen Beamten, endlich antwortet):

Dolmetscher: Nein, dies ist nicht unterragt.

Fremder: Ganz gut, dann werde ich es nehmen; allein ich muß das Zelt und die andern Sachen auf dem Hügel lassen; kann dies geschehen?

(Neue Berathung, dann):

Dolmetscher: Ja, dies kann sein.

Fremder: Ganz wohl; dann bitte ich, die Jachunins zu instruiren, daß ich das Thor von jeder Seite, die ich wünsche, aufnehmen kann, das Zelt auf dem Hügel lasse und man mich nicht weiter hindern dürfe.

Dies geschah, und ich kehrte auf den Hügel zurück; das Portal ward von außen genommen und dann der Nachmittag abgewartet. Von dem Thore führte eine breite Treppe mit mehreren Ruheplätzen bis zur Spitze des Hügel. Als die passende Zeit erschienen, begannen wir das Portal von jedem der Ruheplätze aus immer höhern Punkten und von andern Richtungen zu nehmen, sodas jedes Stück einen Theil des fehlenden Panoramas zeigte. Im Anfang ließen es die Jachunins ruhig geschehen, als aber der letzte Absatz erreicht war, erhoben sie Einsprache. Da erschienen im günstigsten Moment eine Anzahl Herren der Expedition im

Thorweg, blieben auf meine Bitte einen Augenblick stehen, und während die Leute auf sie blickten, ward das letzte Bild genommen. *Probatum est.*

Bei mehr als einer Excursion ward der Flecken Omori berührt, den ich zuerst auf einem Ritt nach Kanagawa sah, da er etwa halbwegs zwischen diesem Ort und Yeddo an der Heerstraße liegend einen willkommenen Halteplatz bietet. Der Weg dahin führt durch die Vorstadt Sinagawa, dann eine kurze Strecke zwischen Feldern und dem Ufer der Bai, dann dasselbe verlassend in beinahe gerader Linie nach Kawasacky, einem großen Dorfe, jenseit eines Flusses gelegen, der für die Bewohner Yokuhamas die Grenze des Districts bildet, in dem sie sich bewegen. Verläßt man Akabani oder das Stadtviertel, in welchem die Gesandtschaft wohnt, so schlägt man zuerst eine südliche Richtung ein, bis man nach einer halben Meile den Strand erreicht, in der Nähe der Bootslandung; hier wendet man sich südwestlich auf der einzigen Straße längs dem Ufer. Am Anfange der Hügelkette, welche entlang dem Ufer sich dehnt, liegt ein ziemlich großer Tempel, davor ein Flaggenstock mit der französischen Tricolore; hier wohnt Monsieur de Belcourt, *Chargé d'affaires* der französischen Regierung. Die Häuser zu beiden Seiten werden von Handwerkern bewohnt oder enthalten Verkaufsläden, von denen besonders viele *Es*waaren feilbieten. Ungefähr 1 Meile vom Landungsplatze weht über einem Portal zur Rechten die englische Flagge; eine vielleicht 300 Schritt lange Allee führt zu einem zweiten Portal und von geräumigen Anlagen umgebenen Tempel-



gebäuden. Die zur Rechten des Tempels befindlichen Gebäude werden von Mr. Alcock und den zur englischen Gesandtschaft gehörigen Herren bewohnt, einer davon aber, Mr. G., hat sich ein kleines auf der Spitze des Hügels gelegenes Häuschen gemiethet, das er auf die geschmackvollste, comfortabelste Weise eingerichtet hat. Aus dem Gärtchen an diesem Hause hat man einen lieblichen Blick über die Bat, auf der andern Seite aber steht man am Rande des Hügels über einem ausgedehnten Grabfelde, meist Familiengräber vornehmer Personen enthaltend, die, malerisch unter gewaltigen Bäumen gelegen, die schönste Anlage dieser Art bilden, die ich in Japan gesehen. Dicht neben diesem Tempel befindet sich eine umfangreiche Besitzung des Prinzen von Satzuma, dieses reichsten aller japanischen Großen; außer den hohen Bäumen der Gartenanlagen und einigen an der Straße liegenden langen langweiligen, kasernenartigen Gebäuden kann man jedoch wenig davon sehen, so sorgfältig ist das Innere durch Bäume, sehr hohe Hecken und Bambusumzäunungen versteckt.

Vor dieser Besitzung leidet die Häuserreihe, welche bisher die Straße auf beiden Seiten einfaßte, eine Unterbrechung und beginnt erst wieder jenseit des so gebildeten offenen Platzes. Je mehr man sich der Vorstadt Sinagawa nähert, desto häufiger werden kleine Etablissements, bestehend aus einer Vermachung aus Bambus, mit einem sehr leichten Dache aus gleichem Material, darin nach der offen gelassenen Seeseite zu einige Sitze und an der gleichfalls offenen Seite nach der Straße zu ein Stand mit

Theetassen und sonstigem Geschirr, ein anderer Stand mit Gewaaren und eine kleine Feuerstätte, wo eine Frau oder öfter ein Mädchen beschäftigt ist, Thee oder Speisen zu bereiten, während andere gelegentliche Gäste, die sich hier ausruhen oder die Aussicht genießen wollen, bedienen. In Sinagawa selbst nehmen diese Etablissements an Ausdehnung in jeder Beziehung zu und bilden die sogenannten Theehäuser, genugsam bekannt aus den Beschreibungen älterer und neuerer Reisender. Die Zahl derselben mag sich, so viel sich von der Straße aus urtheilen läßt, auf mehr als hundert belaufen, von denen manche eine Fronte von 30—50 Schritt haben; wie viele kleinere, weniger umfangreiche Anstalten dieser Art vorhanden sind, läßt sich kaum bestimmen, nach der Außenseite zu urtheilen scheinen aber, mit Ausnahme gewisser zur Aufnahme vornehmer Reisender bestimmter Gebäude, alle Gasthäuser und Theelokale einen ähnlichen Charakter zu haben.

In gleicher Linie mit den Forts, welche den Hafen decken, befindet sich auch am Ufer eine kleine Batterie, von der sich ein Wall bis zum Fuß der Hügel zieht, durch einen Einschnitt von der Breite der Straße unterbrochen. In einiger Entfernung davon liegt ein zweiter ähnlicher Wall, und kurz, ehe man das Ende von Sinagawa erreicht, wird der Raum zwischen Straße und Meer von einem kleinen polygonischen Fort ausgefüllt, das etwas ins Wasser vortritt; sämmtliche Werke jedoch sahen nicht aus, als ob sie von großer militärischer Bedeutung wären.



Bald nachdem man, die letzten Häuser von Sinagawa verlassend, ins Freie gelangt, passirt man den Ort, wo öffentliche Hinrichtungen vorgenommen werden, eine kleine, mit Gras bewachsene Stelle, von Gesträuch mit einigen Bäumen umgeben. An jedem Ende derselben steht eine steinerne Banksäule, mit einem Sitz unter derselben, wo, wie man sagt, den zum Tode Verurtheilten gestattet ist, eine letzte Mahlzeit einzunehmen, wenn Freunde oder Verwandte ihnen dieselbe zu geben wünschen. Ich habe keine Hinrichtung gesehen, nur einmal fand ich einen Kopf auf einem Gerüst aufgestellt. Man hatte dicht am Rande der Straße auf zwei Pfählen ein Bretchen befestigt, auf diesem stand der Kopf, zwischen dem obersten Rückenwirbel und dem Schädel in gerader Linie nach dem Kehlkopfe durchgeschnitten, mit dem Gesicht nach außen gekehrt und durch zwei Erdklumpen an beiden Seiten in dieser Lage erhalten. Das Haar schien früher einmal ganz abgeschnitten oder geschoren gewesen zu sein, und war jetzt wieder etwa 1 Zoll lang gewachsen. Vor dieser traurigen Schaustellung war ein Bret befindlich, das in japanischen Schriftzügen, wie man mir sagte, die Ursache der Bestrafung angab. Dicht dabei war aus Matten ein kleines Haus gebaut, unter dem vier Soldaten Wache hielten, und eine Reihe von Haken, in verschiedener Weise an langen Stangen befestigt, lag auf einem Rechen neben dem Kopfe. Diese Instrumente befinden sich auf jedem japanischen Wachtposten und sind gewöhnlich dreierlei Art. Die erste Art besteht aus einem Bündel von acht großen Haken, vier nach oben, vier nach



unten gefehrt, jeder gleich großen Angelhaken geformt. Dieses Bündel, in die Kleider eines Fliehenden verwickelt, dient, ihn daran festzuhalten. Das zweite Instrument hat ein Querholz von 18 Zoll Länge mit vier Reihen eiserner Spitzen, und an jedem Ende mit drei kurzen Messerklingen versehen, von denen zwei nach oben, zwei nach unten und zwei nach außen gerichtet sind. Diese Vorrichtung dient, um einen Angriff von sich abzuhalten. An der dritten Stange ist eine eiserne Gabel befestigt, weit genug, um einen Hals zu umfassen, nicht weit genug, um den Kopf durchziehen zu können. Diese Gabel ist dazu bestimmt, den Gegner an die Wand zu drücken, so beim Halse festzuhalten und dann zu entwaffnen. Die Stangen sind 8—10 Fuß lang und 2—3 Fuß des obern Endes mit eisernen Spitzen beschlagen, damit es nicht so leicht wird, sie dem damit Bewaffneten aus den Händen zu reißen. Am Morgen, wo ich den Kopf auf der Nichtstätte sah, und später noch mehr als einmal begegnete ich einem Trupp Gefangener, vom Nichtplatz nach dem Gefängniß zurückkehrend. Bei einer Gelegenheit beobachtete ich dieselben genau. Es waren zehn oder zwölf, von denen der Jüngste wol kaum 15, der Älteste vielleicht 50 Jahre alt sein mochte. Die Arme waren ihnen an den Ellenbogen auf dem Rücken gebunden, der Strick noch mehrmals um Arm und Brust geschnürt und an das Ende eines alle untereinander verbindenden Seiles geknüpft. Hinter diesem Trupp kamen in engen Tragesseln zwei elend abgemagerte Wesen, anscheinend zu schwach, um zu gehen, gleichfalls an die Sessel angeschnürt.

Es war kaum möglich, zu unterscheiden, welchem Alter und Geschlecht diese lebenden Skelete angehörten, von denen das eine kurze, das andere langherabhängende Haare hatte. Zuletzt folgten zwei sargähnliche, mit Matten verhängte Tragbahren, die, wie der begleitende Jachunin durch Zeichen erklärte, die Körper von zwei am Morgen Hingerichteten enthielten. Ob alle diese Leute zum Tode verurtheilt waren, ob sie Zeugen der Hinrichtung sein sollten, um zum Geständniß gebracht zu werden, ob der Anblick dieser Scene einen Theil ihrer Bestrafung ausmachen sollte, ist mir unbekannt geblieben.

Ist man an dieser unheimlichen Stätte vorüber, gelangt man bald in die ersten Häuser eines Dorfes (Omori), welches mit gelegentlichen offenen Stellen bis Kawasachy führt. Gleich am Eingang passirt man einen Bach. Die Brücke, über welche die Straße sonst in gerader Linie führte, ist entweder eingestürzt oder vom Wasser fortgeschwemmt worden, deshalb macht die Straße einen Bogen und geht über eine 50 Schritt weiter unten errichtete Interimsbrücke, die aber zur bleibenden Maßregel zu werden scheint, denn das Aussehen verräth, daß sie schon lange benutzt worden ist, ohne daß bis jetzt anscheinend Anstalten zur Wiederherstellung der ältern Brücke gemacht werden. Neben der alten Brücke am westlichen Ufer des Baches befindet sich ein ziemlich großer Buddhatempel.

Das Gasthaus von Omori liegt beinahe in der Mitte des Dorfs. Nähert man sich demselben, so wird man alsbald von drei bis vier Mädchen begrüßt, die, an der



Thür stehend, den Reisenden schon von weitem anrufen, hier sich zu erfrischen. Wie bei allen Gasthäusern, befindet sich auch hier zunächst der Straße eine geräumige Halle, die sowol als Küche wie auch zur Verpflegung von Reisenden aus den niedern Ständen dient, welche entweder hier oder auf Bänken im Garten ihre Mahlzeit einnehmen. Der Garten, dessen sich dieses Gasthaus rühmt, mißt vielleicht  $200 \times 150$  Schritt, ist zum großen Theil mit Pflaumen- oder Pfirsichbäumen von niedrigem Wuchs bepflanzt, enthält in der Mitte einen kleinen Teich, von einer durchaus unmotivirten Brücke überspannt, in dessen grünlicher Flut einige schöne kleine Mandarinenten herum schwimmen, nebst einigen andern von größerer Gestalt und minder schönem Gefieder. Das gewöhnliche Zubehör von einer kleinen Mia oder Kapelle nebst einer Burg mit einer Miniaturlandschaft von Felsen und Wald fehlt natürlich nicht, eine Anzahl kleiner Pavillons aber an den Seiten des Gartens dient zum Aufenthalt für Gäste von höhern Rang. Verschiedene Mitglieder der Expedition, die diesen Weg öfter zurückgelegt haben und hier wiederholt einsprachen, sind den dienstbaren Genien dieses Etablissements wohl bekannt, und bei jedem Besuche wurden die Namen der Herren aufgezählt, die in der Zwischenzeit hier gewesen. Jemand hat sich auch beflissen, die deutsche Sprache in diesem Welttheil zu verbreiten, und eins der Mädchen begrüßt manchmal mit „Guten Morgen, bitte einen Kuß!“ setzt aber gleich darauf hinzu: „Arimaseng“ (würde vielleicht am besten mit „Is nich“ zu übersetzen sein). Diese



weibliche Brigade besteht aus vier oder fünf jungen, wohlbelebten Schönheiten, alle mehr oder weniger den nationalen Epikanthus, oder Herabziehung des Augenlides gegen den Augenwinkel zu, zeigend, sonst aber im Besitz von rothen, frischen Lippen, dunkeln, lebhaften Augen, schönen Zähnen und, wie Engelbert Kämpfer seiner Zeit von andern Japanerinnen bemerkte, „auch sonst ganz lieblich anzuschauen“, steht unter dem Commando einer andern Dame, deren Haupteigenschaften am kürzesten mit den bekannten englischen f. f. f. (fat, fair and forty, oder fett, wohlconservirt und 40 Jahre alt) zu bezeichnen ist. Sie ist stets aufs angelegentlichste beflissen, den geehrtten Gast mit möglichster Liebenswürdigkeit zu empfangen, zu unterhalten, und darauf zu sehen, daß die Untergenien ihre Dienste wohl erfüllen. Ohne Zweifel sind alle Sachen, welche die gute Dame sagt, zuckersüß, wie das Gebäck, das sie zum Thee servirt, wenigstens lassen ihre Mienen und Geberden darauf schließen; der beste Theil geht aber am ungeübten Ohr des Fremden verloren, und die beiden Reihen glänzend schwarz gebeizter Zähne (sie ist Witwe), die sie beim Lächeln entfaltet, können ihre Reize in den Augen des Nicht-Japaners allerdings nur wenig steigern. Welch ein wunderlicher Gebrauch, daß Frauen vom Tage der Verheirathung an, wo anderwärts sie alles aufbieten, ihr Aeußeres so angenehm als möglich zu machen, hier suchen, sich so sehr als möglich zu entstellen!

Die gewöhnlichen Erfrischungen, die man hier genießt, sind Thee mit etwas Backwerk, oder, ist der Hunger arg,

einige weichgesottene Eier; einmal aber bei einer photographischen Excursion, wo den ganzen Tag hier verweilt ward, fühlte ich mich versucht, der japanischen Küche meinen Magen anzuvertrauen, und bestellte deshalb für jeden der Herren, welche mit mir gekommen waren, ein japanisches Mahl, trug aber Sorge, der hier regierenden Macht-haberin verständlich zu machen, daß ich damit nur die Qualität der Speisen meine, die Quantität aber nach den Portionen, welche bei Mahlzeiten der Fremden üblich sind, eingerichtet wissen wollte; denn die kleinen Theebretchen, bedeckt mit winzigen Porzellanschalen, in denen diminutive Gerichte für japanische Gäste aufgetischt werden, sehen aus, als ob ein Mann mit mäßigem Appetit die ganze Mahlzeit noch zum Dessert zu sich nehmen könnte. Man tischte denn auch in einem der kleinen Pavillons bald auf, als Hauptgericht einen ziemlich großen Fisch mit brauner Sauce, ähnlich dem Karpfen mit sogenannter polnischer oder Biersauce, rohen oder wenigstens sehr leicht gesalzenen Lachs in dünnen Schnitten, der mit feingeriebenem Rettich und Soga nicht übel mundete; dann als Gemüse gekochter Salat, nicht unähnlich ungeschnittenem Spinat in Wasser gekocht, etwas feingeschnittener Seetang, sehr gute Bohnen und vortrefflicher Reis, soviel das Herz beehrte. Die Aufwärterinnen blieben neben einem jeden von uns knien und bemühten sich, mit den neuen Stäbchen aus Cedernholz, die für jedes Couvert gebraucht wurden, stets neue Combinationen von Fisch, Rettich, Gemüse und Soga auf den winzigen Tellerchen zu erzeugen. Die Mahlzeit



fand so viel Beifall, daß einige Cabetten von der „Thetis“, auf einem Spazierritt hier einsprechend, die Sache auch probirten und so den Gegenstand einer hübschen Photographie bildeten, als Beispiel des Anschlusses von Jung-Deutschland an Jung-Nippon. Die Jackunins oder Beamten, welche uns stets auf unsern Ausflügen begleiteten, wurden in einem andern Pavillon gleichfalls tractirt und waren aus Erkenntlichkeit uns den ganzen Tag behülflich, Leute, die ich zu Gruppen zusammenstellte, zu bewegen, auf der Stelle zu bleiben, bis ihre Schattenrisse auf der Glasplatte heimgetragen werden konnten. Ich erlangte so manche charakteristische Bilder von Reisenden in ihren Tragsesseln, bei der Mahlzeit, Pilgern, Bettlern &c. &c.

Ist man auf einer bloßen Vergnügungstour, so thut man wohl, der Landstraße bis zum Flusse zu folgen. Hier ist eine Fährstätte, wo Menschen und Thiere in großen flachen Booten Passage nehmen, und da alle, die nach Jeddo gehen oder von daher kommen, diese Stelle passiren müssen, so findet, wie man sich leicht vorstellen kann, hier stets ein lebhafter Verkehr statt. Aus diesem Grunde sind auch auf beiden Seiten des vielleicht 60—80 Schritt breiten Flüsschens eine Menge ambulanter Theebuden errichtet, und das auf dem westlichen Ufer liegende Dorf Kawasacky ist voller Gasthöfe und Theehäuser. Der Fluß mit den gefüllten Fährbooten, den Hügeln, bekrönt von der jetzt schneebedeckten Spitze des Fusi-yama, bildet eine belebte Scene voller Reiz. Es war bis zu dieser Stelle, wo während Commodore Perry's Expedition der unternehmende



Kaplan Bittinger vordrang und wo seine Wanderung ein Ende fand, weil ihn die Japaner nicht übersetzen wollten und ein Bote ihm hier den peremptorischen Befehl des Commodore überbrachte, auf der Stelle an Bord zurückzukehren, wo sein voreiliges Benehmen streng gerügt ward. Auf dem westlichen Ufer ist ein Palissadenzaun, dabei ein Wacht haus, das kein Fremder passiren kann, wenn er nicht von Yackunins begleitet ist, die in Jeddo von den betreffenden Gesandten, in Kanagawa von den Consuln requirirt werden.!

Eine kurze Strecke von Omori befindet sich ein anderer sehr interessanter Punkt, der Tempel von Ikegami, oder Ikingami, wie die Japaner der niedern Klassen es aussprechen. Diesen erreicht man vom Fluß oder vom Gasthause aus, indem man einen der schmalen Feldwege wählt, von denen hier mehrere in nördlicher Richtung laufen. Der Tempel und die ihn umgebenden Grabstätten nehmen eine hervorragende Lage auf einem bewaldeten Hügel ein, lassen sich leicht aus der Entfernung erkennen, und machen es so leicht, den rechten Weg zu finden. Am Fuße des Tempels liegt ein ziemlich großes Dorf. Das Aussehen der Häuser sowie ihrer Bewohner läßt auf einen mäßigen Wohlstand schließen, und das Gasthaus in der Mitte des Dorfes, gegenüber der zum Hauptportal führenden Straße, gehört zu den bessern seiner Klasse. Die Hauptstraße ist 30 Schritt breit und sehr reinlich gehalten; eine schön gearbeitete steinerne Brücke führt über den sie kreuzenden Bach, dabei eine steinerne Säule, den Namen des Tempels tragend.

Ist man durch das große erste Portal geschritten, welches in nichts Wesentlichem verschieden von denen ist, die man bei jedem großen Tempel findet, so befindet man sich am Fuß einer breiten, gewaltigen Treppe, an beiden Seiten von mächtigen Niesern beschattet, einen schönen Ausgang bildend. Am Fuße dieser Treppe, an der rechten Seite und einige Fuß erhöht, liegt ein kleiner Tempel, auf welchem auf einem steinernen Unterbau ein Monument aus Eisen mit Vergoldung, ein Meisterwerk seiner Art, sich befindet. Auf einem viereckigen massiven steinernen Sockel steht eine kolossale Base, mit der Bedeckung und der dieselbe bekrönenden Spitze ungefähr 9—10 Fuß hoch. An vier Seiten des cylindrischen Körpers befinden sich vier Schilder mit Inschriften, in Relief gearbeitet, auf schwarzem Grunde in Vergoldung; zwischen diesen stehen einige emblematische Figuren auf Sockeln, jede unter einem zierlich gearbeiteten kleinen Baldachin; die Figuren sowie einzelne Theile der Ornamente gleichfalls vergoldet. Auf dem glockenförmig geschweiften Fuß unter den vier Inschriftstafeln sind vier vergoldete Medaillons mit Drachen- und Löwenköpfen angebracht, und der gleichfalls glockenförmige Deckel enthält in gleicher Anordnung vier Schilder, mit geschmackvollen Ornamenten verziert, in Vergoldung auf schwarzem Grunde stehend. Da, wo die Figuren angebracht sind, laufen aus dem Deckel vier gewundene Hörner, jedes ein Glöckchen tragend, sodaß über jeder Figur ein Glöckchen hängt, dessen Klöppel, in eine breite Metallplatte auslaufend, vom Winde hin und her getrieben wird. Die Bekrönung des Ganzen bilden



sieben flache Glocken, auf einen Stab übereinander gereiht, an dessen unterm Ende ein ornamentirter Knopf, ein dergleichen zwischen der zweiten und dritten Glocke, und auf der Spitze des Ganzen ein Flammenbündel, aus welchem vier feingearbeitete Kettchen nach den vier an den gewundenen Hörnern hangenden Glöckchen laufen, sie gleichsam unterstützend, ein jedes wiederum drei kleine Glöckchen tragend. Das Ganze macht einen überaus lieblichen ästhetischen Eindruck und trägt in allen seinen Theilen den Stempel vollendeter Meisterschaft, der so vielen Arbeiten der Japaner, vor allem aber ihren Metallarbeiten eigenthümlich ist.

Die große Treppe, in vier Abtheilungen, bringt uns auf ein Plateau, ungefähr 60 Fuß über der umgebenden Ebene gelegen, auf dem zwei Reihen steinerner Urnen nach dem Hauptportal führen. Dieses besteht aus zwei Stockwerken, in großen Dimensionen aus Holz erbaut, mit grauen Ziegeln gedeckt, wie es alle übrigen Gebäude der Tempelgründe sind. Zwischen den beiden Stockwerken läuft eine Verdachung und Galerie; rechts und links neben dem Hauptdurchgange stehen die bei buddhistischen Tempeln gewöhnlichen kriegerisch und satanisch aussehenden, fragenhaften Figuren mit ihren Emblemen von Waffen, Flammen, Drachen und sonstigen Ungethümen. Am Fuße dieser Schreckbilder aber hat eine alte Frau eine Theebude aufgeschlagen, wo sie bereit ist, mit dünnem Thee und Süßigkeiten die von solchem Anblick erschreckten Gemüther zu beruhigen. Zur Linken dieses Einganges und vor demselben



ist wiederum ein kleiner Tempel, wo bei jedem der drei Besuche, die ich hier gemacht, stets einige Priester eifrig beschäftigt waren, mit Trommeln, Klappern und Schellen-  
geläute Zeichen ihres religiösen Eifers in faßlicher Weise an den Tag zu legen. Zur Rechten, unter hohen Kiefer-  
bäumen, befinden sich vier Mias (Kapellen), jede mit dem  
üblichen kleinen Portal davor und eine Menge kleiner Botiv-  
tafeln tragend.

Durch das Hauptportal gelangt man in einen geräumigen Hof, nach jeder Richtung etwa 200 Schritt messend und an der Nordseite die beiden Haupttempel enthaltend. Diese sind ein jeder etwa 100 Fuß lang, von einer etwa 6 Fuß über dem Erdboden erhabenen Galerie umgeben. Statt der Papierfenster schließen starke hölzerne Gitter die Halle, in der die drei üblichen Altäre an der Nordseite stehen; der Raum davor aber ist mit einer Menge kleiner hölzerner Gestelle bedeckt, jedes mit einer Anzahl von Papierrollen belegt, beschrieben mit gewissen Gebetsformeln oder Gesängen, die bei den verschiedenen religiösen Cere-  
monien gebraucht werden. Wahrscheinlich werden hier auch noch andere historische oder religiöse Denkwürdigkeiten aufgezeichnet erhalten, und die großen mit Papierrollen gefüllten Räume sehen aus, wie man sich eine Bibliothek der Alten vorstellen kann. In der Ecke des Hofraumes links vom Eingang hängt im Glockenhanse eine schöne große Glocke von über 6 Fuß im Durchmesser. Diese ward mehrmals des Tages angeschlagen, vorzüglich oft und laut aber um die Mittagsstunde, wo dann auch eine neben dem

Haupttempel zur Rechten hangende Trommel von gigantischen Dimensionen mit großen Bambusstöcken aus aller Macht bearbeitet wird. Rechts vom Eingang steht unter einem von vier Säulen getragenen Dache, dessen reiches Schnitzwerk in seiner Art ein ebenso vollendetes Meisterwerk ist wie die obenbeschriebene Betsäule, eine bronzene Schale, eine Lotosblume vorstellend, mit Wasser gefüllt, in dem Personen vor dem Gebet ihre Hände waschen. Auch hier ist die Metallarbeit von vorzüglicher Vollendung. Vor dem Haupttempel zur Rechten stehen einige steinerne Betsäulen mit eingegrabenen Sprüchen, eine davon durch eine große Schildkröte getragen. Die rechte vordere Ecke enthält ein kleines Gebäude eigenthümlicher Art; das untere Geschoß hat sehr starke hölzerne, in einer geschweiften Linie nach innen geneigte Wände; das obere Stockwerk ist von einer Galerie umgeben, von einem sehr soliden Dach überragt, die Eingangsthür ist klein und sehr stark, und das Ganze sieht aus, als diene es zur Aufbewahrung sehr werthvoller Sachen. Zur Rechten und zur Linken des Hofes wird oft in zwei kleinen Tempeln ein Erkleckliches gepaukt, geklopft und geläutet.

Aus diesem Hofe führt von der rechten vordersten Ecke eine Allee gewaltiger Cypressen nach einer über der Mitte eines kleinen freien Platzes stehenden Pagode oder einem Thurm von fünf Stockwerken, jedes mit einem besondern Dach und einer Galerie versehen, auf der Spitze von 13 auf eine eiserne Stange gereihten Glocken bekrönt. Zu welchem Zweck dieses Gebäude dient, konnte ich nicht



erfahren. Dasselbe ist ebenso wie die Portale roth gemalt mit einigen Zierathen in hellgrüner und weißer Farbe oder Vergoldung. Die Tempel und alle übrigen Gebäude tragen weder Anstrich noch Vergoldung.

Ein Gehölz hoher Kiefern und Cypressen birgt eine große Anzahl von Gräbern, durch große Denksteine umgeben, von steinernen Einfassungen bezeichnet. Viele derselben tragen das Wappen des Kaisers oder Taikun und enthalten, wie die Japaner zu erklären sich bemühten, die Ueberreste von Gliedern eines Zweiges der herrschenden Dynastie. Es ward mir nicht gestattet, dieselben näher zu besichtigen, nur die beiden vordersten konnten photographirt werden. Es scheint mir hier am Platze, zu erinnern, daß außer diesen Kaisergräbern noch zwei andere Stellen existiren, die zu gleichem Zweck dienen, die eine, wie bereits früher erwähnt, in Akabani, gegenüber dem Gebäude, welches die Gesandtschaft bewohnt, die andere im nördlichen Theil von Jeddo, in der Nähe des Kanongtempels von Asaya.

Hinter den beiden großen Tempeln befindet sich eine weitläufige Anlage großer und kleiner Gebäude, von einer Menge Priester bewohnt; man könnte dieses als ein Kloster bezeichnen, denn diese Leute, welche Tempel und Gräber unter ihrer Aufsicht haben, führen ein unverehelichtes Leben und stehen unter der Controle eines Obern, ähnlich wie Mönche unter ihrem Abt. Der Zutritt zu diesem Theil ward mir gleichfalls versagt, und erst nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten ward es erlaubt, in den Tempelgründen zu zeichnen und photographische Aufnahme vornehmen



zu lassen. Die Priester waren in die gewöhnlichen Gewänder aus schwarzem, grünem oder röthlichem Krepp gekleidet, von etwas schäbigem Aussehen, und obschon sie geistige Getränke, die ich ihnen darbot, verschmähten, zeigten sie ein Verlangen nach Cigarren, die einige von ihnen mit Kermerrnien rauchten. Während der verschiedenen Besuche in diesem Tempel sah ich mehrere Daimios oder Fürsten mit zahlreichem Gefolge das Kloster besuchen.

Die Felder der Niederung um den Hügel waren mit Reis bebaut und zahllose Schwärme wilder Gänse und Enten hielten sich um diese Jahreszeit hier auf. Es erregt ein ganz eigenthümliches Gefühl, unter diesen Heerden herumzuwandeln, die Thiere in Entfernung von wenigen Schritten sitzen oder fliegen zu sehen und nicht jagen zu dürfen, wo ein einziger Tag die reichste Beute bringen würde. In Anbetracht jedoch, daß ein jeder Vertrag mit fremden Nationen eine specielle Clausel enthält, daß keiner der Fremden jagen soll, und in Berücksichtigung, daß auch den Japanern nicht gestattet ist, auf 25 Miles im Umkreis des kaiserlichen Schlosses auf ein Thier zu schießen, muß man sich diese Lust vergehen lassen, um nicht Anlaß zu gerechter Beschwerde zu geben.

Der nächste Ort von Interesse ist Junizho, in nordwestlicher Richtung von Akabani gelegen. An dem Ufer eines mäßig großen Teiches ist eine Reihe von Theehäusern auf Pfählen gebaut, sodaß sie über dem Wasser stehen. Unter denselben ist ein kleines Kiefernwäldchen mit einem kleinen Tempel, und unweit davon bildet ein kleiner

Bach einen Wasserfall von vielleicht 10 Fuß Höhe. Nach dem Maßstab der japanischen Gärten berechnet, sind dieses alles Naturschönheiten, die einen großartigen Charakter tragen, deshalb wird auch der Ort vielfach besucht. Der Gesandte veranstaltete hier den zur Zeit in Jeddo anwesenden Mitgliedern der Expedition eine Fête champêtre, wozu die fremden Gesandten mit ihrem Gefolge eingeladen waren, an der leider aber nur Mr. Alcock mit einigen Herren der englischen Legation theilnehmen konnte, da Mr. Belcour in Kanagawa beschäftigt war, Mr. Harris aber durch die eben erfolgte Ankunft der amerikanischen Fregatte „Niagara“, welche die japanische Gesandtschaft an Bord hatte, verhindert war, der Einladung Folge zu leisten. Es war ein milder, klarer Tag, kein Wölkchen am Himmel, und die Mahlzeit schmectte den um eine extemporirte Tafel gereichten Gästen vortrefflich, wozu die Musik der „Arkona“ heitere, wohlbekannte Melodien spielte, die in dieser Umgebung schöner klangen als je zuvor. Ein zahlreiches japanisches Publikum hatte sich versammelt und beobachtete mit anscheinend großem Interesse, wie die Fremden sich amüsirten. Von Akabani oder von Fegami aus führt der Weg nach Junizho über verschiedene Hügelreihen und durch die zwischen denselben liegenden Thäler. Jede auch noch so kleine ebene Strecke ist auf die sorgfältigste Weise cultivirt, die Thalniederungen mit Reisfeldern, die Spitzen der Hügel mit Gemüseland, die Abhänge mit Waldung bedeckt. An mehreren Stellen sind Bambuspflanzungen sichtbar, wo dieses schöne Rohr, in gleichmäßiger Entfernung voneinander stehend, in schönen



regelmäßigen Schossen von gegen 25 Fuß Länge emporwächst und ein in Japan so vielfach benutztes Material liefert.

Zwei der Hügel gewähren eine angenehme Aussicht, und um dieselbe besser genießen zu können, hat man zwei Erdkegel von je 30 Fuß Höhe aufgeworfen, die wegen ihrer Nachahmung der konischen Form des Fusi-yama kleine Fusi-yamas benannt werden. Natürlich fehlt die unvermeidliche Begleitung von Theehäusern und einer kleinen Mia nicht, wie denn überhaupt die Leute sich jeden anziehenden Punkt zu Nutzen machen, sei es eine Aussicht, ein Wasserfall, ein Bach, eine Gruppe alter Bäume, ein Garten, oder wenigstens einige Pflanzen in Blumentöpfen. Bei den zahlreichen Spazierritten, welche die Bewohner von Akabani nach allen möglichen Richtungen unternehmen, waren diese beiden Hügel oft das Ziel der Wanderung, und wahrscheinlich hat niemand von der Expedition bei einem Besuch in Jeddo versäumt, wenigstens einmal diese Stelle zu besuchen, die zu Pferd von Akabani aus leicht in einer halben Stunde zu erreichen ist. Ich selbst bin oft bei trübem Wetter gegen Abend hierher gekommen, um zu sehen, ob der westliche Himmel sich aufklärt, was gewöhnlich schönes Wetter für den nächsten Tag verkündet. Bei klarer Luft sieht man von hier den Fusi-yama, sowie die Gebirge der Provinz Idzu.

Der vornehmste aller Orte, nach welchem die Bewohner von Jeddo Pickenickexcursionen vornehmen, ist Ozhi oder Hodzhi, wie manche es aussprechen, ein Dörfchen am



Ufer eines kleinen Fließchens, in nördlicher Richtung etwa 9 Miles von Akabani entfernt. Um dahin zu gelangen, muß man entweder das Schloß an seiner Westseite passiren, wo man dann dem Rande des zweiten Grabens, der hier sehr tief, anscheinend künstlich ausgehöhlt ist, bis an sein nördliches Ende folgt, von da in nordöstlicher Richtung bis an ein in der Nähe der Universität befindliches Thor in der äußern Umwallung und von da weiter nach Norden, bis man ins Freie gelangt. Wählt man den Weg durch die untere Stadt, so folgt man dem Schloßgraben in östlicher Richtung, dann an der äußern Umwallung oder der Prinzenstadt bis nahe an Niphon-bas, dann nordwestlich bis an ein anderes Thor des äußern Walles, etwas östlich von der Universität, wo man, derselben Richtung folgend, bald auf demselben Punkt ins Freie kommt wie von dem westlichen Weg. Jetzt in der Winterzeit ist sowol der innere als der äußere Schloßgraben voller Wildenten, die hier inmitten der großen vollreichen Stadt so ungestört umherschwimmen, als wären sie in der einsamsten Wildniß, die nie ein menschlicher Fuß betreten.

Am Ende eines ziemlich großen Plateau hat sich ein Fließchen zwischen zwei Hügeln Bahn gemacht. In dieser so gebildeten Vertiefung liegt das Dörfchen Ozhi, aus einer einzigen Straße bestehend. Auf dem östlichen Hügel befand sich früher ein Jagdschloß des Taikun, von dem sich jetzt, außer einigen Erdaufwürfen an der Nordseite, keine Spur mehr entdecken läßt; doch behaupten die Japaner,

daß das Gesetz verbiete, den Hügel zu Pferde zu besuchen. Man hat von hier eine weite Aussicht über die große gegen Norden liegende Ebene, bedeckt mit Reis- und Gemüsesfeldern, so weit das Auge reicht, von einigen Bächen und Flüsschen durchschnitten, deren Lauf durch kleine Gebüsche markirt wird, und durch eine Reihe von Bergen bedeckt, deren Gipfel jetzt bei kaltem Wetter manchmal eine Schneedecke trugen. Auf dem westlichen Hügel befindet sich ein sogenannter Fuchstempel. Der Fuchs vertritt bei den Japanern die Stelle des christlichen Teufels oder bösen Principis; während die Leute in Buddha den Vertreter des Guten anbeten und durch Opfer seinen Schutz erslehen, verschmähen sie es nicht, auch den unheilbringenden Mächten Tribut zu zollen, um deren Zorn zu besänftigen und Unglück von sich abzuwenden. Im Lauf der Zeit wird es wahrscheinlich wißbegierigen Forschern gelingen, bei längerem Aufenthalt der japanischen Sprache und Schrift vollkommen Meister zu werden, in nähere freundschaftliche Beziehung zu den Leuten zu treten, wie schon frühere Reisende gethan, und dann wird vielleicht manches deutlicher erscheinen, was uns jetzt dunkel und nebelhaft vorkommt. In der kurzen Zeit, die unser Aufenthalt hier dauert, halte ich es nicht für möglich, mehr als einige der alltäglichen Redensarten zu lernen, nebst der Bezeichnung von Gegenständen. Die Dolmetscher habe ich im ganzen ziemlich zurückhaltend gefunden, da man dieselben nie allein sprechen kann, ich fühle mich deshalb nicht berechtigt, die Welt durch Entdeckung wunderbarer Thatsachen in Erstaunen setzen zu



wollen, für deren Wichtigkeit ich keine Bürgschaft habe. Das wenige Obenangeführte ist mir so häufig und von so verschiedenen Personen wiederholt worden, daß ich glaube es erwähnen zu dürfen, da ich dasselbe durch eigene Anschauung bekräftigen kann.

Der Fuchstempel liegt am nördlichen Abhang des Hügels, der Eingang ist wie gewöhnlich durch ein großes Portal bezeichnet, und auf dem darauffolgenden offenen Raum befinden sich rechts und links Bildsäulen von Füchsen. Mit Ausnahme dieses Vorhofes ist der ganze Raum mit außerordentlich hohen alten Cypressen bewachsen, unter denen die verschiedenen Tempelgebäude verstreut liegen. Der dichte Schatten, der sich so über die ganze Anlage verbreitet, theilt derselben einen düstern Charakter mit, der sich wohl für den Aufenthaltsort eines unheilbringenden Dämon eignet. Durch ein zweites, steinernes Portal gelangt man zu zwei parallel nebeneinander liegenden Treppen, deren größte, an beiden Seiten durch Reihen kleiner Abbildungen von Füchsen und Löwen eingefast, zu dem Haupttempel führt. Dieser ist von mäßigen Dimensionen, in Anlage und Form andern Tempeln sehr ähnlich, in gutem Stande, roth angestrichen mit einigen bunten Verzierungen und reicher Vergoldung. Im Innern ist das Gold gleichfalls nicht gespart, Kleidung sowie Aussehen der Priester lassen auf Wohlstand schließen, und die Menge der hier erscheinenden Opfernden deutet an, daß sich der Ort einer größern Popularität erfreut, seine Opferstöcke reichlicher gefüllt werden als die Wohnsitze der mildern Mächte. Unter



den hohen Bäumen verstreut liegen noch mehrere kleine Mias oder Kapellen, alle im Innern reichlich mit kleinen hölzernen oder steinernen Abbildungen von Füchsen reichlich geschmückt, die in größerem Maßstab aus Stein vor dem Eingang gleichfalls nicht mangeln. Vor der Thür zu einem jeden Tempel oder jeder Mia steht gewöhnlich ein Portal, aus zwei senkrechten Säulen und zwei darübergelegten horizontalen Stücken gebildet, manchmal aus Stein, öfters aus Holz zusammengefügt; vor einigen der hier befindlichen kleinen Mias sind über 30 dergleichen, eins vor dem andern stehend, angebracht, so eine Allee bildend, durch die man sich dem Eingang nähert. Die verschiedene Größe, unregelmäßige Stellung und der mehr oder minder vermorschte Zustand des Holzes deuten an, daß sie nicht nach einem ursprünglichen Plan angebracht worden, sondern aus verschiedenen Perioden, vielleicht von verschiedenen Personen als Botivgaben herrühren mögen.

Den einzigen freundlichen Zug in dieser düstern Umgebung bildet ein Brunnen links neben der zweiten Treppe. Auf halber Höhe des Hügels springt aus dem Rachen eines Ungeheuers ein starker Strahl klaren Wassers in ein von großblättrigen Pflanzen überragtes gemauertes Behältniß von vielleicht 10 Fuß Tiefe, das, vorn offen, die Steinplatten sehen läßt, auf die das Wasser plätschernd niederfällt, welches dann durch einen Kanal abgeleitet wird.

Der Ort, wo die Pickenickpartien stattfinden, liegt gegen die Mitte des Dorfes zu, da, wo das Flüsschen zwischen den Hügeln hervor in die Ebene tritt. Hof und Vorhalle

eines großen Gasthauses sind geräumiger, sauberer und geschmackvoller angelegt als bei vielen andern. Die Zimmer, in die man tritt, mit bessern Matten belegt, machen einen angenehmen Eindruck; in dem Garten nach dem Fluß zu aber ist eine Reihe von Pavillons erbaut, theils ein, theils mehrere Zimmer enthaltend, alle mit der Aussicht nach dem Wasser und auf das gleichfalls mit Anlagen verschönerte gegenüberliegende Ufer. Vom obern Ende des Gartens hat man aus einem hier errichteten achteckigen Kiosk einen Blick nach einem kleinen Wasserfall, den der Fluß einige hundert Schritt weiter oben bildet. Oft sieht man hier Gesellschaften von Männern und Frauen, die ein oder mehrere Zimmer für sich gemiethet haben und sich auf allerhand Weise belustigen. Die Leute waren meist besser gekleidet und schienen der niedern Aristokratie oder begüterten Mittelklasse anzugehören. Ein alter Mann, anscheinend dem Kaufmannsstande angehörend und ein Schwert tragend, bildete mit den beiden Frauen, die ihn begleiteten, eine besonders auffallende Erscheinung. Seine Kleidung bestand aus besonders schönen schweren Seidenstoffen von gutgewählten harmonischen Farben; etwas Pelzwerk ward zum Schutz gegen die schon kühle Herbstluft getragen, auf dem Kopf aber hatte er ein Barett mit herabhängenden Seitenslappen, ähnlich wie man sie im 16. Jahrhundert im mittlern Europa trug. Er stützte sich auf einen Stab, anscheinend aus einer Weinrebe bestehend mit vielen wunderlichen Auswüchsen, die, auf sorgsame Weise zurechtgestutzt und polirt, ein ganz zierliches Aussehen hatten. Die beiden ihn



begleitenden Frauen waren in bunte Seidengewänder gekleidet, mit Stickereien in bunter Seide und Gold reich verziert. Einige Dienerinnen trugen drei bunte schön gearbeitete lackirte Tabackskästchen, Pfeifen, Theebecken, Kohlenbecken &c. &c. voran, und die Bezahlung der Rechnung mußte reichlich gewesen sein, denn der Wirth und der ganze Chor weiblicher Bedienung folgten unter vielen Verbeugungen und allerhand Höflichkeiten bis zum Thor des Hofes nach. Es gelang mir hier, verschiedene charakteristische Personen und Costüme zu finden und durch die Herren Photographen aufnehmen zu lassen, darunter einige Priester des Fuchstempels in ihrer nicht unmalerischen Wintertracht, sowie einen kaiserlichen Falkner mit dem Falken auf der Faust. Die Ebenen nördlich von Ozi sind reich an allerhand jagdbarem Geflügel, der Taifun selbst hält hier einmal im Jahre eine Reiherbeize, und oft habe ich Falkoniere mit ihrem Federspiel nach jener Richtung wandern sehen, entweder um ihre Vögel zu üben oder vielleicht, um auf diese Weise Wild zu erlegen. Nur einmal, als der photographische Apparat im Hofe des Gasthauses aufgestellt war, gelang es, einen dieser Leute zu einer Sitzung zu bewegen, früher hatten sie sich, kopfschüttelnd auf ihre Vögel deutend, stets geweigert, meiner Bitte zu willfahren. Auch jetzt bedurfte es vieles Zuredens von meiner Seite und der Hülfe der begleitenden Jactunins, die dem Manne dann noch ein schriftliches Zeugniß ausstellten, das er, nachdem er es sorgfältig durchgelesen und an die Stirn gehalten, in die Tasche steckte. Wer weiß, vielleicht



war sein Falke ein wirklicher geheimer kaiserlicher Falke, der nur von besonders dazu autorisirten Personen näher gekannt sein durfte! Der Mann war von rüstiger, kräftiger Gestalt mit freiem, offenem Blick, wie man ihn bei Waidmännern findet. Wamms und enge Beinkleider bestanden aus starkem, blauem Baumwollenstoff, im Gürtel trug er ein langes Stäbchen mit einer kleinen aus Holzfasern bestehenden Quaste an der Spitze, sowie eine lackirte Dose, aus der er manchmal seinem Vogel Nahrung reichte. Dieser war ein schöner grauer Edelfalke mit einer rothseidenen Schnur um das rechte Bein, das die gewöhnliche Lederfessel hält, und auf dem Kopf das bekannte kleine Lederläppchen.

Auch eine Dorfschule von zwanzig und etlichen kleinen Taugenichtsen mit ihrem Lehrer, dessen eckige Gesichtszüge und wichtige Miene dem besten vorsündfluthlichen Pädagogen nichts nachgaben, ward abconterfeit und sonst noch mancherlei interessante Kleinigkeiten.

Einmal veranstaltete der Gesandte auch an diesem Ort eine ländliche Mahlzeit, an der gegen 20 Personen theilnahmen und einen heitern Tag zubrachten. Bei dieser Gelegenheit hatte ich meinen eigenen bequemen Sattel dem Commodore geliehen und mußte deshalb selbst die volle Tortur eines japanischen Reitzzeuges tragen. Die Füße in den ungeheuern eisernen schuhförmigen Steigbügeln haltend, sitzt man mit krummen Knien auf dem scharfkantigen engen Sattelbock, „dessen mittelalterliche Form“, wie Kapitän Osborne R. N., der mit Lord Elgin hier war, sich aus-

drückt, „mehr für eine Zeit berechnet war, wo Mitglieder einer Gesandtschaft durch die eisernen Hosen ihrer Rüstung besser geschützt waren als die nur mit leichtem Tuch bekleideten Männer der Gegenwart“.

Mit einer einzigen Ausnahme gingen diese Ausflüge ohne Störung vor sich, und auch da waren es nur einige Be-  
trunkene, die durch ihr Lärmen hinderlich wurden.

## XII.

### Öeffentliche Vergnügungen.

Der Kanontempel in Asara. Spielwerk. Buddhabilder. Gymnasten und Preiskämpfer. Der Haupttempel. Die Asarapferde. Eigenthümliche Schaustellungen. Scheibenschießen en miniature. Gärten. Theater. Gaukler. Reitbahnen. Bogenschützen.

Bei einer frühern Gelegenheit bemerkte ich, welch einen großen Theil von Jeddo die Tempel mit den dazugehörigen Gebäuden und Ländereien einnehmen, außerdem fassen sie viele der interessantesten Punkte in sich, und ein großer Theil des Volkslebens gruppirt sich um dieselben. Bei den verschiedenen Excursionen in der Stadt gewährten sie oft einen passenden Stützpunkt, wo die Zelte aufgeschlagen und die Arbeiten begonnen werden konnten.

Unter allen ist der Kanontempel von Asara der älteste und vornehmste. Wenige hundert Schritt vom Ufer des großen Flusses gelegen, der die Stadt von Norden nach Süden durchschneidet, nimmt er einen ziemlich bedeutenden Flächenraum ein, denn nicht nur ist das eigentliche Sanctuarium von bedeutendem Umfang, sondern die dazugehö-



rigen Portale, Pagoden, Heiligenbilder, eine Menge von Nebentempeln und Nias oder Kapellen, welche zu verschiedenen Zeitpunkten von wohlhabenden Andächtigen errichtet worden sind, breiten sich weit aus. Da dieser Ort zu allen Jahreszeiten von einer großen Anzahl Pilger aus allen Theilen des Reichs besucht wird, so sind auch hier alle jene Züge sichtbar, welche man an Orten findet, an denen sich große Menschenmassen versammeln; Schaustellungen aller Art, Theebuden, Gasthäuser füllen nicht nur jeden freien Raum in den Tempelgründen, sondern sind auch Ursache, daß das ganze umgebende Stadtviertel keinen sehr guten Ruf trägt. Außer den drei größten Theatern Yeddos (kürzlich niedergebrannt und eben wieder im Aufbau begriffen), die meist nur von den untersten Volksklassen besucht werden, sind hier ganze Straßen von Anstalten gefüllt, in denen die Jeunesse dorée der Residenz den wilden Hafer ihrer Jugend austreut, oder, mit andern Worten, sie bilden eine asiatische Ausgabe der „Quartier latin“ und „Notre-Dame de Lorette.“

Durch Gruppen von Fischerhütten, Reihen von Theebuden und sonstigen Acabras gelangt man an das erste Portal, in seiner Bauart ähnlich denen der andern Tempel, unter welchem einige Papierlaternen von riesigen Dimensionen hängen. Von diesem führt ein breiter mit Steinplatten belegter Weg nach dem zweiten Portal; der Raum zur Rechten und Linken ist mit Theebuden und Verkaufsläden aller Art gefüllt, unter denen besonders viele Spielzeug für Kinder enthalten. Die Varietäten dieser

Spielwerke sind unendlich. Beinahe alle Arten von Haushaltungsgegenständen, Feldgeräthen, Handwerkszeugen, Waffen 2c. sind en miniature zum Zeitvertreib für die liebe Jugend nachgeahmt; Ceremonienkleider vom Hof des Taikun oder der Daimios aus Papier oder billigen Stoffen im kleinen Maßstab, Boote und Dschunken, Papierdrachen von phantastischer Form, Nachbildungen von Vögeln, Schmetterlingen, Drachen, Menschen 2c. gleichend; Kreisel spielen gleichfalls eine große Rolle. Ein Offizier des Geschwaders hatte sich einen vollständigen Satz davon bestellt, der mehr als hundert Gattungen umfassen soll. Da gibt es Riesenkreisel von einem Fuß, und andere kleine von 2 Zoll im Durchmesser, von der verschiedensten Form und auf die mannichfachste Weise bemalt; wieder andere, die, in Bewegung gesetzt und geschüttelt, ein halbes Duzend junger Kreisel gebären, oder die plötzlich, nach Art der Springteufelchen, die aus der Dose hüpfen, sich in eine Laterne verwandeln, in der sich ein Licht entzündet; wieder andere, auf deren Spitze ein Drahtgestell gesetzt wird, auf dem phantastische Figuren ein kleines Carrousel reiten, noch andere, die einen Regenschirm nachahmen; sechseckige und achteckige Kreisel, deren sechs oder acht Seiten Darstellungen von ebenso vielen Blumen enthalten, correspondirend mit ebenso vielen hölzernen Täfelchen. Beim Spiel mit denselben wettet man auf eins der Täfelchen: fällt der Kreisel und zeigt auf seiner obersten Fläche das betreffende Bild, so hat man gewonnen. Puppen, Laternen, weiblicher Kopfschmuck und tausend namenlose Gegenstände sind



in Massen angehäuft, mit denen sich nur der Christmarkt in deutschen Städten oder die Tische der ambulanten Verkäufer vergleichen lassen, welche im letzten Tage des Jahres die Boulevards von Paris füllen.

Am Ende dieser Reihen steht das zweite Portal, mit drei Durchgängen, rechts und links davon in Nischen die üblichen beiden kolossalen Statuen grimmig aussehender Dämonen, die den Eingang bewachen, und das Ganze durch ein zweites hohes Stockwerk gekrönt, um welches eine Galerie läuft. Zur Rechten des Portals und ehe man an dasselbe gelangt, überragen zwei schöne große Buddhabilder aus Bronze auf steinernem Unterbau die niedern Dächer der Theebuden; hinter denselben, auf einem kleinen Hügel, zur Hälfte von einem Teich umgeben, über welchen eine schmale steinerne Brücke führt, steht eine kleine, sehr nette Mia und dabei das gewöhnliche Glockenhaus. Von diesem etwas erhöhten Standpunkt aus hat man einen guten Ueberblick des größten Theils der Tempelgründe.

Zur Linken vom zweiten Portal, gegenüber den Buddhabil dern, deutet ein lautes Getrommel und Geklapper darauf hin, daß hinter den Theebuden eine Schau stellung die Aufmerksamkeit des Publikums anzieht, oder anziehen soll. Inmitten einer Plankenumzäunung und unter einem Schilfdach ist ein etwas erhöhter mit Sand bestreuter Raum, mit einem Kreis von Stroh bündeln umgeben, der einestheils dazu dient, Preiskämpfe von Ringern in demselben abzuhalten, gewöhnlich aber von einem Lehrer der Gymnasten



benutzt wird, um Knaben im Ringen zu unterrichten. Bei einem Besuch war ich Zeuge eines Preiskampfes. In seinen Förmlichkeiten glich derselbe jener großen Schaustellung, welche zu Ehren Commodore Perry's nach Abschluß des Vertrags in Yokuhama stattfand, doch waren die Ringer kleiner und schwächer als jene ungeheuern menschlichen Elefanten. Ehe der Kampf begann, erschienen etwa 20 Knaben, wahrscheinlich die Schüler jenes Gymnastikers, nackt bis auf die dünnen Leinwandstreifen um die Lenden und eine bunte gewirkte Schärpe. Sie umschritten in gravitatischer Weise den Kreis, stellten sich dann an dessen Rand auf, stemmten die Beine, mit gebogenen Knien, weit voneinander gespreizt, mit einer Krastanstrengung in den Boden, als wollten sie sich vorbereiten, die Erdfugel auf ihren Schultern zu tragen, und machten dann eine Reihe von Bewegungen der Arme und des Oberleibes, gleich denen, womit jene Athleten ihre Muskelkräfte zeigen wollten. Der Kampf der Erwachsenen war belebt, und viel Geschicklichkeit ward angewandt, den Gegner durch mancherlei Finten aus der Parade zu ziehen. Bei einem Preiskampf zwischen Knaben trat ein kleiner Herold vor, rief die Namen der Kämpfer mit gravitatischer Miene aus, gab mit seinem Fächer das Zeichen zum Angriff, und die oft kaum 3 Fuß hohen Gegner fuhren aufeinander los wie junge Kampfhähne, anscheinend ihr Bestes leistend, den Sieg zu erringen, den ein kleiner Schiedsrichter von fünf oder sechs Jahren mit heller Kinderstimme auskrächte.

Hat man das zweite Portal durchschritten, so sieht man

am Ende eines ebenso breiten, gleichfalls mit Steinplatten belegten Ganges den Haupttempel vor sich. Dieser ist ein einfaches viereckiges Gebäude von großen Dimensionen, vielleicht 100 Fuß lang, 60 Fuß tief und 80 Fuß hoch bis zum Giebel des Daches. Eine Galerie, etwa 10 Fuß über dem Erdboden erhoben, läuft um dasselbe, und von jeder der vier Seiten gelangt man über eine Treppe zu derselben. Die vier hölzernen Säulen des Portals, das Gebälk der Decke und des Daches, sowie das Ganze, machen einen massenhaften Eindruck, mit dem die Ornamente des ebenfalls verzierten Giebels in harmonischem Einklang stehen. Das Ganze ist aus Holz erbaut, nur die Fachwerke zwischen dem Gebälk des Giebels sind mit Lünchwerk überzogen. Das Holzwerk trägt meist seine natürliche Farbe, nur einige wenige Theile sind roth angestrichen oder vergoldet, wie z. B. eine in der Mitte des Giebels befindliche Figur, einen dickbäuchigen Alten, auf den Fersen hockend, darstellend, der aus seinen Glosaugen ingrimmig dreinschaut, während um seine großen dicken Lippen ein gewisser Zug von Gutmüthigkeit spielt. Das Innere enthält die gewöhnlichen Buddha- und Frauenbilder mit ihren Umgebungen von Lotosblumen; auf dem Hauptaltar der Mitte aber steht ein Stahlspiegel, das Symbol ewiger Reinheit. Vor sämmtlichen Altären läuft ein Gatter aus starken Pfosten. In der Mitte des freien Raumes vor den Altären befindet sich ein sehr großer Opferkasten, mit einem Gitter überdeckt, durch das die dargebrachten Gaben tief hinabfallen; der Zugang zu demselben ist von innen und



unter dem Hauptaltar. An der Decke, den Säulen und den Wänden des Innern ist die Vergoldung nicht gespart, das Holzwerk aber von der Zeit so dunkel geworden, daß es schwer ist, zu bestimmen, ob es stellenweise bemalt gewesen.

Die Stufen des Tempels, die Seiten des Aufgangs und alle Plätze, die sich sonst dazu eignen, sind von einem Heer von Bettlern beider Geschlechter und beinahe jeden Alters besetzt, die, auf ihren schlechten Strohmatten hockend oder liegend, auf ihren kleinen Trommeln, Pauken oder metallenen Becken musiciren, dazu einen näselnden Gesang hören lassen, oder rufen: «Annata, Annata tempo» (hierher, hierher einen Tempo — etwa 1 Sgr.); sie schienen aber, nach den wenigen Kupfermünzen in ihren hölzernen Schüsseln zu schließen, eine magere Ernte zu halten. Vor dem Haupteingang treiben einige alte Weiber einen sonderbaren Handel. In kleinen irdenen Tellern sind geringe Quantitäten von Bohnen und Reis jeder für einen Seni (4800 davon gehen auf einen Dollar) zu kaufen. Diese werden dann auf den Steinplatten des Weges ausgestreut, und eine Menge Hühner und Tauben fallen darüber her und picken sie emsig auf. Aus der großen Zahmheit dieser Vögel, die vertrauensvoll zwischen den vielen Hin- und Wiedergehenden umherlaufen, läßt sich schließen, daß derartige milde Spenden häufig wiederholt werden müssen.

Die rechte Seite des Weges zwischen dem zweiten Portal und dem Tempel ist gleichfalls mit Theebuden und



Verkaufsläden gefüllt, hinter denen ein großes anscheinend verlassenes Gebäude liegt, das früher wahrscheinlich auch zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt worden ist. Nicht weit von diesem und etwas mehr nach dem zweiten Portal zu steht eine schöne Pagode von fünf Stockwerken und quadratischer Grundform, in jeder Beziehung derjenigen, welche den Hügel des Tempels und der Kaisergräber von Ikegami bekrönt, ähnlich, und in vollkommen gutem Zustand. Eine zweite Pagode, von gleicher Größe wie die erstere, auf einer Linie mit derselben, doch hinter dem Haupttempel gelegen, ist bis auf das unterste Stockwerk abgetragen. Vom rechten Seiteneingang führt ein den übrigen gleichender Weg nach einem Seitenportal von kleinern Dimensionen, und im Hintergrund dieses Theils steht auch noch ein kleinerer Tempel, davor zwei Statuen, die entweder sehr kleine Löwen oder sehr große Hunde darstellen sollen.

Auf der linken Seite liegt ein einziges Theelokal, nahe dem Haupttempel, gegen die Mitte dieses Theils aber befindet sich der Stall der heiligen Pferde von Asaya. Dies sind zwei kleine Isabellen, mit hellen Augen, Mähnen und Schweifen; sie stehen in einem offenen Stall, geschmückt mit Gürteln um den Leib, auf denen kleine Papierflaggen befestigt sind. Neben diesem Stall und näher dem Tempel steht unter einem hölzernen Dach ein lebensgroßes schwarz-lackirtes hölzernes Pferd, vor diesem ein Opferkasten, der reichlich bedacht zu sein scheint. Welche Bedeutung diese Pferde haben, konnte ich nicht ergründen. Die Dolmetscher, welche ich danach fragte, lachten, und erwiderten: „Je nun,

das sind die *Asapferde*“, und damit hatte die Mittheilung ein Ende. Thiere spielen hier eine große Rolle, denn an einer Stelle hat ein Mann einen Käfig mit Sperlingen: für einen Tempo (den 48. Theil eines Dollars) befreit er einen Vogel.

Auf derselben Seite, etwas weiter rückwärts, zunächst dem Portal, ist ein ziemlich großes, leicht aus Bambusrohr errichtetes Gebäude, in welchem eine Schaustellung ganz eigenthümlicher Art gezeigt wird. Ein Orchester, bestehend aus einigen Pauken, Trommeln und hölzernen Klappern, sucht durch seine schrillen unheimlichen Töne die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln. Man tritt ein, zählt als Standesperson einen *Ikebu* (15 Sgr.) und erwirbt sich dadurch das Recht, sämtliche Curiosa mit Muße zu betrachten, die aus einer Reihe von Gruppen lebensgroßer hölzerner Figuren bestehen, eine Anzahl von Szenen aus dem Leben eines Verbrechers darstellend. Das erste Tableau zeigt einen Sumpf, über welchen eine schmale Brücke führt; unter derselben ragt der Kopf einer in Verwesung übergegangenen Leiche aus dem Schlamm; ein Gebüsch natürlicher Bambussträucher beschattet diese unheimliche Scene. Die nächste Abtheilung stellt das Innere einer Hütte dar: ein junges Weib mit einem kleinen Kinde ruht auf der Erde unter einem Mosquitovorhang; die Gestalt eines Räubers, der eben durch die halbgeöffnete Thür eintritt, beugt sich, ungesehen von ihnen, über dieselben, augenscheinlich auf Mord sinnend. Die nächste Scene stellt ein Gebüsch dar, in dem die Leichen von Mutter und Kind,



von Blut überströmt, halb von einer Strohmatte verborgen, liegen. Nun folgt eine Scene, wo eine Anzahl Leute beieinander sitzend, sich ein schreckliches Ereigniß zu erzählen scheinen. Nr. 5 stellt eine Spukgeschichte dar. Vor einem kleinen Haus erhebt sich aus einem cylindrisch geformten Sarg eine graue Gestalt, die auf- und niederschwebend ihre langherabhängenden Haare schüttelt. Eine gelbe Katze, auf dem Dach sitzend, wackelt bedächtigt mit dem Kopf dazu, und ein Mann links im Vordergrunde betrachtet das Ganze mit Entsetzen. Nr. 6 zeigt die Bestrafung des Verbrechers. Am Kreuz hängend, woran mit Stricken seine Hände und Füße gebunden, ist ihm ein Messer von unten in die Brust gestoßen und darin stecken gelassen; ein Blutstrom rinnt vom Hals aus über seinen Körper, auf eine zweite Verwundung an dieser Stelle deutend, und sein Haupt zuckt noch im Todeskampfe. In Nr. 7 ist sein blutiges Haupt an einem Baumast aufgehangen, und ein Bewaffneter hält dabei Wache. Den Schluß des Ganzen bildet eine theatra- lische Vorstellung. Vor einer Bühne von etwa 20 Fuß Länge sitzt das Publikum auf Strohmatten; zur Rechten steht ein Mann, welcher die Pantomime mit einer Erklärung begleitet; das Orchester obbesagter Pauken, Trommeln und Klappern befindet sich unsichtbar hinter der Scene. Zwei Männer aus den untern Klassen des Volks treten auf; nachdem sie eine Weile herumgetappt, ohne irgendetwas Besonderes zu thun, bringt einer von ihnen ein ziemlich großes Kohlenbecken, neben das sie sich setzen und ihre Hände wärmen. Plötzlich steigt eine graue Gestalt mit



grauen langherabhängenden Haaren aus dem Becken, begleitet von der Explosion aus einem Eßlöffel voll Pulver. Beide Männer fallen entsetzt auf den Rücken, stellen während einer Weile ihren Schrecken gemeinschaftlich dar und ergreifen schließlich die Flucht. Das Gespenst bleibt Meister des Schlachtfeldes, wärmt sich ein Weilchen über dem Feuerbecken die Hände, und springt zuletzt im Hintergrund der Scene wieder hinab in die Unterwelt. Hierzu wird ein halbes Duzend Schwärmer angezündet, augenscheinlich, um durch dieses ökonomische Quantum von Explosionskraft auf die Ohren der Zuschauer zu wirken und den Eindruck der Scene zu erhöhen.

Die Figuren in diesem Cabinet sind meist natürlich, die Stellungen dem Leben nachgeahmt; die nackten Theile sind angestrichen, die Augen von Glas, die Kleidung naturgetreu. Ueber der Thür stellen einige Gemälde die Hauptscenen des Ganzen dar, und manchmal werden einige wenige Figuren in der Eingangshalle aufgestellt. Das Ganze gleicht den europäischen Wachsfigurencabinetten in vielen Stücken, und derartige Schaufstellungen scheinen ziemlich zahlreich zu sein. In den Tempelgründen von Asara befindet sich eine zweite ähnliche und zwar hinter dem Haupttempel auf der linken Seite. Die Zahl der Gruppen ist hier größer, die Darstellungen sind meist aus dem täglichen Leben gewählt. Die erste Scene stellt eine Entführung dar, wo im Winter (Boden und Bäume sind schneebedeckt) ein junges Mädchen über einen Gartenzaun steigt, um ihrem am Fuß der Leiter harrenden Liebhaber in die Arme zu eilen. Nr. 2. Ein

Bild des häuslichen Unfriedens. Ein wüthendes Weib bearbeitet mit den scharfen Nägeln der Rechten Gesicht und Augen ihres Ehemann, während die Linke dem untern Theil seiner Person eine noch empfindlichere Qual bereitet, die sich deutlich genug in seinen Gesichtszügen und der Körperhaltung ausspricht. Ein Dämon schwebt hinter ihnen in der Luft, und freut sich des Schauspiels. Nr. 3 ist eine glückliche Familie. Eine Großmutter tändelt mit einem kleinen Kinde; die junge Mutter, im Hintergrund mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, schaut mit Vergnügen zu; der Großvater schläft dabei. Diese beiden Gruppen sind vorzüglich gelungen. Nun folgt die Hütte einer Bettlerfamilie, Mangel in jeder Ecke des Raums und in jeder Figur ausgedrückt. Nr. 5 zeigt uns wieder einen häuslichen Zwist. Diesmal ist ein ältlicher Mann in Wuth, der einer ältlichen Frau eine thönerne Schüssel an den Kopf geworfen, von welcher die Scherben noch zu ihren Füßen liegen. Schrecken und Schmerz sind in dieser zurückgebeugten Figur gut ausgedrückt, während das von der Stirn rinnende Blut die verderblichen Folgen des Wurfs andeutet. Der wüthende Alte, gleichfalls in sehr charakteristischer Stellung, wird von zwei jüngern Frauen zurückgehalten und zu besänftigen gesucht, während ein kleines Kind, auf der Erde sitzend, ob des Lärms erschrocken weint. Weiterhin sieht ein ältliches Paar bei der Mahlzeit, und thut sich mit einer Flasche Saki gütlich. Auf einem andern Tableau sieht man eine Anzahl vornehmer Personen in einem Hause zum Fest versammelt, von einer Anzahl Untergebener bedient. Zwei



Dämonen suchen vergebens einzubringen, und wenden sich voll Grimm seitab. Weiterhin folgt eine schwer zu verstehende Scene. Ein Mann, der heftige Schmerzen zu leiden scheint, kniet vor einer Frau, die ihm auf der Brust herumtastet, als suche sie den Ort des Schmerzes aufzufinden, und zunächst folgt eine schwer zu begreifende und nicht zu beschreibende Scene zwischen einem Mann und einer Frau. Den Schluß bildet eine Gruppe von einigen zwanzig Personen in Hofkleidung, die in einem Halbkreis beieinander sitzen, während ein einzelner, gleichfalls vornehm Bekleideter, in der Mitte stehend, eine Rede zu halten scheint. Die sitzenden Figuren sind über dreiviertel Lebensgröße, während die stehende in natürlichem Maßstab gehalten ist. Jedenfalls soll dies einen historischen Vorfall darstellen, die besondere Bedeutung desselben konnte ich jedoch nicht erfahren.

In allen diesen Schaustellungen spricht sich ebenso wie in den bildlichen Darstellungen der Japaner eine abschreckende Sucht nach grauenhaften, haarsträubenden oder frivolen, obscönen Gegenständen aus, bei weitem der unangenehmste Zug im Charakter dieses Volks, das sonst vieler guten Seiten nicht entbehrt.

Um den hintern Theil des Haupttempels und zur Linken desselben gruppiren sich einige kleine Kapellen oder Mias, mit Theelokalen auf den freien Räumen zwischen denselben vertheilt; gegen das Ende des Gartens aber wird das Zielschießen, welches mit Bolzenbüchsen beinahe auf allen deutschen Volksfesten vorkommt, mit Bogen und Pfeil im



kleinsten Maßstab geübt. In einer vorn offenen Bude erhält der Schießflustige für einen Tempo einen etwa 2 Fuß langen Bogen und ein Päckchen 8 Zoll langer Pfeile. In dem etwa 10 Schritt entfernten Hintergrund vor einem Vorhang stehen auf einem Stäbchen übereinander drei Scheiben, deren größte etwa 5 Zoll, die kleinste vielleicht 1 Zoll im Durchmesser hat. Rechts und links von diesen befinden sich zwei etwas größere, eine sechste sehr kleine aber ist an einem Faden in der Mitte aufgehängt. Die Schützen knien ganz vorn hinter einem kleinen Tisch, auf dem ihre Pfeile in einer hölzernen Büchse stehen, und nicht selten habe ich Leute jede der sechs Scheiben eine nach der andern treffen sehen.

Die linke Seite der Tempelgründe wird durch einige Gärten begrenzt. In einem davon ist eine große Anzahl von Zwergbäumchen und Blumen in Töpfen zum Verkauf ausgestellt, und neben dem an derselben Seite befindlichen Theehaus werden Porzellangefäße, Muscheln und andere Curiosa für die kauf lustigen Besucher bereit gehalten. Weiterhin, da wo der Garten an einige Felder grenzt, hat man eine Miniaturwilderiß erzeugt mit Sumpf, Dschungel, etwas Wald und einigen wenige Fuß hohen Hügeln, wo zwei oder drei hölzerne lackirte Hirsche im Schatten des Gebüsches ruhen.

Im Kanontempel finden Volksbelustigungen und Schau stellungen während des ganzen Jahres statt, allein beinahe jeder Tempel hat wenigstens einmal im Jahr einen Tag, oder eine Reihe von Tagen, wo sich daselbst eine größere

oder geringere Volksmenge zu einem Fest versammelt. Die Zugänge und das Innere sind dann mit Flaggen, Laternen und andern Verzierungen geschmückt, Theebuden, Gaukler, Quacksalber und allerlei Tausendkünstler streben nach der Gunst eines verehrten Publikums. Auf hohen Stangen sieht man kleine Knaben ähnliche Vorstellungen geben, wie sie in den verschiedenen Aufführungen europäischer Kunstreiter unter dem Namen „Skarischer Spiele“ vorkommen. Andere kleine Knaben tragen auf dem Kopf einen mit Hahnenfedern geschmückten Helm, dessen Vordertheil eine rothe Drachenskrone zeigt. Das Gesicht verhüllen sie sich mit einem rothen Tuch, und wenn sie nun, ähnlich dem berühmten „Kautschukmann“, bald auf den Füßen, bald auf den Händen stehend, die Köpfe durch die Beine stecken oder auf den Rücken drehen, auch sonst allerhand wunderliche Verdrehungen und Verrenkungen vornehmen, gleichen sie kleinen Ungethümen, die sich in phantastischen Windungen bewegen.

Menagerien fehlen weder in Asara noch bei den andern vorerwähnten Gelegenheiten, in denen immer ein Tiger gezeigt wird. Unter den übrigen Thieren befinden sich manchmal sehr gewöhnliche Individuen, wie z. B. im Kanontempel einige Hirsche, ein weißer Ziegenbock, Gänse, Enten, Schanghahühner u. s. w.

Manchmal findet man große Theater an solchen Orten. In einem derselben saß, im Hintergrund eines Raumes, der gegen fünfhundert Menschen fassen mochte, auf der Bühne eine Kolossalfigur von mehr als 20 Fuß Höhe, in der gewöhnlichen Stellung der Japaner auf den Knien



hockend, in ein Ceremoniengewand gekleidet, vor sich zwischen beiden Händen eine große halbkugelförmige Schale haltend. Nach einem Präludium des Orchesters von Trommeln und Pauken beginnt die Figur den Kopf zu bewegen und im Kreis umherzublicken. Scheinbar zufriedengestellt mit der Anzahl der Zuschauer beginnt sie die Schale zu heben, bis diese hoch in der Luft schwebend die Brust freiläßt. Diese öffnet sich alsbald, eine kleine Bühne wird sichtbar, auf welcher ein junges Mädchen mit einer Zither erscheint, und mit angenehmer Altstimme ein Lied vorträgt, nachdem der erklärende Ceremonienmeister dieser Anstalt, unweit vom rechten Knie der großen Figur hockend, das Publikum hierüber unterrichtet hat. Nach beendetem Gesang schließt sich die Brust, die Schale senkt sich, und wenn sie sich von neuem hebt, erscheint eine Marionettenfigur in burlesker Kleidung und beginnt einen Tanz, welcher gleich den begleitenden Bemerkungen des Erklärenden ziemliche Heiterkeit im Publikum erregt. Wenn die Schale sich abermals gesenkt hat und von neuem erhoben worden ist, erblickt man eine überlebensgroße Figur, in Form jenem halb griesgrämigen, halb gutmüthig aussehenden Alten gleichend, der auf dem Giebel des Kanontempels dargestellt ist. Vor ihm hocken drei kleine Kobolde, gleich dem Alten von ziegelrother Körper- und Gesichtsfarbe. Der Alte wird alsbald lebendig, blickt im Kreis umher, rollt seine gläsernen Augen, schnoppert mit der Nase, kratzt sich hinter den Ohren, und beginnt mit der rechten Hand einen Fliegenwedel über den Häuptern seiner lieben Entelchen zu



schwingen. Als bald gerathen auch diese in Bewegung und führen, herumhüpfend, mit Armen und Beinen ganz wunderliche Bewegungen auf. Zuletzt öffnet sich der ganze untere Theil der Figur und zeigt das Innere des „Gangfüro“ (Theehaus zum Gebrauch der Fremden) in Yokohama, mit der Aussicht auf die Bai, wo Schiffe von sehr unwahrscheinlicher Form ankern. Vorn sitzen jetzt zwei europäische Matrosen, einer mit einer gewaltigen Schüssel vor sich, aus der er mit beiden Händen ißt — ein Umstand, welcher die Japaner, die beim Essen nur eine Hand gebrauchen, höchlich zu ergötzen scheint. Nun erscheint noch ein alter Chinese, der anfängt zu tanzen, wozu der eine Matrose auf seiner Schüssel den Takt schlägt, und der andere in die Hände klatscht. In den Gemächern, welche man weiter hinten erblickt, sitzen und stehen einige japanische Frauen und Mädchen, bleiben aber bei dem ganzen Vorfall passiv. Auf dieser Scene fällt nicht der Vorhang, sondern die große Schale, welche alles zudeckt.

Der Eintritt wird hier nicht im voraus bezahlt, sondern am Schluß der Vorstellung überreichte man mir eine Rechnung von drei Ikebu (1 Thlr. 15 Sgr.) für mich und die beiden begleitenden Jackunins.

An einem andern Ort belustigte ein Gaukler das schaulustige Publikum mit einer Menge von Kunststücken, die er mit Kreiseln anstellte. Einen Kreiseln von 6—8 Zoll im Durchmesser umwickelnd, schleuderte er ihn auf solche Weise, daß er nicht nur in schnelle drehende Bewegung gesetzt, sondern auch wieder auf den Werfenden zurückgezogen ward,

der ihn mit der Hand auffing und auf deren Fläche weiter tanzen ließ. Nun machte er ihn hüpfen, stellte ihn auf die Spitze eines Fächers, den er, ihn gerade in die Höhe haltend, ausbreitete, sodaß sich der Kreisel auf dem dünnen Mittelstäbchen weiter drehte; dann setzte er ihn wieder auf die Fläche der Hand, sprach einige Worte, und der Kreisel legte sich gehorsam zur Ruhe, um nach einer Weile auf einen Wink mit dem Fächer wieder aufzustehen und seinen Kreislauf weiter fortzusetzen. Ein anderer sehr großer Kreisel ward auf einem Tisch laufen gelassen, und ein halbes Duzend kleinerer daneben begann, durch ihn in Bewegung gesetzt, gleichfalls sich zu drehen. Die Kunststücke mit der Geburt von sechs jungen Kreiseln durch einen andern großen, der als ein Weibchen bezeichnet ward, der Laterne, die plötzlich aus einem Kreisel empor sprang, und deren Licht sich bald darauf entzündete, fehlten gleichfalls nicht. Nun nahm der Mann einen kleinern Kreisel, setzte ihn auf die Schneide eines Schwertes, ließ ihn durch Senken der Klinge bis nach der Spitze und durch die umgekehrte Stellung wieder zurück bis zum Griff laufen. Dann wurden zwei große Kreisel in Bewegung gesetzt und auf einen Tisch gestellt; der Gaukler und seine Gehülften nahmen in jede Hand ein Bretchen und begannen einen Marsch zu schlagen, währenddessen sie die Kreisel empor schnehten, bald auf dem einen, bald auf dem andern Bretchen tanzen ließen und sich dieselben gegenseitig zuwarfen. Im Hintergrunde des Schauplatzes waren drei Häuschen aufgestellt, durch eine kleine Galerie miteinander verbunden,



während eine gleiche Galerie auf jeder Seite einen Aufgang bildete. Ein Kreisel ward in eine dieser Galerien gesetzt, lief bis an das erste Häuschen, öffnete die Thür, verschwand durch dieselbe, um aus der zweiten Thür heraus auf der nächsten Galerie nach dem Mittelpavillon zu wandern. Nachdem er auch hier einen Besuch abgestattet und sich im Portal der Mitte gezeigt, setzte er seinen Weg nach dem dritten Häuschen fort, aus dem er durch die letzte Thür und die letzte Galerie herab dem Tausendkünstler in die Hände lief, der ihn auf seinem Weg durch ermutigende Zusprache begleitete, und manchmal, wenn er anscheinend träge ruhen wollte, durch einen Klapps mit dem Fächer bestrafte. Nun erschien ein Kreisel von wenigstens 1 Fuß im Durchmesser; diesen warf der Mann in die Höhe, fing ihn in einer starken Schnur auf, und schleuderte ihn damit noch mehrmals empor; als er ihn zuletzt in der Hand fing, drehte sich der Kreisel auf sein Commando weiter. Zum Schluß ward eine vielleicht 15 Fuß hohe Stange aufgestellt, an deren Spitze ein Regenschirm aus buntem Papier, und aus dessen Mitte ein Faden bis zur Erde herabhing, dessen Ende der Gaukler um einen in Bewegung gesetzten Kreisel schlang. Dieser lief daran hinauf, stieß den Regenschirm auseinander, der eine ganze Masse dünner Streifen von buntem Papier gleich dem Regen einer platzenden Rakete herabsandte. Bei diesen Kunststücken war die erstaunenswerthe Sicherheit, mit welcher der Mann alles dies that, auffallend, dabei war er nicht ohne Grazie, und zeigte seine Künste mehr mit der zierlichen Grandezza eines hochstehenden selbstbewußten



Künstlers, als mit der gewöhnlichen sonstigen Straßenkünstlern eigenen Marktschreierei.

Ein anderer Gaukler ergötzte ein sehr zahlreiches Publikum mit einer der gelungensten, weil der Natur so treu nachgeahmten, Vorstellung. Aus einigen Stückchen bunten Papiers drehte er sich einen Schmetterling, welchen er durch gelinde Bewegung eines Fächers in Bewegung setzte; nun flatterte derselbe um den Kopf des Künstlers, dann senkte er sich auf eine Blume, schwebte einen Augenblick anmuthig über einer Schale mit Wasser, spielte mit einem zweiten Kameraden durch die Luft, und setzte sich, nach dem Belieben der Hand, die seine Bewegungen leitete, auf irgend-einer Stelle zur Ruhe, einmal sogar auf dem rechten Ohr des Mannes, während sein Gefährte auf dem linken Ohr Platz fand. Diese Vorstellung ist hierzulande sehr beliebt. Hr. Harris, der amerikanische Gesandte, sah dieselbe zuerst bei seinem ersten Aufenthalt in Jeddo, und berief einen solchen Gaukler in sein Haus bei Gelegenheit eines dem Chef der Expedition gegebenen Gastmahls. Lord Elgin ward bei seinem Besuch in Jeddo gleichfalls damit unterhalten.

Außer diesen Belustigungen, welche in den Tempelgründen oder deren Nähe stattfinden, scheinen die Japaner allerhand Leibesübungen sehr zu lieben. In jedem auch nur etwas umfangreichen Daimiopalast darf eine Reitbahn nicht fehlen, und kann „wegen Beschränktheit des Raumes“ keine angelegt werden, so sieht man die Yackunins fast täglich auf der Straße vor dem Hause zureiten. Die Leute reiten

mit einfacher Trense, statt des Zügels einen Streifen baumwollenes Zeug in die sehr großen Endringe geknüpft. Der Sattel besteht aus einem engen steilen hölzernen Bock, lackirt und zuweilen vergoldet, über dessen unbequemen Sitz manchmal ein Kissen gelegt wird. An beiden Seiten hängen etwa 2 Fuß lange, 15 Zoll breite Deckel aus gefirnister Pappe, manchmal reich vergoldet. Die schweren schuhförmigen Steigbügel hängen an kurzen starken Lederriemen, sodaß der Reiter entweder mit ganz angezogenen Knien sitzt, oder in den Bügeln steht. Schwanz- und Brustriemen sind mit allerhand Quasten und Schnüren, das Eisenwerk oft mit Vergoldung, eingelegter oder getriebener Arbeit, reich verziert. Das ganze Sattelzeug ist schwerfällig und für einen Nichtjapanesen unbequem, die Eingeborenen jedoch scheinen ziemlich fest daraufzusitzen, und sehen selbst oft ganz gut aus, obschon die zusammengezogenen Knie und der nach vorn übergebeugte Oberleib gerade keinen martialischen Eindruck machen. Wettrennen habe ich nie gesehen; man scheint in den Reitbahnen mehr zu beabsichtigen, den Pferden einen „Paßgang“ beizubringen, wenn sie denselben nicht schon von Natur besitzen, denn diese Gangart ist hier sehr beliebt.

In Ozihiro, am nördlichen Theil des kaiserlichen Schlosses, befindet sich eine große Reitbahn im Freien, und manchmal tummelt eine nicht geringe Anzahl von Reitern ihre Pferde in derselben herum. Das wunderliche Geschirr mit seiner mannichfachen Vergoldung, seinen bunten Farben, die verschiedenen Stoffe, welche um die Schweife der Pferde



gebunden oder ihnen in das Mähnenhaar geknüpft sind, bieten eine interessante belebte Scene.

Zielschießen mit Pfeil und Bogen, in größerem Maßstab als nach jenen Miniaturscheiben in Asaya, bildet gleichfalls ein beliebtes Vergnügen. Die Bogen, deren man sich dazu bedient, sind 7 Fuß und darüber lang, die Pfeile gegen 3 Fuß. Die Scheibe, aus Papier angefertigt, war 4 Fuß im Quadrat, in einer Entfernung von 60 Schritt aufgestellt. Von 100 Pfeilen, die ich zählte, war etwa die Hälfte innerhalb eines Raumes von 12 Zoll im Durchmesser, außerhalb der Scheibe ging kein Pfeil. Die Schützen standen in einer Reihe auf einer Strohmatten mit gespreizten Beinen, ein halbes Duzend Pfeile lag zu den Füßen eines jeden. Der linke Arm und die linke Brust waren entblößt, beide Hände mit starken ledernen Handschuhen bedeckt, der Daumen der Rechten aber durch besonders starkes Leder geschützt. Beim Spannen faßt der Schütze den Bogen ungefähr zwei Fünftheile über dem untern Ende, wo ein Tuchstreifen um denselben gewunden ist, mit der linken Hand; der Daumen der Rechten wird über die Sehne gelegt, und die übrigen Finger darüber zugekniffen. Der Pfeil, in dessen Spalte am untern Ende die Sehne eingeklemmt ist, wird zwischen dem zweiten und dritten Finger der Rechten gehalten, auf dem Zeigefinger der Linken aufgelegt, an welcher Stelle der Bogen mit einem Streifen von dünnem Bambusrohr umgeben ist. Der Pfeil wird zurückgezogen bis die Spitze den Bogen erreicht, und dann losgelassen, indem die ganze Hand geöffnet wird. Ich selbst



habe versucht mit diesen Bogen zu schießen, und auf eine Entfernung von 150 Schritt blieb der Pfeil, dessen Spitze beim Zielschießen abgerundet ist, noch in einer dünnen Planke stecken; allein ich höre, daß einige gute Schützen noch auf 200 Schritt einen Mann treffen. Die Japaner nehmen ihre Stellung vor der Scheibe mit einem etwas caricirten Anstand ein. Nachdem sie die Füße mit großer Grandezza aufgestemmt, halten sie den Bogen mit gestrecktem linken Arm hoch in die Luft, legen den Pfeil mit großer Umständlichkeit auf und ziehen ihn bedächtig zurück; dann wird der Oberkörper weit übergebogen und längs dem Pfeil ein langsames bedächtiges Ziel genommen. Trotz einer gewissen Ostentation, die dabei zur Schau getragen wird, sieht eine Reihe Bogenschützen bei ihrer Beschäftigung sehr grazios aus.

Der Fechtschulen gibt es eine große Anzahl, und obgleich der Zutritt zu denselben nicht gestattet war, konnte ich doch, wenn ich zu Pferde war, leicht durch das Gitterwerk der Fenster sehen. Die Fechter trugen einen Panzer von gespaltenem Bambus, auf Leinwand genäht, über Brust und Rücken, mit Lappen von gleichem Material den Unterleib und die Hüfte deckend, gleich den römischen Kürassen der Kaiserzeit. Der Kopf wird durch eine lederne, starkwattirte Kappe gedeckt, die auch den ganzen Hals umschließt, und vor dem Gesicht befindet sich ein Visir aus Eisenstäben. Die Waffen sind große zweihändige Schwerter, statt der Klinge ein Bündel Bambusstäbe, beinahe 4 Fuß lang, zu Hieb und Stich gebraucht. Die Fuß- und Beinsetzung ist

gleich der beim französischen Stoßen gebräuchlichen, die Knie vielleicht etwas gekrümmter. Der Griff des Schwertes wird in beiden Händen so tief als der Schoß gehalten, die Spitze gegen die Augen des Gegners gefehrt. Die Leute binden die Klingen nicht, sondern springen vorwärts und rückwärts, rechts und links, oft die gegenseitige Stellung wechselnd, so daß jeder die frühere des Gegners einnimmt. Manchmal, wenn einem der Kämpfer das Schwert aus der Hand geschlagen wird, springt er auf seinen Gegner zu, und sucht denselben im Ringen zu Boden zu werfen.

Zielschießen mit Büchsen und Flinten war es nicht möglich in der Nähe zu sehen. Die Uebungen damit fanden in den eingeschlossenen Waffenplätzen der Daimios statt, zu denen der Zutritt nicht gestattet ist; nach dem vielen Feuern zu urtheilen, das man fast täglich in verschiedenen Richtungen hört, wird aber auch dieses nicht vernachlässigt.

Ende des ersten Theils.





